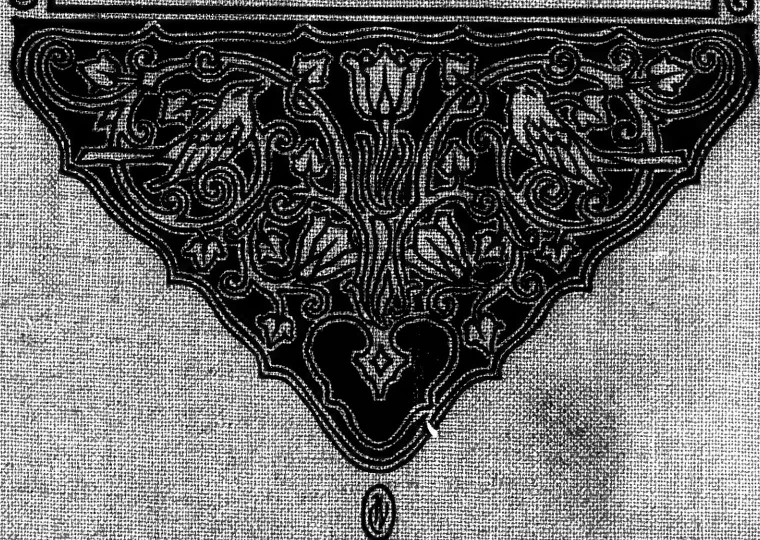
VOLUME

8

Wilhelm von Polenz

Gesammelte Werke



Wilhelm von Polenz

Gesammelte Werke

Band 8



Gesammelte Werke

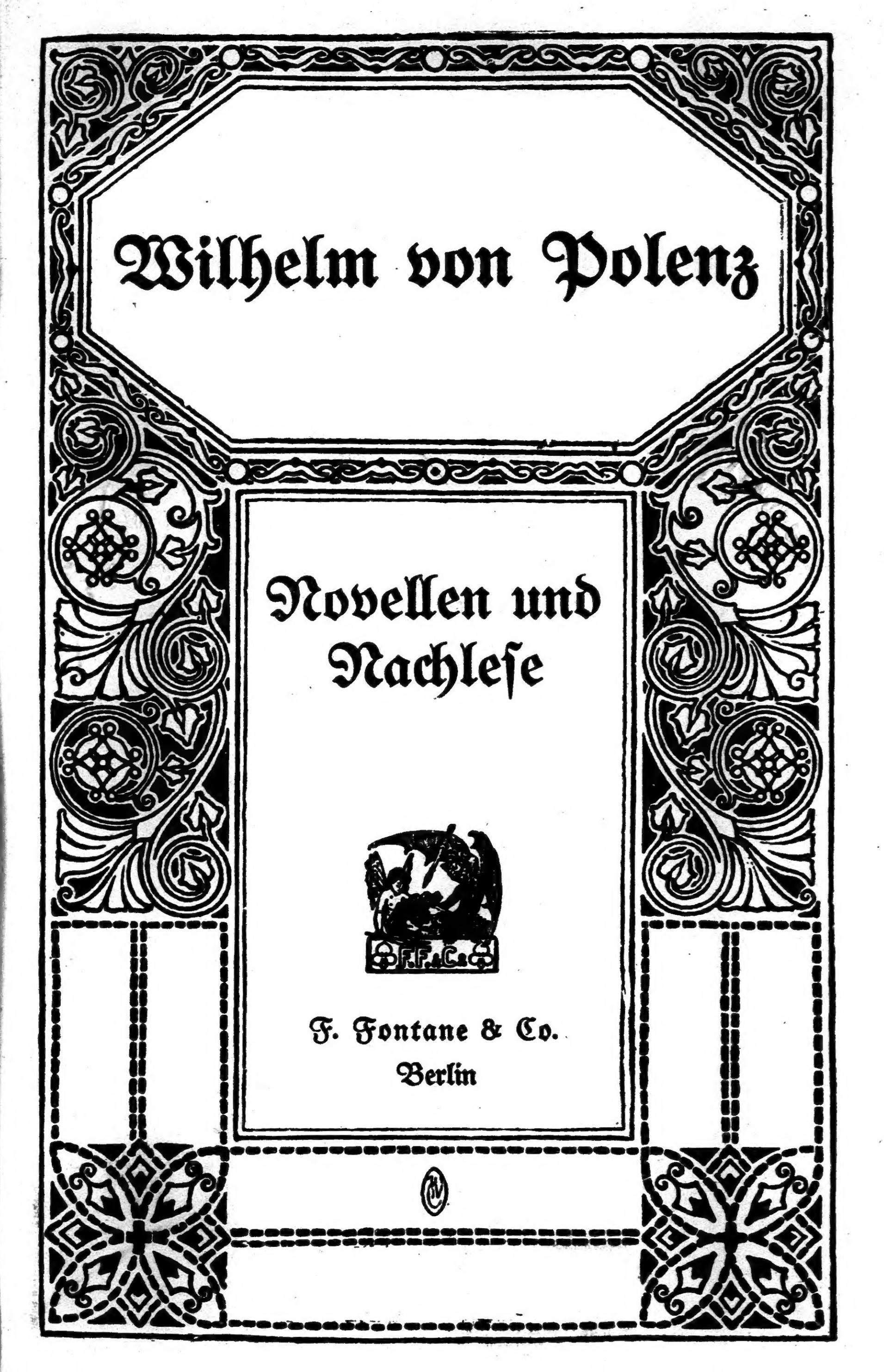
von

Wilhelm von Polenz

Band VIII

Novellen und Nachlese

F. Fontane & Co.
Berlin



Wilhelm von Polenz

Novellen und Nachlese

F. Fontane & Co.
Berlin

Reinheit.

Klein Asta lebte bei ihrer Tante. Mutter sei bei den lieben Engeln im Himmel, hatte man dem Kinde versichert.

Asta ging seit zwei Jahren zur Schule. Die Lehrer waren recht zufrieden mit ihr, weil sie ein fleißiges und folgsames Kind war; nur in der Aufmerksamkeit ließ sie es manchmal fehlen. Sie träumte und hing gern ihren eigenen Gedanken nach, die mit dem, was sie gerade lernen sollte, oft gar nichts zu tun hatten.

Märchen anhören, das war Astas ganze Wonne. Wenn man dem Kinde etwas erzählte, ein Märchen, eine Geschichte, dann strahlten ihre blauen Augen in wunderbarem Lichte und gaben von viel selteneren Schätzen Kunde, als sie ein Märchendichter jemals gehoben hat.

Seitdem Asta lesen gelernt hatte, konnte sie sich auch mit all den wunderschönen Geschichten vertraut machen, die in Büchern geschrieben standen: von Prinzen und Feen, Hexen, Riesen, Zwergen, guten und bösen Menschen. Die Tante freilich, ein älteres Fräulein mit Ringellocken — die Asta so sehr bewunderte, weil sie des Nachts, jede einzeln, eingewickelt wurden —, die Tante überwachte die Lektüre des Kindes. Durchaus nicht alles und jedes durfte klein Asta lesen. „Das ist

nichts für Kinder!" hieß es. Und als Asta eines Tages ein Buch von dem Schreibtisch der Tante genommen, das sie schon lange durch seinen blauen, mit Gold verzierten Einband entzückt hatte, wurde sie, als das alte Fräulein dazu kam, tüchtig ausgescholten und in die Ecke gestellt. Warum — das sah das Kind nicht ein. Denn ein Buch, das einen so schönen Einband hatte, war doch sicherlich sehr gut. Und wenn es gut war, warum sollte sie es dann nicht lesen dürfen? —

Die Tante las selbst viel; doch waren es nicht immer Bücher mit schönen blau- und goldverzierten Einbänden. Im Gegenteil! Die Bücher, die sie aus der Leihbibliothek mitbrachte, hatten meist dunkle, schmutzige, oft auch zerrissene Deckel. Asta konnte sich gar nicht vorstellen, daß in Büchern, die so häßlich aussahen, etwas Hübsches stehen könne. Aber in diesen Büchern durfte sie niemals lesen; das war ihr streng verboten. Und da Asta ein gutes Kind war, widerstand sie auch der Versuchung, hineinzublicken, selbst wenn sie ganz allein im Zimmer war und völlig unbeobachtet; denn der liebe Gott war ja doch immer und überall gegenwärtig und sah alles, was man tat. —

Die Tante hatte eine Freundin, mit der sie oftmals zusammenkam. Dann wurde Kaffee getrunken, Handarbeiten angefertigt und viel dabei gesprochen. Manchmal aber wurde auch vorgelesen. Asta liebte das ganz besonders. Denn die Geschichten, die da zur Vorlesung kamen, waren sehr schwer zu verstehen. Da mußte man sich immer viel dazu denken. Gerade dieses Ergänzen und Nachschaffen aber hatte großen Reiz für das Kind. Denn so schön, wie sie sich die Geschichten selbst ausdenken konnte, wurden sie im Buche nur selten.

Wenn die beiden Fräuleins zusammen waren und sich gegenseitig vorlasen, wurde Asta meist an ihren Kindertisch geschickt zum Spielen: Flechtarbeit, Tapisserie, Topfmarkt oder Puppenstube. „Beschäftige dich, Astachen!“ hieß es dann. Und das Kind beschäftigte sich; das heißt, seine Hände arbeiteten mechanisch mit den Sachen, seine Aufmerksamkeit aber war da drüben beim Vorlesen.

Eines Abends saßen die Damen wieder beisammen. Die Freundin hatte ein Buch mitgebracht, der Einband schien ziemlich neu, gelb mit großen, roten Buchstaben darauf. „Weite Herzen!“ hieß es. Es sei etwas „ganz Modernes und Hochpikantes“, habe der junge Mann in der Buchhandlung gesagt, berichtete die Überbringerin. — „Weite Herzen!“ Was das wohl heißen sollte? Selbst für Astas Phantasie war das zu schwer auszudeuten.

Die Kaffeekanne stand auf dem Tische. Der Kanarienvogel war verhangen worden — das Tierchen hatte nämlich die Angewohnheit, wenn laut gelesen wurde, plötzlich die Andacht durch tolles Zwitschern zu stören —, Asta saß an ihrem Tischchen, heute mit Kanevasnähen beschäftigt; die Tante strickte an einem Strumpfe, die Freundin las vor.

Ein Mädchen mit Namen Rosabella spielte eine große Rolle in dem Buche. Das war ein ganz außergewöhnliches Wesen. Die kleine Asta konnte sie sich gar nicht reizend genug vorstellen. Wie sie da geschildert wurde: im kurzen, fliegenden Röckchen von duftiger Gaze mit rosa Trikot, auf einem weißen Zelter, lächelnd, nach allen Seiten Kußhändchen werfend, von hundertstimmigen „Bravos“ begrüßt. Und dann das Springen durch die Reifen, das Spiel mit den Bällen,

alles vom Pferde aus. Was mußte das für ein wunderbares Wesen sein, das so etwas konnte! Klein Asta stellte sich unter Fräulein Rosabella eine Art von Fee oder Engel vor.

Ein neues Kapitel kam. Die Freundin las ohne Aufenthalt weiter; so interessant war es. „Rosabella bei der Toilette“ ... Ganz entzückend war das Zimmer geschildert; man sah alles vor sich: das große Himmelbett mit den blauseidenen Vorhängen, den Diwan mit der roten Ampel darüber. Ein Spiegel, der von der Erde bis zu der goldstrahlenden Decke reichte. Auf dem Frisiertisch das silberne Toilettenservice. In einem Käfig „Koko“, der Papagei, der „Süßes Herzchen“ sagen konnte. Der Fußboden bedeckt mit Teppichen, in denen der Fuß versank. Und inmitten dieser Pracht: Rosabella, die von einer alten Frau frisiert wurde.

„In goldenen Wellen fiel ihr weiches, blondes Haar über den schlanken Alabasterhals und die weißen Schultern zum Boden hinab.“ — Die alte Frau dagegen, welche dieses herrliche Geschöpf bediente, war sehr häßlich geschildert. Sie hatte einen „zahnlosen Mund und falsche, grünschillernde Augen“. Asta faßte sofort einen starken Haß gegen diese Alte; das war gewiß eine Hexe. — Während die alte Dienerin Rosabellas Haar auskämmte und ein Brillantdiadem darin befestigte, klopfte es an die Tür. Ein Diener erscheint: „Empfehlung von Seiner Durchlaucht dem Prinzen, und er schickt dieses Bukett dem Fräulein.“ — Die Alte nimmt dem Lakaien die Blumen ab, dann geht sie von neuem an das Frisieren der Herrin.

„Ich kann das Diadem nicht ausstehen!“ rief Rosabella und schürzte den reizenden Mund, „es drückt mich!“

„Aber es ist doch ein Geschenk vom Herrn Kommerzienrat, und der Herr Kommerzienrat kommt heute abend!“ erwiderte die Alte mit vielsagendem Lächeln.

„Ach, laß mich mit dem Kommerzienrat!“ schmollte Rosabella und stampfte mit dem reizenden Füßchen heftig auf den Boden. „Das ist ein alter Ekel. Ich kann ihn nicht ersehen!“ —

„Aber er bezahlt dir die Wohnung, Kindchen!“ sagte die Alte mit bedeutungsvollem Blicke. — In diesem Augenblicke klingelte es. „Das wird der Herr Kommerzienrat sein,“ rief die Dienerin, und eilte zur Tür. Ein kleiner, gebückter Alter trat ein mit grauem Backenbart und vielen Runzeln im Gesicht. Er lächelte freundlich. In der Hand trug er eine Bonbonnière. „Bon soir, reizende Rosabella!“ rief er mit näselnder Stimme, öffnete die Bonbonnière und schritt auf Rosabella zu, der er die alte runzlige Hand auf die weiße Schulter legte. „Mein Schätzchen, hier“ ....

An dieser Stelle räusperte sich die Tante. Und da die Freundin, den warnenden Ruf überhörend, weiterlas, stand sie auf: „Antoinette! pour l'enfant!“ — Die Freundin sah auf, ärgerlich, an der interessantesten Stelle unterbrochen zu werden. „Sie versteht ja doch nichts davon!“ — „O, man ist sehr klug!“ — „So schick' sie doch zu Bett, wenn du denkst ...“

„Astachen, mein Kind!“ sagte die Tante, „du hast nun genug gearbeitet. Du wirst müde sein. Geh zu Bett, gutes Kind!“

Dem Mädchen standen die Tränen in den Augen. Gar zu gern hätte sie gehört, wie die Geschichte noch weiter gehen würde. Sie packte ihre Sachen zusammen, sagte „Gute Nacht“, küßte den Damen die Hand und ging.

Auf ihrem Zimmer zog sie sich ganz schnell aus, sprach, vor dem kleinen Bett niederkniend, ihr Gebet und huschte dann unter die Decke. Alles so flink wie möglich! Denn jetzt kam das Schönste: jetzt konnte sie ungestört nachdenken und das Gehörte weiterspinnen, wie sie es schon so oft getan, ohne daß irgend jemand eine Ahnung davon gehabt.

Denn klein Asta war eine Dichterin, trotz ihrer sieben Jahre. Ein viel reicheres Dichtergemüt jedenfalls als der Mann, welcher die Erzählung geschrieben, von der sich die alten Mädchen nebenan die Ohren kitzeln ließen. Bald hatte die kindliche Phantasie die Ergänzung zu dem Gehörten gefunden:

Rosabella war ein gutes Mädchen. Sie hatte eine Mutter. Als die starb, sagte sie zu ihrem Kinde: „Rosabella, ich fühle, daß ich sterben werde; bleibe fromm und gut, und vor allem: nasche niemals! Süßigkeiten sind nicht gut für Kinder! Wenn du die schönsten Bonbons siehst, Schokoladenplätzchen, Kandiszucker, Pfeffernüsse, Pralinés, sollst du an mich denken und nicht davon essen.“ Mit diesen Worten starb die gute Mutter und wurde begraben. Rosabella aber beweinte sie sehr und dachte immerfort an das Versprechen, welches sie der Mutter gegeben hatte. Die Stiefmutter aber, welche die kleine Rosabella bekam, das war eine böse Frau mit grünschillernden Augen. Die wollte das gute Mädchen immer zu allerhand Bösem verführen. Rosabella aber blieb fromm und gut und wurde ein großes, schönes Fräulein, mit goldblondem Haar und einem Schwanenhalse. Die Schönste war sie im ganzen Lande, und der Prinz hatte gesagt, wenn er wüßte, daß sie ebenso tugendhaft wäre, wie sie schön sei, dann möchte er sie wohl zu seiner Frau machen. Eines

Tages nun, als das gute Mädchen gerade vorm Spiegel saß und sich von der bösen Stiefmutter das Haar machen ließ, da klopfte es, und ein altes Männchen trat herein, buckelig, mit einer krähenden Stimme, das sagte: „Grüß dich Gott, mein liebes Mädchen! Ich habe gehört, daß du so schön bist, und hier bringe ich dir eine ganze Schachtel voll Bonbons. Sieh nur her! Da sind Schokoladenplätzchen, Kandiszucker, Pfeffernüsse, Pralinés. Alles, was das Herz begehrt, so süß, wie du noch niemals etwas gekostet. Ich weiß, du liebst dergleichen. Nun lange zu und iß nach Herzenslust. Und wenn du willst, sollst du jeden Tag eine solche Schachtel voll von mir geschenkt bekommen."

So sprach das alte Männchen. Die böse Stiefmutter aber, als sie die Pracht sah, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: „O, du glückliches Geschöpf! Solche schöne Sachen habe ich mein Lebtag noch nicht gesehen!" Das Männchen aber stellte die Schachtel mit den Bonbons vor Rosabella hin und forderte sie auf, zuzulangen.

Da sagte das gute Mädchen: „Nimm deine Bonbons nur wieder fort! Meine Mutter hat mir verboten, zu naschen. Ich soll niemals Süßigkeiten essen und wenn es die schönsten Sachen wären: Schokoladenplätzchen, Kandiszucker, Pfeffernüsse, Pralinés. Ich will halten, was ich meiner Mutter versprochen habe."

Als das alte Männchen das hörte, da schmunzelte es vor Vergnügen. „Rosabella!" sagte es, „du bist wahrlich ebenso tugendhaft, wie du schön bist! Heil dir! Nun habe ich die Braut gefunden." Während er so sprach, wuchs er vor den Augen des Mädchens in die Höhe, sein Buckel schwand, und seine Falten glätteten sich. Bald war es ein schöner, junger Mann

in prächtigen Kleidern; auf dem Lockenhaar trug er ein goldenes Krönlein, und als sie ihn sich näher ansah, war es der Prinz in eigener Person. „Komm mit mir, Rosabella!“ sagte der Prinz, „unten wartet mein Gefolge auf dich. Ehe wir aber gehen, wollen wir erst dieser alten Hexe den Garaus machen.“ Damit wollte er der bösen Stiefmutter an den Leib. Die verwandelte sich aber schnell in einen schwarzen Kater mit grünen Augen und sprang ins Ofenloch, das gerade offen stand. Der Prinz machte die Ofentür rasch hinter ihr zu. „So, nun muß sie ersticken da drinnen!“ sagte er; „du aber, Rosabella, meine Braut, komm mit mir!“ —

So hatte sich klein Asta die Geschichte weiter gedacht. —

Inzwischen lasen die beiden alten Fräuleins im anderen Zimmer die Novelle zu Ende. — Als die Tante dann an Astas Bett kam, fand sie das Kind schlafend. Hinter dem kleinen Bette aber stand eine hohe, lichte Gestalt im weißen Gewande, die einen Lilienstengel in den gefalteten Händen hielt.

Die Augen der Tante sahen nichts von dem Engel. Denn die Reinheit erkennt nicht, wer selbst nicht reinen Herzens ist.

Das Ärgernis.

Vor dem Landgericht zu Bergisfelde sollte ein interessanter Fall zur Verhandlung kommen. Es handelte sich um § 183 des Strafgesetzbuches.

„Wer durch eine unzüchtige Handlung öffentlich ein Ärgernis gibt, wird mit Gefängnis bis zu zwei Jahren oder mit Geldstrafe bis zu fünfhundert Mark bestraft. Neben der Gefängnisstrafe kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.“

Der Fall war, wie gesagt, nicht ganz alltäglich und hatte schon im voraus einiges Aufsehen erregt. Nicht bloß in Juristenkreisen war man neugierig auf den Ausgang der Verhandlung. Auch in der Bürgerschaft des Städtchens wartete man mit Spannung, wie das Verdikt der Strafkammer ausfallen würde. Waren doch nicht weniger als sieben bis dahin unbescholtene junge Männer angeklagt.

Es war daher nicht zu verwundern, daß ein stärkerer Andrang als gewöhnlich zum Sitzungssaale stattfand. Verwandte und Bekannte der sieben Angeklagten wollten doch sehen, wie es den jungen Leuten wohl ergehen werde, ob sie wirklich mit dem Gefängnis Bekanntschaft machen sollten oder ob sie mit Geldstrafe wegkommen würden. Andere lockten auch wieder andere Gründe, sich die Verhandlung mit anzuhören. Eine heikle Sache! —

Eine äußerst heikle Sache! — Skandalsüchtige Leute, deren es auch in Bergisfelde gab, waren auf allerhand Enthüllungen gefaßt.

Aber leider machte der Gerichtshof einen Strich durch die Erwartungen eines neugierigen Publikums, indem er kurzerhand die Öffentlichkeit der Verhandlung ausschloß. Man sah sich also gezwungen, einstweilen im Vorzimmer und auf den Wandelgängen die Verkündigung des Urteils abzuwarten.

Auf der Anklagebank hatten die sieben Angeklagten Platz genommen, lauter stramme, junge Männer. An ihrem frischen, gepflegten Äußeren konnte man erkennen, daß sie die Dienstzeit noch nicht lange hinter sich hatten; sie hielten etwas auf ihren äußeren Menschen. Samt und sonders waren sie wohlrasiert und mit reinen Manschetten und Hemdkragen erschienen. Vor ihnen saß der Rechtsanwalt, den sie sich gemeinschaftlich ausersehen hatten, ihre Sache zu führen. Der Advokat war ein junger Mann, noch nicht lange am Orte, hatte sich aber bereits den Ruf eines gewandten und findigen Verteidigers zu erwerben verstanden. Ein solcher Mann war aber auch nötig für die Angeklagten; ihre Sache stand nicht zum besten. Der Staatsanwalt hatte gesprächsweise bereits die Absicht verlauten lassen, „die sieben Kerls eklig reinfliegen zu lassen." — Es müsse einmal ein Exempel statuiert werden zur Abschreckung. Darum werde er Gefängnis beantragen, mit Geldstrafe wollte er die Angeklagten diesmal nicht durchlassen.

Es waren nur zwei Zeugen geladen; zwei Frauen, eine ältere und eine jüngere: Fräulein Zuckert und Therese, ihr Dienstmädchen.

Es begann die Vernehmung der Angeklagten über ihre persönlichen Verhältnisse. Die sieben Männer be-

fanden sich durchweg im Alter von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren; sie stammten aus kleinbürgerlichen Familien, waren Handwerker oder Gesellen. Ledig waren sie alle. Das Strafregister ergab, daß nur einer von ihnen, der lange Wenzel, wegen Ruhestörung bereits zu drei Tagen Haft verurteilt worden war; die übrigen sechs Jünglinge waren unbeschriebene Blätter.

Der lange Wenzel, ein Kunstschlosser von Gewerbe, stand als Flügelmann in der Anklagebank. Er antwortete schnell und schlagfertig; seine klugen Augen verfolgten den Eindruck seiner Antworten auf den Gesichtern der Richter.

In üblicher Weise kündete der Vorsitzende jetzt den Zeugen an, daß sie den Saal zu verlassen und draußen zu warten hätten, bis man sie wieder hereinrufen würde. Fräulein Zuckert und ihr Mädchen verließen darauf, vom Gerichtsdiener geleitet, das Lokal.

„Wenzel!“ hieß es nun, „erzählen Sie uns mal, wie sich die Sache eigentlich zugetragen hat. Es war, nach Ausweis der Akten, an einem Sonntagnachmittag, im Juli, abends gegen sieben Uhr . . .“

„Nein, Herr Gerichtsdirektor, es ging schon stark auf acht.“

„War es schon dunkel?“

„So ziemlich!“

„Aber man konnte doch noch ganz gut sehen, nicht wahr, Wenzel? Denn darauf kommt es hier an.“

„Das weiß ich nicht, Herr Gerichtsdirektor. Ich meine, wenn eins einmal was sehen will, dann kann eins immer was sehen.“ —

Der Staatsanwalt ließ hier ein Zeichen von Unwillen blicken; den Vorsitzenden machte die Antwort stutzig.

„Was wollen Sie damit sagen, Wenzel? Drücken Sie sich deutlicher aus! ‚Wenn eins was sehen will‘ .... wer hat was sehen wollen?“

„Die Alte hätte doch bloß nich hinzugucken brauchen, wenn's ihr nich paßte, daß wir dort badeten.“

Abermals ein feindlicher Blick des Staatsanwalts.

„Sie wollen doch nicht etwa behaupten, Wenzel, dem Fräulein Zuckert habe es Vergnügen gemacht, daß sich hinter ihrem Gartenzaun sieben junge Menschen am hellen lichten Tage gebadet haben — noch dazu in seichtem Wasser? —“

Der Richter sah den Angeklagten forschend an.

Wenzel machte ein vielsagendes Gesicht und zuckte mit den Achseln.

„Wollen Sie behaupten, so etwas sei angenehm für die Anwohnenden? Nein! Fräulein Zuckert ist mit Recht entrüstet gewesen über eure Schamlosigkeit, noch dazu, da auch ihr Mädchen Zeuge des unanständigen Vorgangs geworden ist. — Aber erzählen Sie jetzt mal weiter! Also es war um sieben Uhr abends — wo kamt ihr her?“

„Wir kamen von der Forstschenke.“

„Was hattet ihr dort getrieben?“

„Kegel geschoben!“

„Hattet ihr den Plan, zu baden, schon vorher gefaßt?“

„Nein! Es war furchtbar heiß gerade den Tag ...“

„Der betreffende Teich liegt am Wege nach dem Forsthaus. Es ist eigentlich nur eine Pfütze. Der Gartenzaun von Fräulein Zuckert läuft daran entlang. Ich habe mir die Lokalität angesehen daraufhin.“ — Dies sagte der Vorsitzende mehr zu den Beisitzern. — „Das Haus von Fräulein Zuckert liegt einsam. Der

Gartenzaun, um den es sich handelt, ist ein gewöhnlicher Lattenzaun, ziemlich dicht. — — Also weiter!"

„Es war furchtbar heiß gerade den Abend, und wir kamen vom Kegeln. Da sage ich, als wir an dem Teich vorbeikommen: hier wäre gerade ein hübsches Fleckchen zum Baden; hier kann uns niemand sehen."

„Sagten Sie: ‚Hier kann uns niemand sehen?'"

„Ja, das habe ich gesagt!"

Der Vorsitzende fragte die übrigen, ob sie das: ‚Hier kann uns niemand sehen' gehört hätten. Sie bejahten die Frage einstimmig. Der Rechtsanwalt nickte zufrieden mit dem Kopfe.

„Erzählen Sie weiter, Angeklagter Wenzel!"

„Also, wir nicht lange gefackelt, weil's doch eben so heiß war und weit und breit kein Mensch zu spüren. Die Kleider herunter vom Leibe . . ."

„Badehosen hatten Sie nicht?"

„Aber Herr Gerichtsdirektor!" meinte Wenzel mit überlegener Miene. „Wir hatten's uns doch gar nicht vorgenommen, baden zu gehen."

„Nun gut! — Also Sie entkleideten sich. Was habt ihr mit den Kleidern gemacht?"

„Die hingen wir auf einen Pfahl, der dort stand."

„Der Pfahl stand wohl nicht ganz zufällig da. Auf diesem Pfahl befand sich nämlich eine Tafel; und was stand auf der Tafel geschrieben, Wenzel?"

„Das haben wir nicht gelesen."

„Es stand darauf geschrieben, schwarz auf weiß, mit großen, leserlichen Buchstaben: ‚In diesem Teiche ist das Baden bei Strafe verboten!' — Über diese Tafel also habt ihr eure Kleider gehangen. — Was wurde nun?"

„Dann haben wir uns eben gebadet und, als wir damit fertig waren, uns wieder angekleidet."

„Halt mal! da lassen Sie doch wohl einiges aus, Wenzel! Habt ihr einfach nur gebadet?"

„Ja, es war so warm den Abend, Herr Gerichtsdirektor!"

„Und weil es so warm war, da mußtet ihr durch Lärmen, Toben und allerhand Narrenspossen euer Mütchen kühlen, nicht wahr?"

„Wir sind Turner, Herr Gerichtsdirektor!"

„Turner! — Soll das eine Entschuldigung sein? Turner! — Was habt ihr denn da geübt?"

„Bockspringen und die Sieben-Männer-Standpyramide."

„Sieben-Männer-Standpyramide, was ist das?"

„Zu unterst stehen zwei Mann, die halten zwei auf den Schultern und zwei auf den Armen, und zu oberst steht einer auf dem Kopfe; das war ich."

„Wenzel! wenn Sie das im Turnsaal üben, im Kostüm, da ist nichts dagegen zu sagen. Aber im Freien, öffentlich, in der Nähe von Wohnhäusern. — — War Ihnen das Unzüchtige Ihrer Handlungsweise denn nicht bewußt?"

„Wir denken doch nicht, daß uns Leute zusehen werden!"

„Wußten Sie gar nicht, daß ein Fräulein in dem Hause wohnt, allein, mit ihrem Mädchen?"

Ein eigentümliches Lächeln glitt über Wenzels Züge. Er schwieg.

„Kennen Sie die beiden Frauen da in dem Hause, Wenzel?"

„Das Mädel habe ich wohl mal gesehen — die Alte, von der weiß ich nichts."

„Da Ihnen bekannt war, daß dort Frauen, unverheiratete Frauen wohnten, mußten Sie da nicht

doppelt vorsichtig sein, kein Ärgernis zu geben? Habt ihr euch das gar nicht überlegt, daß euer Benehmen schweres Ärgernis geben würde? Ist keinem von euch Sieben der Gedanke gekommen?"

Die Angeklagten schwiegen, der Rechtsanwalt rückte unruhig hin und her auf seinem Platze.

Endlich meinte Wenzel:

„Ja, Herr Gerichtsdirektor, wir haben's doch den Weibsbildern nicht geheißen, durch die Latten zu gucken. Wenn die uns was abgeguckt haben, da können wir doch nichts dafür!"

Der Staatsanwalt fuhr halb von seinem Stuhle in die Höhe.

Der Vorsitzende verwies dem Angeklagten die Dreistigkeit. Man werde den wahren Sachverhalt ja von den Zeugen zu hören bekommen. Er beauftragte den Gerichtsdiener, zunächst mal die Zuckert hereinzurufen.

Das Fräulein erschien. Ihr Gesicht war spitz, zeigte eine ungesund gelbliche Farbe. Über den Ausdruck des Auges konnte man nicht recht klug werden; sie trug eine rauchfarbene Brille. Verlegen schien sie durchaus nicht; mit halb spöttischem Lächeln trat sie vor die Richter hin.

Die Dame wurde zunächst über ihre Personalien vernommen. Sie war 56 Jahre alt, evangelisch, Hausbesitzerin, ledig, mit keinem der Angeklagten verwandt oder verschwägert.

Sie wurde vereidigt.

Der Vorsitzende hatte kaum den Mund zum Fragen geöffnet, als die Zuckert schon losplatzte: Sie sei an jenem Sonntagnachmittag in ihrem Garten gewesen, nichtsahnend, da auf einmal ein Schreien, Johlen,

Plantschen im Wasser, Männerstimmen! — Sie des Todes erschrocken! Habe gleich Niedertracht gewittert, in die Erde habe sie versinken wollen vor Entsetzen und Scham über solche Frechheit . . . . . .

Der Vorsitzende unterbrach ihren Redefluß. Sie solle sich mehr an die Tatsachen halten und nur berichten, was sie wahrgenommen habe.

‚Was sie wahrgenommen habe?‘ —

Deshalb seien die Sieben ja dort verklagt! Alles das sei ihr ja nur zum Schabernack geschehen, das wisse sie ganz genau, das könne sie beschwören. Man habe sie ärgern wollen und verhöhnen, weil sie ein anständiges Frauenzimmer sei, dem niemand nichts nachsagen könnte. Und sie hoffe, den Sieben werde es ordentlich eingetränkt werden, besonders aber dem Menschen, dem Wenzel, denn der sei der Rädelsführer gewesen.

Der Vorsitzende schüttelte mißmutig den Kopf. Aus so einem Frauenzimmer sollte einer mal ein vernünftiges Zeugnis herausbekommen!

„Erkennen Sie die Angeklagten wieder, Fräulein Zuckert?“ fragte er. „Sind das die Leute, die damals neben Ihrem Grundstück gebadet haben?“

Die Zeugin wandte sich nach der Anklagebank um und fixierte die einzelnen durch die Brille.

„Natürlich! das sind die Menschen alle?“

Hier erhob sich der Rechtsanwalt und bat festzustellen, wie weit die Zeugin imstande gewesen sei, von dem „inkriminierten Vorgange“ etwas zu erkennen. Es werde behauptet, daß Fräulein Zuckert sehr schlecht sehe.

Die Zeugin mußte zugeben, daß ihr Augenlicht schwach sei.

„Deshalb also wohl, um die Badenden genauer zu sehen, traten Sie an den Lattenzaun heran, Fräulein

Zuckert, und guckten durch eine Klinze?" fragte der Rechtsanwalt.

Die Zuckert blieb darauf die Antwort schuldig, blickte nur mit giftiger Miene auf den indiskreten Menschen von einem Advokaten.

Der Vorsitzende ließ nun die andere Zeugin hereinrufen.

Therese trat ein. Sie war ein niedliches Ding. Niedergeschlagenen Blickes trat sie vor. Offenbar stand sie zum ersten Male vor Gericht; das Herz klopfte ihr.

Sie war zwanzig Jahre alt, Dienstmädchen bei Fräulein Zuckert, evangelisch, ledig, mit keinem der Angeklagten verwandt oder verschwägert.

Nachdem er sie vereidet, fragte der Vorsitzende die Zeugin, ob sie die Angeklagten kenne. Ein verschmitztes Zucken auf dem Gesicht des langen Wenzel; er suchte den Blick des Mädchens zu fangen, als sie sich nach der Anklagebank umwandte.

Ein leises „ja!" kam von Theresens Lippen. Sie kannte die Angeklagten sämtlich.

Woher denn wohl? wollte der Vorsitzende wissen.

Nun, von der Schule her, auch von der Straße und — das letztere kam schüchtern heraus — mit einem oder dem anderen habe sie auch schon getanzt.

Ob sie die jungen Männer neulich beim Baden wiedererkannt habe?

Das Mädchen errötete tief; ihr „ja!" war kaum zu vernehmen.

Ob sie denn auch mit durch den Lattenzaun geguckt habe?

„Ja."

Wozu denn? Was sie denn dazu veranlaßt habe? — Längere Pause!

Der Vorsitzende redet dem Mädchen zu, das zu schluchzen beginnt. Sie solle nur getrost alles sagen, sie sei verpflichtet, „nichts zu verschweigen", wie sie vor Gott beschworen habe. —

Da endlich kam das Geständnis: sie habe erst gar nicht hingucken wollen, ihre Herrin hätte sie an den Zaun herangerufen; durchgucken habe sie sollen und sagen, was sie sehe, weil doch das Fräulein selbst nicht gut sehen könne.

Die Richter sahen sich bedeutungsvoll an.

„Wird noch eine Frage an die Zeugen gewünscht? Sonst schließe ich das Verhör," erklärte der Vorsitzende.

Der Staatsanwalt bat, beide Zeugen darüber zu vernehmen, wie weit sie an dem Vorgange Ärgernis genommen hätten.

Die Zuckert verfehlte nicht, zu beteuern, wie entrüstet sie gewesen sei.

Schwieriger war es, eine genügende Antwort darüber aus Therese heraus zu bekommen.

Ob sie Ärgernis genommen habe?

„Ärgernis!" — das Wort stand offenbar nicht in dem Lexikon des Mädchens. Der Staatsanwalt, der sich die Erlaubnis erbeten, die Zeugin zu befragen, gab sich die größte Mühe, ihr den Begriff des „Ärgernisses" klar zu machen.

Ob sie sich verletzt gefühlt habe, ob ihre Schamhaftigkeit, ihr „weibliches Zartgefühl", ihr „sittliches Bewußtsein" sich entrüstet, empört, aufgelehnt habe? Mit einem Worte: ob sie sich nicht geärgert habe an dem Gebaren der Angeklagten? —

Therese überlegte, sie war gewissenhaft von Natur. Ärgernis? —

Sie kannte die jungen Männer ja alle so gut,

Wenzel vor allen, ihren Lieblingstänzer! Liebe Kerle waren es alle Sieben und dabei tüchtige Burschen, wenn auch etwas wild. —

Daß sie sich gebadet hatten, was war da weiter dabei? Daß sie nichts dabei angehabt hatten, das war ja allerdings zum Erröten gewesen, und daß sie, Therese, jetzt darüber Rede und Antwort stehen mußte, daß man sie vor den Angeklagten so etwas fragen konnte, das war wirklich schlimm, und deshalb hatte sie auch weinen müssen. — Aber „entrüstet und empört" und was der Herr Staatsanwalt alles wollte, oder gar „geärgert" — nein, geärgert hatte sie sich wirklich nicht daran.

Der Staatsanwalt mußte es schließlich aufgeben, ein „Ärgernis" bei dieser Zeugin zu konstatieren. Es war traurig! Auf ein so „mangelhaft entwickeltes Schamgefühl", wie dieses Mädchen hier an den Tag legte, waren die Gesetze eben nicht zugeschnitten. —

Nachdem die Verteidigung im Namen der sieben Angeklagten auf weitere Fragen und Erläuterungen verzichtet hatte, erhielt der Vertreter der Staatsanwaltschaft das Wort.

Der Beamte hielt „die Beschuldigung allenthalben aufrecht". Die Erfordernisse des § 183 seien formell wie materiell erfüllt. Über die Unzüchtigkeit der Handlung sei kein Zweifel. Die Öffentlichkeit könne auch nicht in Abrede gestellt werden, und das Ärgernis sei wenigstens bei einer Person konstatiert. Mildernde Umstände könnten nicht geltend gemacht werden. Die Handlungsweise der Angeklagten sei vielmehr als besonders roh und verwerflich anzusehen, weil dadurch eine fein organisierte und schamhafte Frauennatur, die Zeugin Zuckert, in ihren Gefühlen aufs tiefste verletzt

worden. Er beantrage daher strenge Bestrafung der Angeklagten.

Der Herr Staatsanwalt sprach kurz, klar und schneidig, wie dies seine Art war.

Der Verteidiger betonte in seinem Plaidoyer vor allem, daß ein vom Gesetze erfordertes wesentliches Merkmal nicht vorhanden sei: das „Ärgernis". Die eine Zeugin habe es ihrerseits in Abrede gestellt, und die andere Zeugin habe zwar behauptet, Ärgernis genommen zu haben, aber es sei die Frage, worin ihr Ärgernis eigentlich bestanden; ob nicht vielleicht darin, daß sie nicht genug hatte sehen können von dem, was sie offenbar nur zu gern gesehen hätte? — —

Hier unterbrach ihn der Vorsitzende; er ersuchte den Herrn Anwalt, nicht ohne Not die Zeugen zu verdächtigen.

Der Verteidiger fuhr fort: Es komme nicht viel darauf an, was Fräulein Zuckert gesehen oder nicht gesehen habe, denn selbst wenn sie im Besitze des schärfsten Sehvermögens wäre, würde er *ihr* niemals ein „Ärgernis" zutrauen. Gewiß habe der Gesetzgeber recht, wenn er das Anstandsgefühl und die Schamhaftigkeit schütze und Sorge dafür trage, daß durch Überschreiten des Sittengesetzes kein Schaden gestiftet werde. Aber man dürfe nicht bloß fragen, ob eine Handlung objektiv geeignet sei, Ärgernis zu erregen, sondern vor allem, ob, subjektiv, eine Person fähig sei, Ärgernis zu empfinden. Der Satz: „Dem Reinen ist alles rein" sei auch umgekehrt wahr: „Dem Unreinen ist alles unrein!"

Hier eine abermalige Unterbrechung durch den Vorsitzenden.

Unbeirrt fuhr der Advokat fort: Es frage sich hier, was schlimmer sei, sieben badende junge Männer —

wenn auch ohne Badehosen — oder hinter einem Lattenzaun eine, wie der Herr Staatsanwalt sie genannt habe: ‚fein organisierte und schamhafte Frauennatur', die ihre schlechten Augen durch die ihres einfältigen Dienstmädchens zu ersetzen suche. Auf Entscheidung dieser Frage komme es hier einzig und allein an. Mit Freisprechung des eines Teiles sei der andere verurteilt. Er könne keinen Augenblick im Zweifel darüber sein, wie der Spruch des Gerichtes ausfallen werde. Er beantrage Freisprechung seiner Klienten.

Und der Gerichtshof besaß Humor genug, dem Antrage des Verteidigers gemäß auf kostenlose Freisprechung sämtlicher sieben Angeklagten zu erkennen.

Ehen werden im Himmel geschlossen.

„Ella, schläfst du schon?“ fragte Ruth aus ihrem Himmelbette heraus. — Keine Antwort vom anderen Bette, das an der jenseitigen Wand stand.

Ruth warf sich enttäuscht in die Kissen zurück; sie hatte gehofft, die Cousine sei wach. Dann hätte man noch eine Stunde oder zwei verplaudern können. Das siebzehnjährige Mädchen konnte nicht einschlafen, das Herz war ihr voll.

Unruhig warf sie sich hin und her. Wie warm es doch in diesen Sommernächten war! Man hatte das Fenster nur angelehnt, und trotzdem glaubte sie, ersticken zu müssen. Eine Decke nach der anderen hatte sie von sich geworfen, das half nichts; die Wärme kam bei der kleinen, heißblütigen Ruth von innen.

Wie laut der Springbrunnen unten im Park plätscherte. Sie legte eine Melodie in das gleichmäßige Fallen der Tropfen. Und vom Teiche her das Quaken der Frösche in Tonleitern — die Sommernacht hatte ihr Konzert. — Jetzt rief ein Käuzchen, ein anderes antwortete ihm von dem großen, efeuumrankten Turme her, der dicht neben dem Schlafstubenfenster ansetzte. Die beiden Cousinen schliefen in dem alten Teile des Herrenhauses.

Jetzt vernahm Ruths wachsames Ohr ein Geräusch vom anderen Bette her, etwas wie ein unterdrücktes Räuspern. — Ella schlief also doch noch nicht.

„Ella, schläfst du schon? — Sage doch!"

Abermals keine Antwort.

Ruth zog die Beine im Bette in die Höhe, setzte sich auf und blickte nach dem anderen Bette hinüber; es lag zu sehr im Schatten, sie konnte nichts sehen. Ruth war mißtrauisch geworden, sie sprang zum Bette hinaus und lief mit bloßen Füßen durchs Zimmer zur Cousine.

Sie tastete im Dunkeln umher am Kopfende des Bettes und griff der anderen ins Gesicht. Die schrie auf.

„Pardon! —" meinte Ruth.

„Na, höre mal! —"

„Du schliefst also doch nicht, Ella."

„Natürlich schlief ich nicht."

„Aber, was antwortest du denn nicht, wenn man dich ruft?"

„Weil ich nicht wieder die halbe Nacht mit dir verschwatzen will."

„Aber, Ella, es ist doch so hübsch. Gerade des Nachts unterhält man sich so gut." Ruth hatte sich auf den Bettrand gesetzt, die Hände über dem Knie gekreuzt. „Du — weißt du, es ist, glaube ich, weil man im Dunkeln die Gesichtszüge nicht sieht, deshalb unterhält man sich so gut. — Meinst du nicht auch?"

„Ach was — ich schlafe lieber!" brummte die andere und kehrte sich im Bette um, der kleinen Ruth den breiten Rücken zuwendend.

Diese saß eine Zeitlang schweigend, dann meinte sie: „Du, Ella, ich gehe mal ans Fenster. Das stört dich doch nicht. Im Bette ist es unausstehlich."

„Erkälte dich nicht.“

„Ach, es ist ja ganz warm.“ —

Ruth hatte das Fenster geöffnet. Eine Flut milder Nachtluft drang in das Zimmer. Draußen herrschte Tageshelle. Das Mädchen war einen Augenblick wie geblendet; der Mond stand ihr gerade gegenüber. Wie eine silberne Kugel schwamm er in freier Luft. Die Mauer des Herrenhauses, am Tage grau und fleckig, erschien wie weiß getüncht in dem verschwenderischen Lichte. Von Westen her kam eine Herde weißer Schäfchenwolken herauf, ihre Vließe waren versilbert. Hinter ihnen drein zog eine größere Wolke von dunklerer Färbung; wer Phantasie besaß, konnte sie zu einem jagenden Schäferhunde machen — und Phantasie besaß die kleine Ruth.

Unten im Park konnte man dort, wo das Mondlicht hinfiel, jedes Blatt und jeden Kiesel erkennen.

Um so schwärzer lagen die Schatten hinter Bäumen und Boskets, wie schwarze phantastische Kleidungsstücke lagen sie da, die irgend welche übermütige Geister von sich geworfen, um sich in solcher erquickenden Nacht ihrer Nacktheit zu erfreuen.

Von den drei Schalen des Springbrunnens schwebte es beständig wie gesponnenes Silber hernieder in das muschelumfaßte Becken.

Die kleine Ruth erschauerte. Kalt war ihr nicht, aber die Helligkeit wirkte auf ihre Nerven. Als schäme sie sich vor dem spähenden Mondgesichte, zog sie die Nachtjacke mit unbewußtem Griff ein wenig über der Brust zusammen, sie drückte beide Augen zu, öffnete den kleinen Mund, der ein wenig schief war, und sog mit Entzücken die duftende Nachtluft ein.

Dann, wie ein Hühnchen, legte sie den Kopf zur

Seite, öffnete ein Auge und blinzelte zur Mondscheibe hinüber. Auch der Mond sah aus, als halte er den Kopf schief und schien ihr verständnisvoll zuzulächeln.

Aber bald konnte sie so viel Schönheit nicht allein ertragen.

„Ella! — Ella! — Komm doch her!"

„Sollte mir einfallen!"

„Nein, bitte, komm doch her. Es ist zu schön. So was hast du noch nie gesehen."

Es entstand eine Pause. „Du, mir ist so sonderbar zumute, Ella," meinte Ruth vom Fenster her. „Ich weiß gar nicht wie."

Ella drehte sich zur Antwort nur im Bette um. „Erkälte dich nur nicht," meinte sie nach einiger Zeit.

Ruth hielt es nicht länger allein aus. Sie huschte durchs Zimmer zur Cousine. Sonderbar genug sah sie aus, die kleine Person in dem schlohweißen Nachtgewand, das unten den Ansatz ihrer dünnen Waden blicken ließ. Halb Kobold, halb Engel war sie, mit den verfitzten Gesichtszügen, die den Eindruck hervorriefen, als seien sie ursprünglich schöner geplant gewesen.

Ihr Zopf war aufgegangen, weil sie ihn wie gewöhnlich zur Nacht nur flüchtig gemacht hatte; das braune Haar fiel ihr in Strähnen vom Scheitel, sie mußte es häufig über die Schulter zurückwerfen, damit es ihr nicht vor das Gesicht komme.

Jetzt beugte sie sich über die Cousine und zog sie an der Hand. „Ella, du mußt wirklich ans Fenster kommen. Sieh nur einmal raus."

„So ein Unsinn!" meinte Ella, erhob sich aber doch, holte ihre Schlafpantoffeln hervor, nahm eine Bettdecke über ihre großen Glieder und trat ans Fenster.

„Sieh nur den Mond — und das Wasser. —

Ist das nicht entzückend?" schwärmte Ruth. „Findest du nicht?"

„Ja, ja — es ist ganz schön."

„Ach, Ella, wie prosaisch du bist! Du solltest doch schwärmen, gerade du — jetzt —"

„Etwa weil ich verlobt bin?"

„Natürlich! — Ich verstehe euch beide gar nicht. Ein Brautpaar habe ich mir wirklich ganz anders vorgestellt. Ich — nun — ich weiß jedenfalls so viel, daß ich anders sein würde als Braut," sagte Ruth und warf ihr Haar mit einer kurzen, ungeduldigen Bewegung über die Schulter.

Die beiden Mädchen lehnten eine Zeitlang schweigend am Fenster. Die Schäfchenwolken hatten inzwischen den Mond eingeholt. Jetzt sah es aus, als schwämme er durch sie hindurch. Sein Licht wurde durch diesen matten Schleier nicht getrübt, nur einen breiten Strahlenrand erhielt er.

Ruth seufzte und blickte nachdenklich dem Naturschauspiel zu, dann stützte sie ihren kleinen Arm mit dem spitzen Ellbogen auf Ellas breiten Rücken. Die große, blonde Person hatte schon einige Male verstohlen gegähnt, jetzt meinte sie: „Es wäre nun wirklich Zeit, ins Bett zu gehen. Den Mond haben wir genug angeschwärmt, dächte ich."

„Ach nein, nein, Ella, noch nicht! Ich halte's heute im Bette nicht aus."

„Was ist nur wieder mal mit dir los?"

„Ach, Ella, ich möchte dir so gern was sagen wenn ich mich nur nicht so furchtbar schämte."

„Ach Gott, Kind — ich weiß es ja längst."

„Wieso — was denn?"

„Du bist verliebt."

„Ella!“

„Wenn du dir einbildest, das merke man dir nicht an —“

„Ach Ella, weißt du denn aber auch, in wen?“

„Komische Frage! Wer ist denn hier von Herren außer meinem Vater und meinem Bräutigam und —“

„Sag's nicht!“ rief die Kleine und hielt der Großen die Hand vor den Mund. „Ach Ella, Ella,“ rief sie dann und drückte sich an die andere, den Arm inbrünstig um sie schlingend. „Ob er —“ sie stockte, stand wie mit Blut übergossen, zitterte und rief schließlich mit verzweifelter Miene: „Ich bin zu dumm!“

Beide schwiegen eine Weile. Dann räusperte sich die Blonde, sie schien sich in der Zwischenzeit etwas überlegt zu haben. „Du, höre mal, Ruth!“ sagte sie.

„Ja, Ella — was?“

„Ich glaube, Benno hat Schulden.“

Die andere starrte sie verwundert mit ihren runden Vogeläuglein an. „Schulden!“

„Ja, mein Vater machte neulich eine Bemerkung darüber.“

Ruth schüttelte den Kopf, als wollte sie sagen: „Was geht mich das an.“

„Nun ja doch, ich wollte das nur erwähnt haben.“

„Schulden?“ fragte Ruth nach einiger Zeit. „Kommt das nicht sehr häufig vor?“

„Aber bei ihm sind sie beträchtlich, und er hat deshalb seinen Abschied nehmen müssen. — Ich wollte dich nur gewarnt haben.“

Wieder blickten die Mädchen in die Nacht hinaus. Unten schlich jetzt eine schwarz und weiß gefleckte Katze über den Rasenplatz. Einen Augenblick machte sie Halt,

saß umflossen vom Silberlichte, putzte sich und verschwand dann im Dunkel eines Bosketts.

Nach einiger Zeit eröffnete Ruth wiederum das Gespräch: „Wie war denn das eigentlich, Ella, als ihr euch verlobtet — warst du sehr aufgeregt, als er dich fragte?"

„Matthias hielt natürlich bei meinem Vater um mich an."

„Aber ich habe doch nun keinen Vater. — Wie — denkst du —" sie stockte, dann schmiegte sie sich eng an die Blonde und flüsterte ihr ins Ohr: „Ella — bitte — hat er dich gleich geküßt?"

„Nein, wirklich, Ruth, du stellst zu tolle Fragen. — Ich gehe jetzt zu Bett."

„Ach, Ella, du bist so kalt. — Ich begreife dich nicht."

Die Blonde verließ das Fenster und begab sich in ihr Bett zurück.

Eine Weile blieb die Kleine noch am Fenster stehen, das Köpfchen gegen den Fensterstock gedrückt, die zarte, weiße Kindergestalt in Mondlicht gebadet.

„Hu — Ella!" schrie sie plötzlich.

„Was gibt's denn?"

„Eine Fledermaus."

„Siehst du! mach du nur das Fenster zu." Ruth tat, wie ihr geheißen. Dann schlich sie sich ins Bett. Noch einige tiefe Seufzer ließ sie hören und schlief ein.

* *
*

Zur nämlichen Stunde dieser Sommernacht saßen in einem anderen Zimmer des Schlosses zwei junge Männer beieinander.

Auf dem Tische vor ihnen standen leere Bierflaschen, eine brennende Kerze, Aschenbecher. Zum

offenen Fenster hinaus zog der Zigarrenrauch in dichten, weißlichen Schwaden.

Sie hatten von Jagd gesprochen, denn Matthias war ein großer Jäger vor dem Herrn, und auch Benno zählte zu den Sportsmen; allerdings hatte sein Revier bisher mehr auf dem Turf als im Walde gelegen.

Matthias erzählte eben die Geschichte eines Pirschganges auf Rehwild, die kein Ende zu haben schien. Daß der andere kaum auf ihn hörte, bemerkte der Erzähler nicht. Als der angeschossene Rehbock endlich aufgefunden war und den Fangschuß bekommen hatte, schwieg Matthias und setzte seine Zigarre, die ihm während der Jagdgeschichte ausgegangen war, wieder in Brand.

Eben wollte er von neuem anheben — diesmal kam das Schwarzwild an die Reihe —, aber Benno schien ein anderes Thema mehr am Herzen zu liegen. Er strich über seinen langen, blonden Schnurrbart, hüstelte und sagte mit schnarrender Stimme, die den Kavallerieexerzierplatz noch nicht vergessen zu haben schien: „Du, die kleine Dingsda — na, wie heißt sie doch gleich? — Ruth meine ich — ist eigentlich ein sonderbares Mädel."

„Sonderbar — wie so?"

Benno gab auf diese Frage keine Antwort. Er hatte auf einmal Not mit seiner Zigarre. Nachdem er sie in Zug gebracht und sich geräuspert hatte, meinte er: „Sage mal, weißt du was Näheres über ihre Verhältnisse?"

„Sie ist reich."

„Ach du, das wird neuerdings von jedem Mädel gesagt, die nur halbwegs ein paar Groschen hat. Nirgends wird so übertrieben wie darin. Eine kolossale Partie heißt's, und wenn man sich hinterher den

Schaden besieht, dann sind's ebensoviel Nickel, wie's erst Taler geheißen hat."

Bennos Mienen hatten, während er dies sagte, den Ausdruck moralischer Entrüstung angenommen; dann streckte er seine langen Beine weit von sich, legte den Kopf nach hinten über die Stuhllehne, die Hände gefaltet darunter, und ließ den Rauch in gleichmäßigen Ringen zur Decke steigen, so daß ein Ring immer den anderen einholte und verschlang, eine Kunst, in der er seit geraumer Zeit exzellierte.

„Na, die kleine Ruth hat aber wirklich ganz nettes Geld," meinte Matthias.

„So — weißt du was Näheres?"

„Ellas Vater erwähnte es neulich mal, und der muß es doch schließlich wissen, als ihr Onkel."

Der andere ließ Ringe Ringe sein, setzte sich auf und fragte: „Na — und was hat der gesagt?"

„Dreimalhunderttausend bar."

„Dreimalhunderttausend M?"

„Ja!"

„Soo! —" Benno hatte eine hastige Bewegung mit der Hand, die er jedoch schnell unterdrückte. Er ließ sich in den Stuhl zurücksinken und tat ganz schnell hintereinander einige Züge.

„Du," hob er dann wieder an, „was sagst du eigentlich dazu? Sprich ganz offen."

„Na — zunächst — hübsch ist sie nicht."

„Das ist richtig."

„Und dann — etwas Komisches hat sie auch. So was Überspanntes möchte ich's nennen. Mein Geschmack wäre sie nicht."

Es entstand eine Pause.

Nach einiger Zeit räusperte sich Benno. „Du —

es können schließlich nicht alle Frauenzimmer schön sein — und — geradezu häßlich ist sie doch am Ende auch nicht — was?"

„Hm — die Geschmäcker sind eben verschieden."

„Das Überspannte könnte man ihr schließlich abgewöhnen. Weißt du, sie ist noch sehr jung, Matthias."

„Du scheinst ja große Lust zu haben."

„Rätst du mir ab?"

„Durchaus nicht; ich wundre mich nur, denn bisher hast du sie doch eigentlich kolossal geschnitten."

„Ja, natürlich — weißt du, das hatte seinen besonderen Grund. Eigentlich interessierte mich das Mädel ja schon immer. Aber man darf sich nicht zu empressiert zeigen! Verstehst du?"

„Hm," machte der andere nur. Benno rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her, er hatte das Rauchen ganz vergessen.

Matthias schien der Fall offenbar wenig zu interessieren. „Na, nun könnten wir aber auch zu Bette gehen," meinte er. „Kommst du morgen früh mit auf den Enteneinfall!"

„Nein — du, das kannst du unmöglich verlangen."

Matthias wollte sich erheben. „Warte mal bloß einen Augenblick," fing Benno wieder an. „Ich wollte dich noch was fragen. Weißt du, so bloß des Geldes wegen würde ich niemals heiraten. — Ich halte das für unfair — geradezu. Aber wenn man's vereinigen kann, ich meine Vermögen und — Neigung, will ich's mal nennen —, warum sollte man das nicht — nicht wahr?"

Matthias machte eine Kopfbewegung, die als Zustimmung gelten konnte.

„Geldheiraten laufen außerdem manchmal viel besser ab als die sogenannten Neigungspartien — nicht wahr?"

Matthias nickte wiederum.

Sichtlich ermutigt fuhr der andere fort: „Also sie hat dreimalhunderttausend Mark; das weißt du genau?"

„Wozu sollte mich denn mein Schwiegeralter belügen?"

„Das ist wahr. — Also dreimalhunderttausend. — — Sieh mal, Matthias, du kennst ja meine Verhältnisse. Die Schulden, die ich unbedingt bezahlen muß, betragen, rund gerechnet, sechzigtausend Mark. Ich hab's mir neulich überschlagen." — Er holte ein Notizbuch aus der Rocktasche, das er öffnete und vor sich auf den Tisch legte. „Also die sechzigtausend gingen zunächst ab." Er griff zum Bleistift und machte Notizen. „Bleiben zweimalhundertundvierzigtausend Mark, zu vier Prozent gibt — sagen wir, zehntausend Mark im Jahre. — Damit kann man zur Not auskommen. — Was meinst du? — Einschränken wird man sich freilich müssen. — Weißt du, man könnte sich auch vielleicht ankaufen. Der Rest der Kaufsumme bleibt als Hypothek auf dem Gute stehen. In Grund und Boden ist das Geld schließlich doch am sichersten angelegt, und es ist auch das Anständigste. — Was meinst du?"

Matthias konnte vor Gähnen kaum antworten. „Ja — jawohl! Jetzt gehe ich zu Bett. Du gehst also nicht mit auf Enten? — Ich bringe dich sicher zum Schusse."

„Nein!"

„Schlappier!"

„Du, ich habe Besseres vor, als Enten schießen. Morgen will ich anhalten."

Kamerad und Genosse.

Auf der Königstraße wurde ein Neubau aufgeführt. Die Arbeit sollte beschleunigt werden; zwanzig neue Arbeiter waren auf einmal angenommen worden.

Polier Sturm hatte drei von den Neuen zugewiesen bekommen, als Handlanger. Mit verdrießlicher Miene musterte der Polier die drei Gestalten; sie sahen nicht aus, als ob ihnen die Arbeit besonders flott von der Hand gehen würde. Den einen erkannte Sturm mit Kennerblick als Gewohnheitstrinker, der zweite war bleich wie Leinwand, er kam aus dem Krankenhause oder aus dem Gefängnisse. Der dritte, ein älterer Mann, langaufgeschossen und hohlwangig, mit blödem Gesichtsausdruck, sah aus, als habe auch er allzu häufig Trost bei der Schnapsflasche gesucht.

Sturm musterte ihn schärfer. Beim Anblick dieser großen Gestalt dämmerte eine Erinnerung in ihm auf, aus ferner Zeit.

Eine Name drängte sich ihm unwillkürlich auf die Zunge: „Schulpe!"

In den stumpfen Augen des anderen blitzte etwas wie Erstaunen auf. Mit offenem Munde starrte er den Polier für Augenblicke an, bis sein mattes Gedächtnis das Richtige aus tiefem Schacht ans Licht gefördert hatte.

„Aujust Sturm!" rief er.

Der Polier schüttelte dem Handlanger kräftig die Hand. Wo zum Teufel hatte jener denn gesteckt all die Jahre über — daß er überhaupt noch lebte —, jünger sei er allerdings nicht gerade geworden — usw. —

Der Polier unterdrückte in der Wiedersehensfreude das Überlegenheitsbewußtsein seiner Stellung; ein gewisses Gefühl des Behagens überkam ihn dieser Jammergestalt gegenüber. Schulpe war sein Altersgenosse, sie waren gleichzeitig als Rekruten eingetreten; runde zwanzig Jahre war's jetzt her. Da hatte er, der Polier Sturm, es doch weiter gebracht. Mit den Lumpen des anderen verglichen, war seine Kleidung vornehm zu nennen. Seit acht Tagen mochte sich Schulpe nicht mehr rasiert haben, statt eines Hemdkragens trug er ein zerschlissenes Halstuch, auf dem Kopfe saß ihm eine uralte Militärmütze, deren ehemals roter Streifen jetzt die Farbe des Lehmes zeigte. Das Messer mußte dem Armen hart an der Kehle sitzen.

Eine Art Mitleid mit dem alten Regimentskameraden und Kriegsgefährten überkam den Polier. Er beschloß, die Sonne seiner Gnade über dem Handlanger leuchten zu lassen. Als er die Leute jetzt zur Arbeit anstellte, bediente er sich Schulpe gegenüber eines mild väterlichen Tones, der sonst nicht zu seinen Angewohnheiten gehörte. —

Wie die Menschen doch auseinanderkommen im Leben. Mit dem Handlanger da war Sturm in dickster Freundschaft gewesen, bei der Kompagnie. In der Größe wenig verschieden, hatten sie nur zwei Rotten voneinander gestanden im ersten Gliede. Vielleicht stammten die Kugeln, welche beide getroffen, aus ein und derselben Mitrailleuse. — Auf einem Haufen

hatten sie dagelegen: der Leutnant, der Feldwebel und fünf Mann, tot oder schwer verwundet. Die Verwundeten waren ins große Lazarett nach Versailles geschafft worden; dort standen Sturms und Schulpes Betten nebeneinander.

Sturm war durch und durch geschossen; die Kugel hatte die linke Lungenspitze leicht gestreift. Schulpe war nicht so schwer blessiert — mit einer Fleischwunde im Oberschenkel war er davongekommen.

Schulpe wurde auch zeitiger hergestellt. Er verließ das Lazarett, um in die Heimat zurückzukehren, während Sturm bis über den Friedensschluß hinaus liegen blieb. Seit diesem Abschied in Versailles hatten sich die beiden nicht wieder gesehen.

Schulpe war ein Bauernsohn aus dem Havelland; er hatte seinen Extrarock besessen beim Militär. Sturm, einer der ärmsten Schlucker bei der Kompagnie, entsann sich mit gemischten Gefühlen, wie oft ihm jener damals Geld vorgeschossen hatte, das niemals wiedergegeben worden war. — Sie waren die flottesten Kerle bei der Kompagnie gewesen und hatten mancherlei gemeinsam „ausgefressen". Besonders am Sonntage war Sturm immer gern mit dem Bauernsohne ausgegangen, der stets ein wohlgefülltes Portemonnaie in der Tasche führte.

Was war aus dem fixen, strammen Burschen von damals geworden, hinter dem die Mädel her waren? — Nach halbstündigem Ziegelreichen zitterten ihm die Hände so stark, daß der Polier ihn ablösen und mit dem Halten der Meßkette beauftragen mußte.

Sturm benutzte die Gelegenheit, den alten Kameraden auszuforschen. Schulpe zeigte sich anfangs verlegen und stumpf. Allmählich ging er mehr aus sich heraus. Das väterliche Bauerngut war längst unter

dem Hammer fortgegangen. Ihm selbst hatte man übel mitgespielt. Daß er so herabgekommen, sei nicht seine Schuld; man hatte ihn betrogen, mißhandelt, vergewaltigt in jeder erdenklichen Weise.

Sturm spitzte die Ohren. Schulpes Reden ließen vermuten, daß jener zu den „Genossen" gehöre, wie er selbst. Der Polier hatte in Parteisachen eine äußerst feinspürende Nase. Er sah den Handlanger jetzt mit ganz anderen Augen an, als zuvor, mit mehr Interesse — mit einem Gefühl der Zusammengehörigkeit, das über die Kameradschaft hinausging.

Sturm war Sozialdemokrat aus Überzeugung schon seit Jahren. Er trat nicht besonders hervor in der Bewegung, da ihm die Gabe, öffentlich zu sprechen, nicht eigen war. Aber die Genossen wußten, was sie an diesem ernsten, wortkargen Manne hatten, und die Führer hielten große Stücke auf ihn. Bei Wahlen z. B. war er unbezahlbar, keinen energischeren Schlepper konnte es geben als den Polier Sturm. Er vergaß den Sozialdemokraten niemals, wie mancher andere minder zielbewußte Genosse; jede Person, jede Sache sah er daraufhin an, ob aus ihr Kapital für die Partei zu schlagen sei. — —

Als es Mittag war, forderte Sturm den ehemaligen Kameraden zu einem gemeinsamen Bummel auf. Er tat das nicht ohne bestimmte Absicht; es galt, den Handlanger zu sondieren auf seine politische Überzeugung hin.

Sturm, der etwas auf seinen äußeren Menschen hielt, hatte einen ehemaligen Sonntagsrock mit an der Arbeitsstätte, den er jetzt anzog; dem Handlanger borgte er den eigenen abgelegten Arbeitsrock, der wenigstens keine Löcher hatte. Mit einem zerlumpten Menschen

sich in den Straßen zu zeigen, das verbot ihm das Selbstbewußtsein.

Sie schritten über den Schloßplatz und die Schloßfreiheit den Linden zu.

Vor der neuen Wache trieben sich zahlreiche Sonnenbrüder umher; die meisten von ihnen hatten einmal in des Königs Rock gesteckt, jetzt blickten sie spöttisch ingrimmig und doch mit geheimem Neid auf die frischen Jungen, die eben zur Ablösung antraten.

Der blutjunge Leutnant mit einem Milchgesichte, um Kopfeslänge kleiner als der Flügelmann, eilte mit leichtem Schritt die Front herab, korrigierte hier und da mit hellem Stimmchen und wies einen allzu dreist sich vordrängenden Bauch mit kräftigen Ausdrücken in die Linie zurück.

Sturm und Schulpe kamen in diesem Augenblicke vorbei. Unwillkürlich blieb der Polier stehen und folgte dem Vorgang mit Aufmerksamkeit.

Von der Friedrichsstraße herauf ertönten jetzt die Klänge des Pariser Einzugsmarsches.

Über dem Palais wehte die Purpurflagge an der obersten Spitze des Mastes, sonnenverbrämt, in steifer Nordostbrise.

Am Denkmale Friedrichs des Großen stand schon die Menge, auf dem Bürgersteige rechts und links stieß und drängte man sich; in aller Mienen spiegelte sich Erwartung. Hier und da über dem dunkeln Gewühl blitzte die Pickelhaube eines Schutzmanns auf.

Jetzt setzte die Musik aus, und die Spitze der Truppe schwenkte um die Friedrichsstraßenecke. Hell glänzten Helmspitzen und Gewehrläufe in der Mittagssonne. Wie eine bunte Schlange stieß die Abteilung durch die schwarze Menschenmenge nach vorwärts.

Der Verkehr drohte zu stocken. Die Schutzleute hatten Mühe, dem Verkehr eine Gasse offen zu halten. Nach dem Eckfenster des Palais waren aller Augen gerichtet.

Jetzt flog der Taktierstock des Kapellmeisters in die Höhe, die Musik setzte kräftig ein, und mit „Augen rechts" marschierte die Abteilung heran.

Da erschien hinter dem Fenster ein mildes Greisenangesicht, von weißem Haupt- und Barthaar ehrwürdig umrahmt.

Nicht viele Hüte blieben in diesem Augenblicke auf den Köpfen. Ein Hurra brauste durch die Lüfte, in das sich kein unreiner Ton zu mischen schien. Und noch ein Hurra, und noch eins, aus tausend Kehlen.

Nach mehrfachem freundlichen Neigen verschwand das greise Haupt vom Fenster. —

Schulpe hatte seine schmutzige Militärmütze vom Kopfe genommen; er hielt sie noch eine ganze Weile, verwirrt nach dem leeren Fenster starrend, in den zitternden Händen.

Auch Sturm hatte an seinem Hute gerückt, mit düsterem Gesichte. Es war so eine geheime Macht in ihm, von der er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, die beim Anblick dieser Herrschergestalt seine widerwillige Hand an die Hutkrempe zwang.

Jetzt schritten die beiden die Linden hinab auf dem Mittelgange, anfangs wortkarg. Sturm mußte das Gefühl eines Widerspruchs in sich verarbeiten. Aber allmählich trat der empfangene Eindruck zurück; Sturm entsann sich des eigentlichen Zweckes seines Ganges mit Schulpe. Er steuerte auf die nächste leere Bank zu, auf der man Platz nahm.

Mit erzwungener Kordialität erkundigte sich der

Polier nach den Lebensschicksalen des ehemaligen Kameraden.

Schulpe fing an zu erzählen, stoßweise — unzusammenhängend.

Ein paar Jahre hatte er auf dem väterlichen Bauerngute gewirtschaftet, nach dem Feldzuge. Die frühere Geliebte aus der Militärzeit war seine Frau geworden. Aber es reichte nicht — vom Vater hatte er Schulden übernommen, er mußte noch mehr Geld aufnehmen, und eines Tages hatten ihn die Gläubiger heruntergebracht von seinem Eigentum. Da lag er mit seiner Familie auf der Straße.

Sturm nickte bestimmend mit verbissener Miene. Das sah ihnen ähnlich, der Kapitalistenklasse. Alle waren sie darin einig: Großgrundbesitzer, Fabrikant, Fürst und Beamter, auf dem kleinen Mann herumzutrampeln mit Füßen. — Aber nur weiter! Der andere hatte offenbar noch mehr erlebt.

Schulpe war nicht an zusammenhängendes Denken und Sprechen gewöhnt. Er marterte und quälte sich hilflos, um den Faden aufzufinden, an dem seine Lebensjahre aufgereiht waren. Dieses und jenes Bild tauchte aus grauem Nebel vor ihm auf, und mit stammelnder Rede suchte er dem Genossen das Erlebte mitzuteilen. Die Frau war tot. Acht Kinder hatten sie zusammen gehabt, davon lebten noch fünf. Aber nur von dreien konnte er angeben, wo sie sich gegenwärtig aufhielten.

Gesessen hatte er auch, im Gefängnis. Sturm horchte auf. Weshalb? Was hatte er verbrochen? Schulpe gab einen verworrenen Bericht. „Widerstand jegen der Staatsjewalt", des Wortes wußte er sich noch aus der Verhandlung zu entsinnen. Sie waren ihrer

sechs gewesen, die gleichzeitig abgefaßt und abgeurteilt wurden. Er war nur so „'nein gekommen", ohne zu wissen warum. Ein halbes Jahr hatte er „wegjemacht".

Sturm betrachtete den anderen mit wachsendem Interesse. Auch er hatte die Schneidigkeit des Sozialistengesetzes am eigenen Leibe erfahren,

Der Polier wußte genug. Schulpe war ein Gesinnungsgenosse.

Sturm fing nun seinerseits an, sich zu entpuppen, als Vertrauensmann der Partei. Er nahm den von auswärts erst vor kurzem zugereisten Schulpe sofort für die Berliner Bewegung in Beschlag, nannte ihm die Namen der hervorragendsten Genossen, gab ihm die Lokale an, wo man sicher war, nur eingeschworene Leute zu treffen.

Von der Wache am Brandenburger Tor her ertönte jetzt ein rasselnder Trommelwirbel. Schon wieder ein Fürst! Sturm zuckte die Achseln und blickte voll grimmiger Verachtung auf die Menschen, welche von der anderen Straßenseite quer über die Linden gestürmt kamen, um das Schauspiel ja aus nächster Nähe sehen zu können.

„Fritze kommt!" rief einer aus der Menge.

Jetzt litt es die beiden doch nicht länger auf der Bank. Da standen sie dicht an der Eisenbarriere, die Hacken aneinander, unbeweglich, mit Augen rechts, die beiden langen Kerle aus der ersten Kompagnie, wie vor zwanzig Jahren.

Der Wagen kam den gepflasterten Fahrdamm herauf. Ein Paar weitausgreifende Trakehner vor der offenen Kalesche, auf dem Bocke flatterte der schwarzweiße Federbusch.

Wie eine Vision flog's vorüber. Im Wagen eine

kraftvolle Gestalt im Militärmantel. Ein männlich schönes, deutsches Gesicht im braunen Vollbart, mit hellen Idealistenaugen.

Der leichte Gruß einer weißen Hand an der Feldmütze winkte zu den beiden Langen herüber.

Die nämliche Hand hatte dem damaligen Gardisten Sturm im Lazarett von Versailles das Eiserne Kreuz auf das grobe Leinewandhemd gelegt.

„Du, Aujust, weeßt noch?“ — meinte Schulpe und stieß den Polier an, während sie noch dastanden und dem Wagen nachblickten.

Freilich wußte er's noch. Jedes Blickes, jeder Bewegung des Kronprinzen, wie er damals an seinem Lager gestanden, entsann er sich. Die Worte, die er zu ihm, dem Schwerverwundeten, gesprochen, wußte er wörtlich auswendig.

Sturm besaß das Eiserne Kreuz noch, obgleich er es nicht mehr anlegte. Aus dem Kriegerbunde war er ausgetreten; die Stelle des schwarz-weißen Bändchens nahm jetzt die rote Kokarde ein. Er hob das Kreuz und die Kriegsdenkmünze sorgfältig auf, und es kam vor, daß er mit den Ehrenzeichen liebäugelte, aber nur wenn er sich unbeobachtet wußte.

In diesem Augenblicke, als die Erscheinung des Kaisersohnes überraschend an ihm vorüberflog, ihn an große Stunden seines Lebens erinnernd, war Sturm alles andere als ein klassenbewußter Genosse, für den er allgemein in der Partei galt.

Sie setzten sich nicht wieder, sondern gingen langsam die Linden hinab, dem Denkmal des alten Fritz zu.

Sturm war einsilbig geworden. Mit verdrossener Miene, wütend auf sich selbst, blickte er nach rechts und links.

Drüben an den glänzenden Schaufenstern vorbei schlenderten Gestalten in hellen Überziehern, blanke Zylinder auf den Köpfen. Dazwischen bunte Damenkleider, Sonnenschirme in grellen Farben, Hüte mit Blumen- und Federschmuck. Wagen auf Wagen rollte dem Tiergarten zu. Wohlgenährte Gestalten, bequem zurückgelehnt in die Kissen.

Die Bourgeoisie entfaltete wieder einmal die ganze kernfaule Pracht ihres protzigen Reichtums. —

Gesenkten Blickes schritt Sturm weiter, dem Palais, dem Zeughaus, dem Schlosse vorbei. Sie näherten sich der Baustätte. Die Zeit kam heran, wo es galt, den Arbeitskittel wieder anzuziehen.

Vorher ging's noch in die Destillation an der Ecke.

Sturm gehörte nicht zu den Trinkern, er war ein durchaus nüchterner Mann, und zudem hatte er eine starke Familie zu ernähren; da blieb kein Geld zu solchen Sachen übrig.

Aber heute dachte er daran, wie ihn vor zwanzig Jahren der Mann, der jetzt gebrochen und hohlwangig neben ihm herschwankte, in der Kantine auf so manche Halbe gestoßen hatte.

Eine Regung alter Kameradschaft kam über ihn, und mit Verwunderung hörten die in der Destillation versammelten Maurer, wie der Herr Polier Sturm für sich und den schäbigen Handlanger zwei Schnäpse bestellte.

Dr. Pflaume.

Der schönsten Hoffnungen voll trat Erich Pflaume die Reise von seiner westfälischen Heimatstadt in die Mark Brandenburg an. War er doch vor kurzem ganz unerwartet an das Gymnasium einer Kreisstadt nicht weit von Berlin berufen worden. Dort war eine Lehrerstelle frei geworden, die der bisherige Schulamtskandidat Dr. phil. Erich Pflaume ausfüllen sollte.

Wie stolz war das Bewußtsein, im fünfundzwanzigsten Lebensjahre bereits Ordinarius an einem ordentlichen Gymnasium zu sein, mit zweitausendfünfhundert Mark Anfangsgehalt. Davon konnte man doch, wenn man nicht über den Strang schlug — und dazu hatte Dr. Pflaume sehr geringe Anlage —, mindestens die Hälfte zurücklegen und an die Mutter nach Haus schicken, an die Frau verwittwete Postsekretär Pflaume mit ihren fünf Kindern, von denen Erich das älteste war.

Während der Zug an dunklen Kiefernwäldern und herbstlichen Feldern vorbeiflog, über Brücken und durch Übergänge rasselte, an stillen Dörfern vorüberpfiff, saß Erich Pflaume in seine Ecke gedrückt, mit glänzenden Augen, ganz in Zukunftsträume versunken. Selbst das Aus- und Einsteigen von Fahrgästen in das Coupé dritter Klasse und auf den Stationen der Ruf der

Kellner: „Bier, Kognak, Kaffee" — rissen ihn nur vorübergehend aus seinen Phantasien.

Er dachte an seine Karriere. Es konnte ihm ja eigentlich gar nicht fehlen. War er denn nicht von Tertia an unbestrittener Primus gewesen in jeder Klasse, hatte er nicht den Maturus sowohl wie das Staatsexamen summa cum laude bestanden, brachte er nicht von seiner bisherigen Stellung die anerkennendsten Atteste mit? — Er führte sie alle fein säuberlich zusammengefaltet in einer vom Vater Postsekretär ererbten ledernen Brusttasche bei sich, seine Zeugnisse. Hin und wieder während der langen Eisenbahnfahrt, der ersten größeren seines Lebens, griff er verstohlen dorthin, wo er den Schatz geborgen wußte; dann glitt ein befriedigtes Lächeln über sein rundes Gesicht, und unter der goldenen Brille hervor strahlten die kleinen blauen Augen in kindlicher Freude.

Nein, es konnte ihm nicht fehlen. Vom Ordinarius der Quarta würde er bald aufrücken zu höheren Ehren. Und wenn er erst sein epochemachendes Werk, das er bereits fertig im Kopfe trug, seine große Arbeit über das ut bei Terenz herausgegeben haben wird, dann kann ja der Professortitel auch nicht lange ausbleiben.

Ein Fieberschauer freudiger Erregung überfällt den kleinen Mann. Er rückt unruhig auf seinem Platze hin und her, und mechanisch fährt seine Hand nach der Brusttasche. Dort birgt sich neben den Zeugnissen noch ein besonderer Gegenstand, eine Photographie.

Blitzartig von der Brusttasche durch die Finger nach dem Gehirne geleitet, wie der elektrische Funke, durchzuckt Erich bei dieser Berührung ein Gedanke: „Wann wird man ans Heiraten denken können?" — Er zieht die weißblonden Brauen über der knopfartigen

Nase zusammen und runzelt die Stirn. — In diesem Augenblicke sieht Erich Pflaume geradezu böse aus — er scheint in ein Rechenexempel vertieft.

Also, laß mal sehen! Zunächst müssen die vier jüngeren Geschwister erwachsen sein. Die beiden Jungen werden natürlich studieren, womöglich der eine Jura, der andere Theologie; dann hat man drei Fakultäten in der Familie. Der Onkel Otto hat zwar geraten, die Knaben ein Handwerk erlernen zu lassen, aber das ist ja undenkbar — ein Handwerk! Der Vater Postsekretär würde sich im Grabe umdrehen. Ein Staatsbeamter und die Kinder Handwerker, niemals! Der Onkel Otto ist ja auch nur Kaufmann, ein braver Mann zwar, aber ohne alle akademische Bildung; wie kann er davon etwas verstehen? —

Gretchen wartet, sie wird warten, so lange es sein muß; daß sie anderen Sinnes werden könnte, ist nicht zu besorgen. Aber immerhin, es wäre doch hübscher, wenn man heiraten könnte, noch ehe sie allzu weit in die Dreißig hinein kommt. Sie ist jetzt bereits dreiundzwanzig, eine kühne Hoffnung also, aber trotzdem; man muß eben alle Kraft daran setzen, und der Anfang ist ja ein so glänzender.

Erich Pflaume nimmt wieder seine kindlich freundliche Miene an und fühlt nach seinen Zeugnissen.

* * *

Am Schauplatze seiner neuen Tätigkeit eingetroffen, fand Erich Pflaume doch manches anders, als er es sich vorgestellt hatte. Der Direktor war ein alter, bärbeißiger Mann und dem neuen Lehrer gegenüber nicht besonders wohlwollend. Er maß Erich mit mißtrauischem Blicke und fragte mit tiefer Baßstimme aus einem

mächtigen schwarzgrauen Barte heraus: „Haben Sie denn auch die genügende Erfahrung, Dr. Pflaume? Sie scheinen mir doch noch sehr jung!" Erich überreichte statt aller Antwort seine Zeugnisse, die er schon abschriftlich eingesandt hatte. Der Direktor legte sie beinahe verächtlich beiseite und meinte: „Gute Zensuren kann jeder haben, die Erfahrung macht den Pädagogen" — mit dieser tiefsinnigen Bemerkung entließ er den jungen Lehrer.

Erich Pflaume schüttelte den Kopf; als er aber erfuhr, daß der Direktor Mathematiker sei, wunderte er sich nicht mehr so sehr. Nur Mathematiker! Das erklärte vieles. Erich hatte für die Mathematik niemals viel übrig gehabt, dieses Fach war von jeher seine Achillesferse gewesen; es hätte ihm beinahe die Eins im Abiturientenexamen gefährdet. Er hatte sich immer darüber wundern müssen, daß eine so untergeordnete Wissenschaft mit zu den Hauptfächern gehöre; aber daß man gar einen Mathematiker zum Direktor mache, ihn gewissermaßen über die Philosophen setzte, das war doch entschieden ein Mißgriff.

Aber auch manches andere gefiel ihm nicht an dieser Schule. Es herrschte in dem Lehrerkollegium so ein scharfer, beinahe spöttischer Ton, den er gar nicht von seiner Heimat her gewohnt war. Erich hatte zu bemerken geglaubt, daß einige der jüngeren Kollegen, als er ihnen im Konferenzzimmer vorgestellt wurde, über ihn gelächelt und die Köpfe zusammengesteckt hatten. Freilich, er war nicht Reserveoffizier und trug keine hellen Beinkleider mit Stegen, hohe Absätze und Stehkragen; er führte auch keinen durchgezogenen Scheitel und gewichsten Schnurrbart, wie einzelne dieser Herren. Sein Rock war von altertümlichem Schnitt und etwas

abgeschabt an den Ärmeln, seine Stiefeln krummgetreten; er trug ein Jägerhemd, an das er Kragen und Manschetten anknöpfte, und auf der kleinen Nase führte er die Brille, die schon sein Vater getragen hatte. Auch mit der schneidigen Sprechweise dieser Herren, die den Ton des Offizierskasinos schlecht nachahmten, konnte er sich nicht befreunden.

Der Direktor führte Erich in die Klasse ein; dort hielt er den Knaben mit Grabesstimme eine Ansprache, die Jungens sollten dem neuen Lehrer gehorchen, sie wüßten, was auf Ungehorsam stünde. Schon vorher hatte Erich von dem Gestrengen erfahren, die Klasse sei arg verbummelt. Der frühere Ordinarius hatte längere Zeit gekränkelt und war infolgedessen vielfach vertreten worden. Jetzt war er mit unbestimmtem Urlaub nach dem Süden gegangen.

„Sie müssen also die Jungens ganz gehörig rannehmen, es sind Rangen darunter," meinte der Direktor; „üben Sie die äußerste Strenge und melden Sie mir sofort, wenn Unfug vorkommt; ich werde ein besonderes Auge auf Sie und die Klasse haben." Dabei hatte er den jungen Lehrer mit einem mißliebigen Blicke gemessen, so daß sich Erich in diesem Augenblicke selbst wie ein ungezogener Junge vorkam.

Dr. Pflaume betrat zum ersten Male vor seiner Klasse das Katheder. Auf dem Stundenplane stand lateinische Lesestunde. Er befahl den Knaben, den Cornelius Nepos hervorzuholen und zu übersetzen. Nun ließ er seinen Blick über die Schar blonder und brauner Köpfe da vor ihm gleiten, um die sich näher zu besehen, die in Zukunft seine Schüler sein sollten. Erich war kurzsichtig und darum auch vom Militär freigekommen; die Gesichter am äußersten Ende der Klasse erschienen

ihm nur wie helle hin und her schwankende Flecken. Lachte man dort über ihn? Er konnte es nicht erkennen; er hörte nur, daß ein Murmeln und Flüstern durch die Reihen ging, er fühlte, daß er der Gegenstand eifrigster Beobachtung sei; mehr als zwei Dutzend neugieriger Augenpaare waren auf ihn gerichtet, und das Bewußtsein veranlaßte ihm ein Gefühl des Unbehagens und der Unsicherheit. Wie diese Schar im Zaume halten, wenn sie nicht wollten? Der Direktor hatte schön sagen: „Üben Sie die äußerste Strenge" — wenn diese siebenundzwanzig Köpfe nun nicht wollten, wer würde sie zwingen? — Dort saß einer auf der zweiten Bank vom Katheder, ein pausbäckiger Knabe mit kurzem, hellblonden Borstenhaar; der Junge hatte während der ganzen Stunde noch nicht einen Blick ins Buch geworfen. Beständig blickte er den Lehrer mit seinen großen, hellgrauen Augen an, auf deren Grunde etwas wie überlegene Schelmerei zu ruhen schien, etwas, das sagen wollte: „Ich bin jetzt ruhig, weil ich dich noch nicht kenne; aber warte nur, wenn ich deine schwache Seite erst rausgefunden habe." —

Immer, so oft Erich in die Klasse blickte, begegnete er diesen Augen. Er wollte den Jungen erst nicht beachten, aber es ging nicht; magnetisch zog irgend etwas seine Augen nach jenen, die ihn so unausgesetzt musterten. Er mußte wissen, wer der Bengel eigentlich war, und ließ daher den Knaben, der gerade übersetzte, aufhören. Auf den Borstenkopf weisend, fragte er: „Du — wie heißt du denn eigentlich?" Nichts rührte sich. „Wie du heißt, Junge?"

Ein Nachbar stieß den Gefragten an. „Dich meint er."

„Ach was, dann mag er's doch sagen." —

Erich Pflaume errötete, sehr gegen seinen Willen, auf den hinteren Bänken lachten einige unterdrückt. „Allerdings meine ich dich. Ich wünsche deinen Namen zu wissen.“ Endlich erhob sich der Borstenkopf: „Den Vornamen oder die anderen?“ — Erich errötete noch stärker: „Beide!“ — „Wilhelm Ernst Bärwald haben mich meine Eltern genannt; ich bin aus Berlin.“ „Also Bärwald! Das konnte auch schneller kommen; fahre einmal fort.“ — Der Knabe ließ sich in aller Gemächlichkeit von seinem Nachbar zeigen, wo man stehe, und las dann. —

Nach dieser Stunde kam die Frühstückspause; die nächste Lektion hatte Erich ebenfalls abzuhalten. Er fand die Physiognomie der Klasse bereits wesentlich verändert; die Knaben schienen mit ihrem Urteil über den neuen Lehrer fertig und über das, was man von ihm zu fürchten und wie man ihn zu behandeln habe. Erich war auf Ausbrechen von Unfug gefaßt, er hatte bei sich beschlossen, streng vorzugehen und sich nichts zu vergeben; Bärwald behielt er während der ganzen Stunde wohl im Auge, aber es kam nichts von Belang vor.

In gehobener Stimmung, als habe er den Sieg schon in der Tasche, ging Dr. Pflaume am Mittag nach seiner Wohnung. „Ich werde es dem Direktor schon zeigen,“ dachte er, „was ich kann. Dem Bärwald habe ich's bereits bewiesen, daß ich mir nicht auf der Nase rumtanzen lasse.“ —

Er schrieb an diesem Tage einen längeren Brief an seine Mutter, beschrieb ihr, wie er es hier gefunden habe, seine Wohnung, an der nicht allzuviel zu beschreiben war — sie bestand aus einem einfenstrigen schmalen Zimmer unter dem Dache, mit dem Blicke aus der Vogelperspektive auf die Stadt —, dann über

das Frühstück, das die Wirtin zu liefern versprochen hatte, und das Abonnement zum Mittagstisch in einem nahen Gasthause, die Wäsche, die zu Haus besorgt werden sollte, und über andere wirtschaftliche Dinge.

Eine Brief an seine Braut, der darauf abgefaßt wurde, trug einen weit ethischeren Charakter. Über die Vorteile, welche in einer längeren Trennung liegen können, das war das Thema, welches Erich Pflaume in diesem Briefe behandelte. Dann las er die acht Seiten mit Wohlgefallen durch und fühlte sich, am Schlusse angelangt, beinahe versucht, die Zensur „sehr gut!" darunter zu setzen; das lag ihm von seiner Lehrtätigkeit her gewissermaßen im Handgelenke.

Am nächsten Tage, als Erich Pflaume die Klasse betrat, fand er die Jungens auffällig ruhig, aber es war eine unnatürliche, spannungsvolle Ruhe. An dem Mienenspiele der nächstsitzenden Knaben merkte er, daß etwas Außergewöhnliches ihre Gemüter beschäftige. Unwillkürlich blickte er nach Bärwald hinüber; der saß auf seinem Platze, scheinbar gleichmütig, und fixierte den Lehrer, wie gewöhnlich.

Erich begann ein Extemporale zu diktieren; die Knaben waren merkwürdig zerstreut, heimliches Gelächter erklang zu verschiedenen Malen. Der Lehrer versuchte ein strenges Gesicht zu machen; als das nicht wirkte, unterbrach er sich im Diktieren und sagte: „Hört, ihr Jungens, ein für allemal, versucht keine Allotria mit mir — ich verstehe keinen Spaß!" Das wirkte auf einige Zeit; die Ruhe war einigermaßen hergestellt.

Erich griff nach der Kreide, er wollte ein schwieriges Wort anschreiben. Warum wurden die Jungens nur auf einmal so unruhig? Er wandte sich zur Tafel, da sah er — die Hand mit der Kreide sank ihm schlaff

herab — ein Gesicht mit kurzer, dicker Nase, an der ein Tropfen hing, mit einer Brille. Auf den ersten Augenblick wußte er, wer mit der Zeichnung gemeint sei.

In der Klasse herrschte für einen Augenblick Totenstille. Was wird er jetzt tun, das war die Frage, die alle beherrschte. Erich stand eine Weile sprachlos da, er wußte genau, daß viel davon abhing, wie er jetzt handle, und gerade dieses Bewußtsein raubte ihm alle Besinnung; dunkelrot vor Zorn rief er endlich: „Wer hat sich das unterstanden?" — Schweigen. Aller Augen sind auf ihn gerichtet, in allen Mienen glaubt er versteckten Hohn zu lesen. „Wenn ich nicht bis zum Schlusse der Stunde erfahre, wer das getan, melde ich's dem Herrn Direktor." Ein Murmeln läuft durch die Reihen. „Nun, meldet er sich freiwillig, dann soll die Strafe nur ganz gelinde sein." Keine Antwort. „Gut, dann bleibt's also dabei. — Jetzt fahren wir fort."

Erichs Zorn war bereits verraucht, aber die Gedanken fliegen ihm nur so durch den Kopf, nur langsam beruhigt er sich, mit Bangen sieht er das Ende der Stunde näher und näher rücken. — Es schlägt. Der Primus sammelt die Hefte ein. Erich macht sich mit Absicht noch etwas auf dem Katheder zu schaffen, er spielt den Kaltblütigen. Niemand meldet sich. Soll er wirklich dem Direktor Meldung von dem Vorfalle machen? — Er weiß nur zu gut, was dann geschieht. Eine Untersuchung, bei der nichts herauskommt, Bestrafung der ganzen Klasse, und für alle Zeiten hat er's mit den Jungens verdorben.

Ein plötzlicher Entschluß beseelt ihn; er greift zum Schwamm und wischt über das Gemälde. „Es soll vergessen sein, weil es das erste Mal ist — aber ich sage euch, nur diesmal — wenn wieder so was vor-

kommt, bin ich unerbittlich." — Rasch verläßt er das Katheder; das Gemurmel, das er hinter sich hört, legt er für Beifall aus. —

Im Konferenzzimmer fragte ihn der Direktor, wie er mit dem Betragen der Klasse zufrieden sei; ohne Zaudern erwiderte Erich Pflaume „gut", worauf der Direktor ein Gesicht machte, als wundere er sich über dieses Faktum.

Beim nächsten Gange zur Klasse nahm sich Erich fest vor, diesmal energisch zu sein und keine Milde walten zu lassen. Sein erster Blick, als er eintrat, galt der Tafel, sie war schwarz; er atmete auf. Dann setzte er sich und schlug die Grammatik auf. Sein Mut wuchs von Minute zu Minute. Er blickte in die Klasse. Was hatten nur diese Jungens, daß sie ihn so mit verschmitzten Mienen anstarrten, einzelne fingen gar an zu zischeln und sich gegenseitig anzustoßen. Irgend etwas schwebte in der Luft, das war sicher. „Was gibt es denn schon wieder?" fragte Erich. Einer platzte mit Lachen heraus und andere folgten ihm. Der Lehrer sah sich unwillkürlich um; gab es in seiner Nähe wieder etwas Komisches? — Da, in der Ecke auf der Katheder-platte lag etwas — ein kleiner, dunkler Gegenstand. Er konnte nicht erkennen, was es sei, griff hin und hatte eine Pflaume in der Hand.

„Pflaume, Pflaume!" gellte gleichzeitig ein Ruf durch die Klasse, gefolgt von allgemeinem Gelächter.

Das war zu viel für ihn. Eine Blutwelle schoß ihm zum Kopfe empor und machte ihn blind, er sprang vom Katheder. „Ich werde euch zeigen — ich werde euch zeigen —" das war alles, was er vorzubringen vermochte. Und wie er war, mit der Pflaume in der Hand, lief er aus der Klasse zum Direktor, der, im

Gespräche mit einigen älteren Lehrern begriffen, im Konferenzzimmer stand.

„Was wollen Sie, Dr. Pflaume?" herrschte ihn der Direktor an, als Erich mit offenem Munde, der Worte noch nicht mächtig, vor ihm stand. Erich hob statt aller Antwort die Frucht in die Höhe und keuchte hervor: „Das — das haben sie mir getan!" — Der Direktor verstand fürs erste den Zusammenhang nicht, er mußte ihm von einem der Kollegen erklärt werden. Da glitt selbst über die Züge des Gestrengen ein Lächeln. „Teufelsjungen!" meinte er. „Ich hab's Ihnen ja gesagt, Dr. Pflaume, nehmen Sie sich mit der Quarta in acht. — Aber das muß natürlich geahndet werden," und er begab sich mit Erich nach der Quarta.

Dort trat Grabesstille ein, als der Direktor erschien. Die Jungens hielten den Atem an, die Gesichter waren gerötet vor innerer Erregung, die Augen glänzten, aber es lag jene trotzige Sicherheit in aller Zügen ausgeprägt, die der gemeinsame Entschluß einer Rotte von Verschwörern zu geben pflegt.

Der Direktor war aufs Katheder getreten und musterte die Klasse mit finsteren Blicken; umsonst, aus diesen Gesichtern wird er nichts herauslesen, nichts als die Absicht, zu schweigen. „Wer hat die Pflaume da auf das Katheder gelegt?" — Lautlose Stille, kaum daß man einen der Knaben atmen hört. „Gut! — die Klasse kommt so lange an jedem freien Nachmittage herein und macht Strafarbeiten, bis sich der Täter meldet oder gemeldet wird. Heute ist Mittwoch. Heute nachmittag um drei Uhr seid ihr hier! — Und Sie, Herr Dr. Pflaume, werden die Strafarbeiten beaufsichtigen." Damit verließ er dröhnenden Schrittes die Klasse.

Gebeugten Hauptes setzte Erich den Unterricht fort; er wußte nur zu gut, von jetzt ab bestand Feindschaft zwischen ihm und der Klasse, ein Bruch war geschehen, der nicht wieder gut zu machen war. Er merkte es an der Art und Weise, wie sie ihm antworteten, verstockt, manche mit offen zur Schau getragenem Trotz.

Nachmittags um drei Uhr traten Lehrer und Schüler an. Der Direktor war anfangs selbst zugegen, er forderte die Knaben noch einmal auf, den Täter zu melden. Der Erfolg war derselbe wie am Morgen. Dann ermahnte er den Lehrer noch im besonderen: „Für jeden neuen Unfug, der etwa vorkommen sollte, mache ich Sie verantwortlich, Dr. Pflaume." Nach diesen tröstlichen Worten ließ er Erich allein mit seiner Klasse.

Erich diktierte ein Pensum. Nur zu bald merkte er, daß ein Komplott gegen ihn bestand; die Knaben schienen sich an ihm schadlos halten zu wollen. Bald stand ein Junge auf, der behauptete, seine Feder schreibe nicht, dann andere, die keine Tinte im Tintenfaß zu haben erklärten, schließlich einer, der unwohl zu sein vorgab. So ging es weiter. Der Lehrer saß wie auf Kohlen, er ermahnte, drohte, rief einzelne bei Namen, es half nichts — mit Schrecken sah er den Rest von Autorität, den er besessen hatte, schwinden. Er schrieb einzelne Ruhestörer auf, diktierte Strafen, drohte, den Direktor zurückzurufen; die Unruhe wurde nur ärger; immer größere Dreistigkeiten nahmen sich die Jungens heraus, schließlich balgten sich zwei gar auf der hintersten Bank. Da riß ihm die Geduld, er rannte hinter, sprang auf die Bank, trennte die beiden Kämpfenden und schleppte sie mit sich nach vorn, wo er sie neben dem Katheder aufstellte.

Dieser Ausbruch der Leidenschaft, den sie ihm offenbar nicht zugetraut, hatte die Knaben stutzig gemacht. Es trat größere Ruhe ein; einzelne der Vernünftigen fingen an, sich mit dem Pensum zu beschäftigen.

Also so mußte man sein, roh und wild, sagte sich Erich, noch keuchend vor Ärger und Anstrengung; nun gut, das konnten sie haben, diese Rangen! —

Er gab sich wieder der Beobachtung einzelner Physiognomien hin. Er hegte bereits Sympathien und Antipathien; verschiedene Gesichter zogen ihn an, andere stießen ihn ab, weshalb, konnte er sich in den meisten Fällen selbst nicht sagen. — Unwillkürlich blickte er nach Bärwald hinüber, natürlich starrte ihn der Junge schon wieder an. Er kann nicht dumm sein, der Junge, sagte sich Erich, und auch nicht böse. Die frischen Züge des Knaben gefielen ihm. Der Lehrer mußte fast gegen seinen Willen wieder hinblicken; diesmal beobachtete ihn der Junge nicht, er machte sich unter der Bank etwas zu schaffen, schien mit einem Gegenstand beschäftigt, der in Papier gewickelt war. Erich wurde vom weiteren Beobachten durch einen anderen Schüler abgezogen, der eine Frage stellte; als er wieder nach Bärwald hinblickte, war der Gegenstand verschwunden.

Nicht lange darauf ertönte auf der Bank hinter Bärwald unterdrücktes Gelächter und Geflüster. Was gab es denn schon wieder? Die Unruhe wurde immer ärger. Ein Gegenstand schien von Hand zu Hand zu gehen und die Ursache zu allgemeiner Heiterkeit abzugeben.

Erich verließ das Katheder, er eilte dorthin, woher der Hauptlärm kam, drängte sich zwischen zwei Bänke, sah, wie ein Junge gerade etwas verstecken wollte, entriß

es ihm noch rechtzeitig und hielt was Klebriges in der Hand — ein Männchen aus gebackenen Pflaumen.

Der Jubel der Klasse umtoste ihn. — Der Lehrer war bleich geworden bis in die Lippen und ging langsam, das Männchen in der Hand, aufs Katheder zurück. Dort legte er's hin. Es stellte einen Schornsteinfeger dar, mit einem Zylinder auf dem Kopfe und einer Holzleiter in der Hand.

Mit zitternder Stimme fragte Erich: „Wer hat das mitgebracht — er melde sich — ich rate es ihm im guten, denn ich weiß ihn bereits." Dabei blickte er auf Bärwald. — Keine Antwort. Aller Blicke waren auf den Knaben gerichtet, der mit schlecht geheuchelter Ruhe den Lehrer ansah. „Nun, Bärwald, hast du mir nichts zu sagen?" — „Nein!" — „Nun, dann will ich dir's sagen, mein Junge. Du hast das Ding da mitgebracht. Ich hab's gesehen, wie du's herauszogst."

„Ich bin's nicht gewesen — ich habe den Mann nicht mitgebracht." — „Und die Pflaume heut früh wohl auch nicht?" — „Nein!" — „Was machtest du dir denn vorhin unter der Tafel zu schaffen?" — „Ich hatte nur mein Taschentuch." — „Pfui, Bärwald, du bist also auch noch ein Lügner. Das hätte ich von dir nicht gedacht. Setze dich jetzt. Das übrige wird sich finden."

Der Unterricht ging weiter. Als die zwei Stunden vorüber waren, begab sich Erich in die Wohnung des Direktors. Der schien von dem Geschehenen sehr wenig erbaut zu sein, besonders als er erfuhr, daß Bärwald der Abgefaßte und auch der wahrscheinliche Anstifter des früheren Unfugs sei.

„Für die Geschichte von heut nachmittag werden wir ihn bestrafen, energisch bestrafen — natürlich!" meinte der Direktor. „Die Sache von heute früh hin-

gegen ist nicht erwiesen — wir werden sie also fallen lassen — man darf nichts auf die Spitze treiben. — Übrigens, das muß ich Ihnen sagen, Dr. Pflaume, Sie mögen da ganz gute Zeugnisse haben, aber — der Anfang, den Sie bei uns hier machen, ist gerade kein glänzender."

Bei den Anordnungen des Herrn Direktors blieb es; die Klasse kam nicht mehr an den freien Nachmittagen herein, und Willy Bärwald wurde bestraft. Übrigens wunderte sich Erich im stillen über die geringe Strafe, die der Direktor über den Knaben verhängte. Nach einiger Zeit erfuhr er freilich, daß Willy Bärwald einer der Privatpensionäre des Herrn Direktors sei und der Sohn eines hochgestellten Mannes, der im Provinzialschulkollegium Sitz und Stimme hatte. Erich sträubte sich zwar dagegen, alles zu glauben, was ihm einer der jüngeren Kollegen darüber erzählte, aber zu denken gab es ihm doch.

Mit seiner bösen Ahnung behielt Erich Pflaume nur zu sehr recht. Zwischen ihm und der Quarta herrschte fortan Feindschaft. Es war ein regelrechter Kampf zwischen dem Lehrer und den Schülern, und auf wessen Seite der Sieg, war von vornherein klar. Erich ließ nichts unversucht, er appellierte an das Ehrgefühl der Knaben, ja an ihr Mitleid, er versuchte es mit Strenge und mit Milde; nichts verfing. Er hatte die Autorität eingebüßt, und die war nicht wiederzugewinnen. Die Jungens entwickelten eine teuflische Raffiniertheit im Aushecken von allerhand Schabernack. Und dabei dachten sie sich im Grunde nicht einmal viel Schlimmes dabei; sie betrachteten es als ihr gutes Recht, den Lehrer, der sie „verpetzt" hatte, zu „schinden", wie der technische Ausdruck lautet. Triumphierend

liefen sie nach Schluß der Stunde aus der Klasse und rühmten sich ihrer Heldentaten. Und es gab Väter, die sich jeden neuesten Streich, den die Quarta ihrem Lehrer gespielt, brühwarm berichten ließen und weidlich darüber lachten.

Dr. Pflaume war eine stadtbekannte Persönlichkeit geworden. Die jungen Mädchen stießen sich an und kicherten wohl gar, wenn sie ihn auf der Straße gehen sahen, den kleinen, ungeschickten Menschen mit den kurzen Hosen und den krummgetretenen Absätzen, der immer gleich errötete, wenn ihn jemand ungeniert anblickte. Auch zum Gespött der Kollegen war er geworden, besonders der jüngeren. Unter den älteren gab es einige, die ein Gefühl für ihn hegten, das dem Mitleid entfernt verwandt war.

Ja, die Jungens ahnten nicht, was sie angestiftet hatten; sie dachten sich nichts dabei, daß der Lehrer immer blässer wurde, daß er tiefe Ränder unter den Augen hatte und daß seine Mundwinkel oft eigentümlich zuckten. Dafür bemerkten sie, daß seine Nase rund und klein sei, wie ein Knopf, und das gab ihnen Anlaß zu endlosen, schlechten Witzen. Er trug eine Brille, auch das war ihnen eine Quelle stets erneuten Gaudiums; freilich, diese Brille versteckte ihnen die Tränen, die ihm oft genug in die Augen traten, während sie sich über Willy Bärwalds neuesten Ulk vor Lachen ausschütten wollten. Und selbst wenn ihnen jemand gesagt hätte, daß ihr Lehrer des Nachts häufig kein Auge zutue vor Sorge und Gram, sie würden am Ende auch gelacht haben, die kleinen Bösewichter.

Das Winterhalbjahr schritt dem Ende zu. Das Osterexamen und die Versetzung waren nicht mehr fern. Die Jungens hatten wenig gelernt, sie waren in ihren

Kenntnissen sehr weit zurück. Der Grimm des Direktors gegen den jungen Lehrer mehrte sich von Tag zu Tage. „Sie sind vollständig unfähig zum Lehramte,“ das hatte Erich schon mehrfach zu hören bekommen, und bereits war das verhängnisvolle Wort gefallen: „Wenn's nicht bald besser wird mit der Quarta, dann sehen wir uns genötigt, Sie zurück zu schicken.“

Wo waren jetzt die großartigen Hoffnungen und Entwürfe des jungen Philologen: Aufrücken, Karriere machen, ach, das war ja alles zu Wasser geworden. Und heiraten! — Ja, das war das Bitterste. — Wenn die Jungens den Lehrer über dem Bilde seiner Braut hätten weinen sehen, sie würden doch vielleicht ein menschliches Rühren empfunden haben, selbst Willy Bärwald, der kein Bösewicht war von Natur, nein, durchaus nicht! Nur ein lebensfroher, übermütiger Junge, dem Vater und Mutter daheim alles durchgelassen hatten und den die Frau Direktorin, bei der er in Pension war, weiterhin gründlich verziehen half. — —

Erich benutzte seine freie Zeit vielfach zu Spaziergängen; das half ihm die düsteren Gedanken besser vertreiben. Mit seiner großen Arbeit über das ut bei Terenz wollte es in der letzten Zeit auch nicht mehr vorwärts gehen. Es fehlte ihm der geistige Schwung; sein ganzes Wesen hatte einen Knick davongetragen.

Er ging am liebsten auf ganz einsamen Wegen, dort, wo er sicher war, keinen Bürgermädchen zu begegnen, die ihm ins Gesicht sahen und hinter ihm drein kicherten. Darum liebte er besonders die Gegend am Flusse. Auf den Dämmen war es meist ganz menschenleer, dort wehte ein starker, erfrischender Wind vom Wasser her, und die Landschaft hatte etwas Einsames und Trauriges, das zu seiner Stimmung paßte. —

Es war eines Nachmittags, Ende Februar. Ein plötzlicher strenger Frost hatte noch einmal den Fluß gefrieren lassen; wenigstens stand eine Decke über der ganzen Fläche, so daß nirgends mehr Wasser zu sehen war. Aber man konnte der Festigkeit des Eises nicht recht trauen, und eine fürsorgliche Stadtpolizei hatte denn auch mit Stricken einen viereckigen Platz abgegrenzt, nahe dem Ufer, auf dem allein es den Schlittschuhläufern erlaubt sein sollte, sich zu tummeln.

Erich Pflaume kam auf seinem Gange dort vorbei. Es war Sonnabend und das halbe Gymnasium auf dem Eise. Erich wollte unbemerkt vorbeihuschen, aber schon hatten ihn einige Schüler bemerkt. „Pflaume, Pflaume!" erklang's erst aus dem Munde einzelner Gymnasiasten; dann riefen auch Erwachsene das ominöse Wort, schließlich pflanzte sich der höhnische Ruf von einem zum anderen fort und klang noch lange hinter Erich her, der sich, tief verletzt, so schnell wie möglich auf dem Damme entfernte.

Nach einiger Zeit hörte er den Ruf: „Halt, halt!" und „Dort ist's verboten!" Er mußte annehmen, daß auch dies ihm gelten solle; doch bald merkte er, daß einige Knaben auf Schlittschuhen den Fluß hinabgelaufen kamen außerhalb des abgesteckten Reviers, und hinter ihnen drein erklang jetzt von neuem der Ruf: „Halt, haltet sie!"

Erich blieb unwillkürlich stehen. Die Knaben waren nicht mehr weit von ihm, allen voran einer, den er als Willy Bärwald erkannte. Die anderen, drei an der Zahl, ältere Gymnasiasten, schienen ihn einfangen zu wollen.

Drüben auf dem Abgesteckten machte sich ein wohlbeleibter Stadtpolizist soeben auf die Beine, um den

Jungen nachzusetzen, aber da er ohne Schlittschuhe war schien sein Beginnen gänzlich aussichtslos.

Erich konnte die ganze Situation von seinem erhöhten Standpunkte aus übersehen, auch ihn ergriff jetzt Besorgnis um die Knaben, und er fing seinerseits an, „Halt, halt!“ zu rufen. Aber die kehrten sich nicht daran.

Willy Bärwald sah sich inzwischen von seinen Verfolgern eingeholt, da machte er einen plötzlichen Haken nach der Mitte des Flusses zu, so daß die anderen an ihm vorbeischossen und einer hinfiel. Dort stand er nun, mitten auf dem Eise, der Junge, und hielt sich die Seiten vor Lachen.

Plötzlich ein Knicken und Krachen; Erich stockte der Atem, er sah Willy Bärwald vor seinen Augen verschwinden.

Die Knie zitterten dem Lehrer, festgebannt starrte er auf das Loch im Eise. Da! er glaubte etwas wie einen Kopf zu sehen und ein paar Hände, die aus dem Wasser emportauchten.

Wie eine plötzliche Eingebung kam's in diesem Augenblicke über Erich. Den Überzieher heruntergerissen und den Damm hinab. Er hörte einen markdurchdringenden Schrei, den der Knabe ausstieß, ehe er von neuem sank, und dann sah er eine kleine Hand, die sich am Rande der Scholle anklammerte.

Erich hatte Eis unter den Füßen, zwanzig Schritte waren's noch, er fühlt das Eis schwanken, immer zu! Es knickt und knackt. Tut nichts. — Immer drauf zu!

Jetzt sinkt's und bricht's um ihn, aber er hat den Jungen. Die kalten Wellen umspülen ihn, daß er gerade noch den Mund über Wasser hält. Er tritt mit den Beinen Wasser und schnappt und japst.

Gott, wie schwer ist das Kind!

Als ob tausend Gewichte an ihm hingen, so will ihn diese Last nach unten ziehen. Immer schwerer und starrer wird er; die Kälte dringt ihm zum Herzen.

Ein Brett wird ihm zugeschoben und noch eines. Ein Mann mit einem Seile um den Leib kommt vorsichtig näher gekrochen — näher — er streckt ihm die Hand entgegen. Erst den Jungen. So, den hat er. Gott sei Dank! Nun ist er frei und kann die Arme bewegen. Wieder streckt sich ihm die Hand entgegen, er greift zu. Bald steht er auf festem Eise, wassertriefend, keuchend, nach Luft ringend. Er taumelt, will sinken, wird gestützt, halb getragen.

Menschen umringen ihn, Fragen dringen an sein Ohr, er sieht Tränen auf mancher Wange, Lachen in manchem Gesichte, aber diesmal ist's nicht Hohn.

Noch versteht er nichts — rein gar nichts. Gefolgt von Hunderten geht's zur Stadt. Was ist denn eigentlich los, fragt er sich einen Augenblick. Er hat ja einem Menschen das Leben gerettet, einem seiner Schüler. Und obgleich ihm die Kälte bis in die Knochen dringt, etwas durchglüht ihn, ein Bewußtsein, ein Hochgefühl, wie er nie im Leben geahnt, daß es eines geben könne. —

Sie schaffen ihn seine drei Treppen hinauf in das kleine Zimmer unter dem Dache. Seine Kleider sind fest und steif gefroren. Man hilft ihm beim Auskleiden; er schämt sich fast. Unter denen, die ihm bis herauf gefolgt sind, befindet sich ein Oberlehrer und gar ein Stadtrat. Er ist ja auf einmal eine ganz angesehene Persönlichkeit geworden, wie's scheint.

Und sie fragen ihn wiederholt, wie er sich fühle. Er klappert mit den Zähnen und antwortet lächelnd:

„Gut, sehr gut!“ Sie raten ihm, er möge ins Bett gehen und zu schlafen versuchen, sonst könnte er sich am Ende noch was zuziehen — so meinte der feiste Stadtrat. —

In der Nacht phantasiert Erich. Willy Bärwald, der Direktor, die Mutter und Gretchen, das geht alles in tollem Wirbeltanze durch seine Visionen. Er klagt und weint, bald lacht er und schreit auf, dann wieder flüstert er ganz leise und lächelt glückselig. Auf einmal wirft er die Decken von sich und ist kaum im Bett zu halten, daß der Wirtin ganz angst und bange wird und sie beinahe den Doktor geholt hätte, wenn's nicht gar so kalt gewesen wäre draußen.

Und am nächsten Tage kommt der Doktor wirklich und fühlt den Puls und schüttelt den Kopf und verordnet mit gedämpfter Stimme dies und das.

Nach einiger Zeit fragen sie Erich, als er gerade einmal bei Bewußtsein ist, wie die Adresse seiner Mutter sei — es soll an sie telegraphiert werden.

Die Mutter kommt und mit ihr ein junges Mädchen — nicht seine Schwester, wie die Leute anfangs annehmen. Erich sieht die beiden Frauen mit weit offenen Augen lange Zeit an. — Ob er sie erkannt hat?

* * *

Als sie ihn nun hinaustrugen an einem der ersten Tage im März, da schien die Sonne, das Eis war schon ziemlich weggeschmolzen und die Welt voller Frühlingsanzeichen. Der Fluß ging hoch und trieb Schollen mit sich.

Es war ein langer und feierlicher Zug. Vornweg schritten ein Musikchor und zwei Gesangvereine. Das Lehrerkollegium war vollzählig vertreten, voran der Herr Direktor im Pelz und mit Gummischuhen an den

Füßen, denn der Grund war noch feucht. Dann kamen Korporationen und Deputationen von verschiedenen Vereinen und schließlich die Schüler des Gymnasiums.

Eine Menge Gassenjungen liefen als freiwillige Eskorte neben dem Zuge her, an allen Fenstern waren Köpfe; zum letzten Male bereitete Dr. Pflaume den Bürgermädchen unfreiwillig ein Vergnügen.

Die Quarta hatte die Ehre, direkt hinter dem Sarge zu marschieren. Seine Klasse! — Der Primus trug einen Kranz, groß wie ein Wagenrad, mit weißen Atlasbändern, auf denen in Golddruck die Worte zu lesen waren: „Liebe, Treue, Dankbarkeit, hienieden und in Ewigkeit!"

Willy Bärwald war nicht im Zuge. Er hatte sich eine Erkältung zugezogen, befand sich aber auf dem Wege zur Besserung. Seine eigene Mutter war herbeigeeilt von Berlin und half der Frau Direktorin, ihn pflegen. Er hätte eigentlich schon ausgehen können bei dem schönen Wetter, aber man hielt es doch für besser, ihn noch im Zimmer zu halten, bis das Begräbnis des Dr. Pflaume vorüber war.

Der Geistliche sprach sehr erbaulich, sehr trostreich. Die alte Frau mit dem kleinen, vor Schmerz beinahe unkenntlichen Gesichte unterbrach ihn einige Male durch ihr Stöhnen, und der Herr Direktor blickte einmal ganz ernstlich böse zu ihr herüber, besann sich aber noch rechtzeitig, daß er nicht in der Klasse sei, und legte sein Gesicht wieder in traurig ernste Falten.

Der Herr Pastor sprach unter anderem von der hoffnungsvollen Menschenblüte, die hier geknickt sei, vom Grame der Mutter, der ihre Hoffnung, ihre Stütze, ihr Alles geraubt sei. Er gedachte auch in zartester Weise jener anderen Frauenseele, die der Verstorbene vor

allem geliebt — aber es hatte nicht sollen sein. Gott in seinem unerforschlichen Ratschlusse hatte es anders beschlossen — ihm gebührte die Ehre.

Andere Worte fand der Herr Direktor. Er betonte vor allem die menschlichen Tugenden des Verstorbenen, seine wissenschaftliche Tüchtigkeit. Er vergaß nicht, die hervorragenden Zeugnisse zu erwähnen, die der Verewigte von Schule und Universität mitgebracht. — Er rühmte sein pädagogisches Talent. Ja, er nannte ihn geradezu: „eine Perle der Lehrerschaft, die allzu schnell dahingerafft wurde“.

Kurz, an Anerkennung fehlte es dem Toten nicht.

Nachdem man Erde auf den Sarg geworfen hatte, verlief sich die Trauergesellschaft schnell.

Die Mutter und die Braut des Verstorbenen aber waren nachmittags zur Frau Direktor gebeten, wo sich Willy Bärwald und dessen Mutter aufhielten.

Und man darf dessen sicher sein, auch dort ist manches schöne und erbauliche Wort gesprochen worden — Balsam auf die wunden Herzen der Mutter und Braut.

Der arme Grule.

Die Tischler streikten. Angefangen hatten die Bautischler, dann schlossen sich die Arbeiter in den großen Möbelfabriken an, schließlich wurden auch die kleinen Meister hereingezogen, die für Magazine auf Lager arbeiteten. Die Bildner, Drechsler und Tapezierer konnten es schließlich nicht länger mit ansehen, daß ihre Kollegen etwas vor ihnen voraus haben sollten, und streikten auch. Bald legten sie alle: Meister, Gesellen, Werkführer und Arbeiter die Hände in den Schoß. Man verschwor sich, die Arbeit nicht wieder aufzunehmen, es hätten denn die Unternehmer die lange Liste der aufgestellten Forderungen bis aufs ꝫ bewilligt.

Aber wieder einmal erwies sich die metallene Brustwehr der vereinigten Kapitalisten allzu stark, um Bresche darein zu legen. Nach einem Vierteljahr voll Beschlußfassens, Demonstrierens und verzweifelten Hin- und Herzerrens mußte man schließlich einsehen, daß auch dieser Feldzug verloren sei. Durch Schaden war da mancher zwar nicht klüger, aber doch kleinlauter geworden und kehrte zur alten Arbeitsstätte zurück. Aber viele fanden verschlossene Türen. Ihre Plätze waren vergeben an pfiffige Kollegen, die, von auswärts zugereist, die günstige Lage des Marktes benutzt hatten. Der Arbeitsherr wies den Bittsteller — vielleicht nicht

ganz ohne Schadenfreude — mit der Begründung ab, er habe seinen Betrieb infolge des Streikes verkleinern müssen.

Mit solchem Bescheid konnte man dann zurückkehren zu Weib und Kind, die seit Monaten mit Hilfe der mageren Streikgelder gerade vorm Verhungern bewahrt worden waren. Als einziger Trost mußte ihnen die Nachricht dienen, daß, wenn auch der Streik mißlungen, doch die Unternehmer ebenfalls geschädigt seien. Aber die Millionen, die jenen fehlten, machten nicht satt auf die Dauer.

Wer unverheiratet war und keinen eigenen Hausstand besaß, für den war es weniger schlimm; der zog den Leibriemen eben ein wenig fester an, sah, daß er irgendwo anders zu Brote kam, oder verließ die Stadt ganz und gar. Das Reich ist ja groß!

So zogen sie denn hinaus in Trupps zu zweien und dreien oder auch einzeln, nach allen Richtungen der Windrose, gedrückt oder übermütig, planlos oder mit einem festen Ziele vor Augen, je nach Veranlagung und Laune.

Auf dem Bahnsteig standen drei von diesen Auswanderern, den Zug erwartend, der sie nach der nächsten großen Stadt führen sollte. Dort seien Tischler gesuchte Ware, sollte irgendwo in einer Zeitungsnotiz gestanden haben; wie ein Lauffeuer hatte sich das unter den Arbeitslosen verbreitet. Jeder strebte so bald wie möglich dorthin zu gelangen, und mißgünstig ruhte da manches Auge auf dem Reisegenossen, in dem man einen Konkurrenten vermutete.

Die drei hatten sich zusammengetan, weil gemeinsame Schicksale sie von früher her verbanden. Sie waren in einer der größten Bautischlereien gewesen,

der eine, Prägerow, als Werkführer, die anderen beiden als einfache Arbeiter. Die Firma hatte erklärt, daß sie grundsätzlich keinen Ausständigen wieder anstelle; über hundert Männer waren dadurch arbeitslos geworden. Der eine von den jungen Leuten, Runzig mit Namen, war ein mittelgroßer, gut gebauter Bursche mit starkem Schnurrbart, dem er offenbar sorgfältige Pflege angedeihen ließ; Runzig sah überhaupt für einen, der drei Monate Streik hinter sich hat, noch recht wohlgenährt und schmuck aus. Dem anderen, einem rothaarigen, lang aufgeschossenen Menschen, den seine Freunde nur unter dem Namen Peter kannten, hatte die magere Zeit der Arbeitslosigkeit übler mitgespielt. Peter hing nur noch in seiner Haut wie in alten, schlodderigen Kleidern. So standen sie da, zwei mit Zigarrenstummeln im Munde, Peter mit einer Pfeife ausgestattet, das Arbeitsgerät in bunte Tücher eingeschlagen. Der Zug, in den sie einsteigen wollten, wurde noch rangiert.

Neben ihnen spielte sich eine bewegte Szene ab; ein Familienvater nahm Abschied von Frau und Kindern. Gleich ihnen war er ein durch den Streik brotlos gewordener Tischler. Zwei Kinder, Knabe und Mädchen, noch unter dem Konfirmationsalter, schleppten sich mit einer mächtigen Hucke, offenbar des Vaters Habseligkeiten enthaltend. Es war ein großes, in Sackleinwand genähtes Ding, mit allerhand Ecken, das auf kantigen Inhalt schließen ließ. Die Frau war um den Mann beschäftigt, sie zog ihm sein Halstuch, das sich verschoben hatte, zurecht. Er war ein magerer Vierziger, wachsbleich, mit eingefallener Brust. Sein krauser Vollbart zeigte sich in der Ohrengegend schon etwas angegraut. Grule befand sich offenbar in einiger Hast. Das Reisen

war ihm wohl etwas Neues. Bald holte er sein Billett hervor, betrachtete es und steckte es wieder in die Tasche, um nach der Uhr zu sehen oder die Kinder zu fragen, ob sie alle seine Sachen noch hätten.

Plötzlich griff Grule in seine Hosentasche und zog daraus ein kleines, abgenutztes Geldtäschchen hervor; lange kramte er darin herum, bis er gefunden, was er suchte: unter manchem Kupfer und Nickel ein Zehnmarkstück. Er wollte es der Frau geben, aber die wies es standhaft ab. Fast wurde er ärgerlich; seine nervös gedrückten Mienen blickten noch um eine Schattierung sorgenvoller. Dann auf einmal sich eines anderen besinnend, tat er das Goldstück in die Börse zurück.

Die drei anderen beobachteten die Szene, ohne daß sie ihnen Eindruck zu machen schien. In drei Monaten Streik stumpft sich das Gefühl ab, und wer selbst um die Existenz ringt, hat selten für seinesgleichen Mitgefühl übrig. Sie kannten den kleinen, mageren Mann von Ansehen ganz gut; er war auch fleißig in den Versammlungen gewesen als stummer Zuhörer.

Jahrelang hatte Grule als Kleinmeister für einen Möbelbazar gearbeitet, billige Möbel, die man ihm schlecht bezahlte. Trotzdem war es ihm gelungen, sich einige hundert Mark zu ersparen. Da wurde er in den Streik hineingerissen, und schnell war sein sauer Erspartes verschlungen. Er hatte gar nicht daran gedacht, sich aufzulehnen — zur Unzufriedenheit fehlte ihm jede Veranlagung —, nur seine und seiner Familie Lage hatte er ein wenig aufbessern wollen. So war er ins Unglück geraten, er wußte nicht wie.

Der Zug stand fertig zur Abfahrt. Die jungen Leute waren schon eingestiegen. Grule riß den Kindern das große Paket aus den Händen und legte es auf

das Trittbrett des Wagens. Er wollte sich hastig mit einem Händedruck von den Seinigen verabschieden, aber die Frau ließ das nicht zu. Er mußte die Kinder ordentlich küssen, jedes einzeln, dann umarmte sie ihn selbst, indem sie ihm noch ein freundliches Wort: „Glückliche Reise" und „auf baldiges Wiedersehen" ins Ohr flüsterte. Er hörte es kaum, zerstreut und benommen, wie er war von dem Außerordentlichen. Dann stolperte er in den Wagen vierter Klasse hinein, seine Hucke unter dem Arme.

Zunächst konnte er kaum etwas sehen. Die Abteilung war voll Menschen, die sich drängten und stießen. Die schmalen Bänke an den Seiten wurden von den zuerst Gekommenen besetzt. Grule sah sich ratlos um; würde er die ganze lange Fahrt auf den Füßen stehen müssen? Da stieß ihn jemand an. Es war Peter, der lange, junge Mensch, der ihm einen Platz neben sich anwies, indem er ein wenig zurückte. Seine Hucke wurde ihm abgenommen und unter die Bank geschoben. So saß er, ehe er sich's versah, neben den dreien.

Es wurde nicht viel gesprochen. Grule, von der Angst gepeinigt, er könne etwas Wichtiges zu Haus gelassen haben, fing an, seine Hucke aufzumachen und die Sachen einzeln herauszuholen. Die anderen sahen ihm zu, weil sie nichts Besseres zu tun wußten. Was der Mensch da alles drin hatte! Einen vollständigen Anzug, ein paar Stiefel, dazu Wäsche. Ein Winkelmaß, Schmiege, Stemmeisen, Wasserwage und andere Werkzeuge.

„Die Hälfte von dem Kram wäre mir schon zu viel!" meinte Runzig.

„Man kann doch nich wie en Lehrling auftreten,

der in die erste Stelle kommt," sagte Grule dagegen. „Ich bin Meister."

„Hast du vielleicht Arbeit? Na, also! Ich bin drauf gefaßt, den Sommer durch zu walzen. Mein Gepäck ist leicht." Damit hob Runzig seine Hucke, die er zwischen den Beinen stehen hatte, mit einem Finger in die Luft.

„Es gibt aber doch Fabriken und große Geschäfte dort, wo wir hinwollen. Die müssen doch Werkführer brauchen."

„Sei du man froh, wenn du als simpler Arbeiter unterkommst!" rief Prägerow dazwischen.

„Aber ich dachte . . ." meinte Grule und blickte mit einem Male äußerst sorgenvoll drein. „Es muß doch Arbeit geben irgendwo! Verhungern können sie einen doch nicht lassen, wenn man arbeiten will." —

Runzig lachte ihn aus. Er scheine allerdings der richtige „Heuochse" zu sein. Wer sich denn um sie kümmere? Die Arbeitskräfte seien billig geworden. Man werde ihnen Schundlöhne anbieten, vielleicht gar sie abweisen von vornherein, weil sie gestreikt hätten; denn die Unternehmer hingen ja alle zusammen wie die Kletten.

„Aber man hat doch sein Handwerk erlernt! Man hat sich doch zwanzig Jahre redlich durchgeschlagen. Und nun mit Frau und Kindern! Nein, wenn es so zugeht in der Welt . . ." Er sah sich mit verzweifeltem Blicke um und hob die hagere Hand; man wußte nicht, gegen wen.

Runzig ergriff das Wort. Obgleich noch jung, hatte er doch zu den Führern des Ausstandes gehört. Er war ein Bursche, der sich überall bemerkbar zu machen verstand. Auch hier vernahm man durch das

Rattern des Zuges hindurch seine laute Stimme. Alles hörte auf den jungen Menschen mit dem flotten Schnurrbart und den blitzenden Augen, wie er gegen die verfluchte Kapitalistenkaste wetterte. Er brauchte keinen Widerspruch zu befürchten vor denen hier; er sprach ihnen aus dem Herzen. Nur Peter saß vergnügten Gesichtes dabei, seine Pfeife im Munde. Der schien guter Laune trotz Arbeitslosigkeit und schlechter Zeit.

Es war ein langsamer Zug, der an jeder Station anhielt; mit der Zeit näherte man sich jedoch dem Ziele. Grule erkundigte sich, ob jemand die Stadt kenne. Runzig bot sich zum Führer an. Das wurde dankbar angenommen. Das bißchen Selbstvertrauen, das Grule vorher vielleicht noch besessen, war durch das, was er auf der Fahrt gehört hatte, vollends in die Brüche gegangen.

Man schritt unter den eisernen Bogen eines Riesenbahnhofs weg. Grule fühlte eine eigene Beklemmung, als er die mächtige gewölbte Halle sah, in deren Kuppel sich der Blick verlor wie in einem Dom; aber sonst war da nichts von dem Frieden eines Gotteshauses. Die Züge brausten herein und heraus, Pfiffe gellten, Menschen kamen an und eilten fort; ein überwältigendes Treiben für den Kleinstädter, der nur die Ruhe seiner bescheidenen Werkstatt kannte, wo er jahraus, jahrein mit einem Gesellen und zwei Lehrlingen gearbeitet hatte. Das Herz sank ihm tiefer; wie würde er sich jemals hier zurecht finden? — Er mußte froh sein, daß er Kollegen gefunden hatte, die sich seiner annahmen.

Nun ging es über einen großen, freien Platz mit einem Denkmal darauf, das zu betrachten in diesem Durcheinander von Wagen und geschäftigen Menschen niemand Zeit und Lust fand. Dann bogen die vier in

eine enge Gasse ein, wo Runzig eine Kneipe zu kennen behauptete. Denn nach solcher Fahrt müsse man doch einen genehmigen.

Bald saßen sie um einen viereckigen Tisch herum, jeder eine Weiße vor sich und einen Schnaps daneben. Brot, Butter, Käse und Wurst wurden gebracht. Die Mühe des Bestellens hatte Runzig den anderen abgenommen. Er war auch hier wieder der Anführer; zunächst ließ er sich das gelesenste Geschäftsblatt des Ortes geben und forschte im Inseratenteile. Die Aussichten seien mau, meinte er nach einiger Zeit, wie er's vorausgesagt. Wie sollte's denn auch anders sein, jetzt im Sommer, wo jedes Geschäft flaute. Ihm sei's recht, er habe nichts gegen ein paar Monate walzen. Dabei schlug er auf den Tisch und bestellte vier Korn.

Grule stierte trübe vor sich hin. Er dachte an die zu Haus. Die jungen Kerle, mit denen er hier zusammensaß, mochten gut reden, die hatten niemanden, der sehnsüchtig auf die Nachricht wartete: ob der Vater wieder Arbeit habe. Ihm brannte der Boden unter den Füßen; er wollte etwas tun, Geschäfte aufsuchen, sich vorstellen, um Anstellung bitten. Um jede Minute, die man hier vertrödelte, war es schade. Aber Runzig und die anderen schienen dieser Ansicht nicht zu sein; noch einmal wurde frisch nachgefüllt.

Endlich erhob sich Grule, er hielt das nicht länger aus. „Der Herr bezahlt für das Ganze!" sagte Runzig, auf Grule deutend. Der lachte verlegen über den schlechten Witz und wollte wissen, was sein Anteil an der Zeche sei. Aber Runzig bestand darauf, Grule müsse für alle bezahlen, sie seien arme Teufel, und „bei dir habe ich doch vorhin einen leibhaftigen Zehnmärker gesehen — lüge nicht!" Grule mußte zugeben, daß er

ein Goldstück besitze, das letzte freilich; gern hätte er es seiner Frau, die es vorhin abgewiesen, doch noch mit der Post zugeschickt. Er zögerte daher, wollte das Stück nicht hergeben, um es nicht anzureißen. Aber Runzig verhöhnte ihn: das sei ihm schöne Kameradschaft, seine Kollegen so im Stiche zu lassen! — Das wurmte ihn doch. Ein schlechter Kamerad wollte er nicht sein. Er bezahlte also die Zeche und sah den größten Teil seiner Barschaft im Kassenfache des Wirts verschwinden.

Die nächsten zwei Tage brachte er damit zu, von Geschäft zu Geschäft zu gehen und sich anzubieten. Er sah, daß Runzig nur zu sehr recht gehabt hatte mit seiner Voraussage: niemand wollte neue Leute anstellen. Die paar Stellen, die frei gewesen, fand er bereits besetzt. Schließlich irrte er auf den Straßen der großen Stadt ratlos umher, selbst nicht mehr darauf hoffend, daß sich etwas finden würde. Er war müde, todmüde von den paar Tagen ungewohnten Umherstreifens. Nach Weib und Kind hatte er unaussprechliche Sehnsucht. Aber der Gedanke, vor sie zu treten mit leeren Händen und in ihren Augen die verzweifelte Frage zu lesen: was nun? ließ ihn die Heimreise schnell wieder aufgeben.

Auf irgendeinen Zufall hoffend, der als rettender Engel zu ihm kommen solle, schlenderte er gedankenlos durch die Gassen. Plötzlich rief eine Stimme hinter ihm: „Heda, Landser!“ Gleichzeitig fühlte er sich gepackt und festgehalten. Da waren Runzig und Peter. „Hast du Arbeit?“ Grule schüttelte trübe den Kopf. „Wir auch nicht! Haben uns freilich nicht weiter sehr bemüht. Der Schafskopp, der Prägerow, ist für zehn Mark wöchentlich bei einem Meister untergekrochen. — Wo sind deine Sachen?“ Grule berichtete, daß er in der Herberge zur Heimat übernachte.

Runzig schlug vor, das „Gelumpe" dort abzuholen. Sie wollten ihr Glück anderwärts versuchen, denn in diesem Nest sei nun doch mal nichts zu machen. Gemeinsame Wanderschaft war sein Plan. Grule wußte nichts Besseres. Er hatte nicht mehr soviel Kraft, sich zu widersetzen.

Eine Stunde später schon marschierten die drei im Sonnenbrand durch den Staub der Landstraße. Für Grule war es ein niederdrückendes Gefühl: er, ein Familienvater, der sich Meister genannt hatte, nun auf einmal herabgesunken zum Walzbruder. Das anhaltende Gehen war ihm eine ungewohnte Sache. Tagein, tagaus hatte er in seiner Werkstatt gestanden und sich der freien Luft fast entwöhnt. Und nun mit einer schweren Hucke auf dem Rücken Schritt halten sollen mit diesen beiden jungen Kerlen! Er fing an zurückzubleiben. Runzig meinte spottend: er hätte besser daran getan, das unnütze Zeug im Leihhause zu versetzen, dann würde er weniger zu schleppen und einen besser gespickten Beutel haben. Peter, dem seine vom Mundwinkel herabhängende Pfeife nur gestattete zu lächeln, nahm ihm schließlich, ohne ein Wort zu sagen, den schweren Sack ab und schwang ihn auf den eigenen breiten Rücken. Grule schlich weiter.

Man kehrte, als der Abend herankam, in einem Dorfkruge ein. Grule warf sich, zu Tode erschöpft, ohne Abendbrot in die Streu, die man ihm statt eines Bettes anbot. Der sonst so stille Peter, der die Streu mit ihm teilte, erwies sich durch sein Schnarchen als ein ziemlich unbequemer Lagergenosse. Auch anderen Lärm gab es, der den Armen nicht zum Einschlafen kommen ließ. Im Gastzimmer, das sich gerade unterhalb der Schlafstätte befand, war gewaltiges Hallo. Erst spielte

man Karten, wobei Runzig, den Flüchen der Bauern nach zu schließen, der Gewinner war. Dann sang er der Gesellschaft Lieder vor, dröhnendes Gelächter durch seinen Vortrag entfesselnd. Zum Schluß hielt er eine Rede, bis der Wirt dreinfuhr, der keine „Roten" in seinem Lokale dulden wollte, weil der Krug dem Rittergute gehöre. — Schließlich kam Runzig zu seinen Gefährten zurück, nach Tabak und Schnaps stinkend. Er warf sich zwischen die beiden und nahm die halbe Streu für sich in Anspruch.

Am nächsten Morgen waren Grules Füße derartig geschwollen, daß er nur mit den größten Schmerzen in seine Stiefeln hinein konnte. Er sprach davon, die Wanderschaft aufzugeben und heimzureisen, aber Runzig fuhr ihn barsch an, das wäre hundsföttisch von ihm, und man werde ihm seine Sachen zurückbehalten, wenn er sich etwa aufs Auskneifen verlegen wolle.

Runzig hatte überhaupt jetzt völlig das Regiment an sich gerissen. Er bestimmte, wie man marschieren und wo man einkehren wolle; er führte auch das Kassenwesen. Grule hatte ihm alles, was er noch besaß, ausliefern müssen. Runzig nannte das: die „Genossenschaftskasse".

Übrigens verstand es Runzig, diese Kasse leidlich gefüllt zu erhalten. Wenn er sich vor der Behörde sicher wußte, sprach er im Vorübergehen an, je nachdem er es für passend hielt, in drohender, einschmeichelnder oder mitleiderweckender Weise. Wo es eine sittsame oder gar fromme Miene aufzustecken galt, besonders Frauen gegenüber, stand ihm auch diese zu Gebote. Brot statt Geld nahm er ungern, und die Aufforderung, ein paar Stunden für Lohn im Holzstall zu arbeiten, lehnte er, als unter seiner Würde, mit Entschiedenheit

ab. Gegen den Gendarm war er stets voll Höflichkeit; kaum hatte der Beamte freilich den Rücken gewandt, dann steckte er ihm die Zunge heraus und sprach von den dummen Teckels. Natürlich zog man die wilden Pennen den christlichen Herbergen vor.

Peter war überall da am Platze, wo man Körperkräfte brauchte. Er trug Grules schwere Hucke auf dem Rücken, als wäre Stroh darin. Der junge Mensch war stets guter Laune, das Wetter mochte gut sein oder schlecht, die Straße staubig oder naß. Unzufrieden war er nur, wenn er nichts hatte, um seine Pfeife damit zu stopfen. Diese Pfeife, ein Porzellankopf mit einem bunten Bilde, einen Schützen darstellend und einen springenden Hirsch, kam nur aus seinen Zähnen, wenn er aß oder schlief. Diese Pfeife schien ihm eine willkommene Entschuldigung dafür zu bieten, daß er eigentlich so gut wie niemals ein Wort äußerte. Peters Lippen waren geschaffen, das Pfeifenende zu halten; daß sie sich zu mitteilsamer Rede öffnen sollten, wäre ihm Widerspruch zu ihrem höheren Zweck erschienen.

Als eines Tages das Geld doch knapp wurde und ein Wirt sie bereits als Zechpreller hinausgeworfen hatte, verlangte Runzig, Grule müsse den Anzug verkaufen, den er in seiner Hucke führte. Grule wollte davon nichts wissen, es war sein Sonntagsanzug; er hatte ihn mitgenommen, damit er etwas Anständiges zum Anziehen habe, wenn er sich beim Arbeitsuchen vorstellen würde. Hier wagte er es einmal, sich zu widersetzen. Aber Runzig behauptete, Grule sei ihm so wie so Geld schuldig; in den letzten Tagen hätten die anderen auf seine Kosten gelebt, denn er allein habe den Lebensunterhalt verschafft. Grule vergoß Tränen, denn er hing an diesem Anzug, den er mit seiner Frau

gemeinsam im Kleidermagazin ausgesucht und von dem sie immer sagte, er nehme sich so stattlich darin aus. — Aber was blieb ihm übrig? Er mußte schließlich doch das Prachtstück herausgeben. Schweren Herzens sah er den Anzug zu dem jüdischen Trödler wandern im nächsten Städtchen, durch das sie kamen. Was waren die paar Taler, die sie dafür bekamen, verglichen mit dem Werte, den dieses Stück für ihn gehabt! —

Schließlich kamen sie in die große Industriestadt, das Ziel ihrer Wanderung. Auch in diesem Orte war Runzig bekannt, er hatte hier als Soldat gedient. Es wurde ihm nicht schwer, in der Vorstadt einen Gasthof ausfindig zu machen, wo sie billiges Quartier bekamen. Als der Wirt Schwierigkeiten machen wollte, die abgerissenen Pennenbrüder aufzunehmen, wies man ihn auf Grules Hucke hin, die immer noch einen stattlichen Umfang hatte.

Am Tage darauf ging's ans Arbeitsuchen. Vorher machte Runzig mit den beiden anderen aus, daß sie auch fürderhin gemeinsame Sache machen wollten. Wer Glück habe und Arbeit fände, sollte einen Beitrag in die Genossenschaftskasse zahlen, davon wollten sie die ersten Ausgaben bestreiten. Peter, in seiner Schweigsamkeit, tat auch bei dieser Gelegenheit den Mund nicht auf, und Grule kannte überhaupt nur noch einen Gedanken: wieder Arbeit bekommen! Wenn er das erst erreicht, sollte ihm alles andere recht sein.

Diesmal kam man auf den guten Gedanken, sich eines Auskunftbureaus zu bedienen, das umsonst Arbeit vermittelte. In dem Journale der Gesellschaft waren einige große Tischlerfirmen verzeichnet, die Arbeiter suchten. Die Bedingungen waren keine glänzenden; jedenfalls kamen sie nicht an das heran, was man vor

dem Streik erhalten hatte. Aber man mußte vorlieb nehmen.

Grule und Peter ließen sich sofort einstellen. Runzig dagegen erklärte, weiter suchen zu wollen, um Besseres zu finden. Da die Arbeitsstätte nicht weit war vom Gasthofe, blieb man vorläufig dort wohnen und beschloß, erst später Schlafstellen zu suchen. Außerdem mußte man ja auch zur Bezahlung des Wirtes auf den Lohn warten, der erst am Ende der Woche ausgezahlt wurde.

Grule schrieb seinen ersten Brief nach Haus; bis dahin hatte er die Seinen ohne Nachricht gelassen. Jetzt konnte er ihnen endlich bessere Kunde geben. Er verdiente wieder. Die Arbeit flog ihm von den Händen. Er hatte um Stücklohn gebeten, da er wohl wußte, daß er bei seiner Geschicklichkeit dabei besser fahren werde als im Tagelohne. Nun war auch Gelegenheit, manche Guttat, die ihm Peter auf der Wanderschaft erwiesen hatte, zu vergelten. Sie arbeiteten in einem Raume, und der lang aufgeschossene junge Mensch mit den groben Fäusten war nicht gerade der geschickteste Arbeiter. Da kam ihm Grules Erfahrung, der sich als Meister manchen Geschäftskniff angeeignet hatte, zu statten.

Am Lohntage bekam man ein leidliches Sümmchen ausgezahlt. Zum Sonntag wollten sich die beiden einmal gründlich ausruhen von der Arbeit und sich vor allem ordentlich satt essen, denn dazu hatte im Laufe der Woche das Geld gefehlt. Von Runzig hatten sie so gut wie nichts gesehen. Er schien noch immer keine Arbeit gefunden zu haben. Des Nachts kam er spät in die gemeinsame Kammer, und früh, wenn sie aufbrachen, war er nicht zu erwecken.

Auf dem Heimwege von der Werkstatt machte

Grule vor einer Postanstalt Halt. Er blickte unruhig drein, schien sich über irgend etwas nicht schlüssig werden zu können. Peter sah ihm mit gewohnter Gelassenheit zu.

„Ich hätte gerne en Märker zehne nach Hause geschickt,“ sagte Grule. „Aber es geht ja nicht!“ Damit schritt er weiter, dem Postgebäude den Rücken kehrend. Peter folgte ihm, Hände in den Taschen und Pfeife im Munde. „Sie würden sich zu Hause gewaltig freuen.“ Es war mehr ein Selbstgespräch bei Grule. Peter sagte nichts, machte aber beim nächsten Krämer Halt und kaufte sich eine Rolle Tabak für seine Pfeife.

Als sie in die Nähe ihres Gasthofes kamen, erblickten sie an der Straßenecke Runzig. Kaum daß sie ihn wiedererkannt hätten. Er trug einen neuen Anzug und unterhielt sich mit einem Mädchen, das, in der Entfernung gesehen, einer feinen Dame glich. Als er die beiden kommen sah, verabschiedete er sich kurzerhand von der Person und ging seinen Freunden entgegen.

„Habt ihr den Lohn einkassiert?“ war seine erste Frage. Und als er eine bejahende Antwort erhalten: „Das ist gut! In der Kasse ist Ebbe. Ich weiß nicht mal, wovon ich unsere Miete bezahlen soll.“

Sie begaben sich in die Gaststube und nahmen Kassensturz vor. Einige zwanzig Mark betrug das, was Peter und Grule einzuwerfen hatten. Runzig kam mit leeren Händen, doch vertröstete er die Freunde, daß er Aussichten habe auf eine großartige Anstellung. Dann werde er seinen Anteil mit Zinsen zurückerstatten. Als er sich dann in seiner Eigenschaft als Kassierer daran machte, das Geld einzustreichen, brachte Grule in schüchternem Tone seinen Wunsch vor: er habe doch den größten Teil des Geldes durch seine Arbeit verdient,

und er habe daran gedacht, seiner Frau etwas davon zu schicken.

Runzig brauste auf; er sei wohl verrückt geworden! Die Kasse sei gemeinsam, so hätten sie's ausgemacht, und keinen Pfennig könne einer für sich verlangen, das widerspreche den „Statuten".

Grule blickte verdutzt drein: von Statuten wußte er nichts. Aber wie immer erschrak er vor Runzigs entschiedenem Auftreten, gegen das nicht aufzukommen war.

Da ereignete sich etwas Außergewöhnliches: Peter, der stumm dabei gesessen hatte, nahm die Pfeife aus dem Mundwinkel und begann zu sprechen. „Hier die zehn Mark," damit zog er ein Goldstück von dem Gelde ein, das noch auf dem Tische lag, „wird Grule morgen an seine Frau schicken."

Runzig blickte wie versteinert auf den Sprecher, der ihn seinerseits mit Kälte fest anblickte. Als er sich ein wenig erholt von seinem Staunen über solche Kühnheit, meinte Runzig: Peter solle keine schlechten Witze machen und das Geld herausgeben; die Kasse habe Schulden.

Peter lächelte eigentümlich, betrachtete sich den neuen Anzug Runzigs eine Weile, schien etwas sagen zu wollen, hing aber doch nur die Pfeife wieder an ihren alten Fleck und war damit seiner gewöhnlichen Rolle wiedergegeben.

„Das ist der reine Diebstahl!" schrie Runzig und verließ mit giftiger Miene die Gaststube.

An diesem Abende führten Grule und Peter ihren Plan aus, sich einmal ordentlich satt zu essen. Dann flickten sie noch ein wenig an ihren Sachen herum, die arg zerrissen waren, um schließlich zu Bett zu gehen und sich des wohlverdienten Schlummers zu erfreuen.

Am nächsten Morgen, als sie nach einer gesund durchschlafenen Nacht erwachten, standen sie vor einer eigenartigen Entdeckung: alles, was sie besessen hatten von einigem Werte, war verschwunden. Auch Kleinigkeiten, wie Grules Glaserdiamant, hatte der Dieb mitgehen heißen. Peters Tabaksbeutel mit dem Zehnmarkstück darin fehlte, und was für ihn das bei weitem Schmerzlichste war, die Pfeife mit dem springenden Hirsch und dem Schützen war auch nicht mehr zu finden.

Es konnte für die beiden kein Zweifel darüber sein, wer der Dieb sei, obgleich solche Niedertracht von Runzig schwer zu glauben schien.

Grule saß da, kreidebleich, wie vernichtet, er fand keine Worte, und selbst die Tränen, die ihm sonst so leicht kamen, versagten einem so harten Schlage gegenüber. Peter ging in die Stadt, er dachte, er könne des Diebes vielleicht doch noch habhaft werden; aber das war vergebliche Mühe. Entweder hielt sich Runzig gut versteckt oder, was noch wahrscheinlicher war, hatte er sich längst mit seiner Beute aus dem Staube gemacht.

Als Peter nach mancher Stunde in den Gasthof zurückkehrte, fand er Grule in derselben Verfassung, wie er ihn verlassen, halb angekleidet auf seinem Bette sitzend, mit merkwürdig veränderten Zügen vor sich hinbrütend.

Peter erschien Grules Wesen sonderbar. Was hatte der Alte für einen stieren Blick! Und reden wollte er gar nicht; das war für Peter am unheimlichsten. Das Schweigen hatte er doch sonst gepachtet. Es blieb nichts anderes übrig, er mußte sich entschließen, den Mund aufzutun, wenn er aus jenem etwas herausbekommen wollte.

Der junge Mensch hatte sich mit dem Mißgeschick,

das ihn betroffen, schon halb ausgesöhnt; ein paar Wochen angestrengter Arbeit, und der Schaden war wieder ausgeglichen. Aber mit dem Alten dort auf dem Bette war es etwas Anderes! Der hatte einen schwereren Verlust erlitten.

In der Nacht fing Grule an zu phantasieren. Er sprach mit Runzig, von dem er in energischen Worten die Herausgabe der „Genossenschaftskasse" forderte. Er schrie und tobte schließlich, und Peter hatte Mühe, den schwächlichen und sonst so friedliebenden Mann im Bette zu erhalten. Am nächsten Morgen war Grule nicht dazu zu bewegen, sich zur Arbeitsstätte zu begeben. Er habe das nicht nötig, erklärte er, denn er sei ein reicher Mann. Peter gab nicht viel auf sein Gerede; der Alte war wohl nicht ganz richtig im Kopfe! Eines schien ihm klar: der mußte nach Haus, zu den Seinen. Peter entschloß sich, ihn dorthin zu bringen.

Zunächst war allerdings die schwierige Frage: wovon den Wirt bezahlen? Eine tüchtige Rechnung war aufgelaufen, denn Runzig hatte natürlich nicht an ein Begleichen der Zeche gedacht. Man mußte eben die paar Sachen, die der treulose Genosse ihnen noch gelassen, drangeben. Im übrigen hatte sich der Wirt mit Peters Versprechen zu begnügen, daß er die Schuld später einmal begleichen werde.

Nun waren sie also wieder auf der Landstraße mit erleichtertem Gepäck. Außer den dürftigsten Kleidungsstücken und den im Walde geschnittenen Stöcken nannten sie nichts ihr eigen. Nur langsam kamen sie vorwärts, denn Grules Füße gerieten bald in einen solchen Zustand, daß man kurze Tagesstrecken zurücklegen mußte. Er klagte nicht, beinahe gleichgültig und oft wie geistesabwesend schaute er drein, mechanisch einen Fuß vor

den anderen setzend. Peter leitete ihn wie ein Kind. Kaum daß man ein Wort von Grule hörte, außer des Nachts, wo er sich mit Runzig noch immer wegen der Genossenschaftskasse herumzankte, an die er eine Forderung von einer Million zu haben behauptete. Hin und wieder unterhielt er sich auch mit seiner Frau, der er von seinen Reichtümern berichtete. Peter dachte bei sich: das wird alles wieder gut werden, wenn er nur erst zu Haus ist.

Dem jungen Menschen war eine eigentümliche Rolle zugefallen. Er mußte um Almosen ansprechen, und das fiel ihm schwer genug. Aber da er keine Pfeife hatte, die ihn am Sprechen verhindert hätte, gewöhnte er sich mit der Zeit eine gewisse Beredsamkeit an. Gelegentlich, wenn sich gar nichts erbetteln ließ, mußten sie im Freien übernachten, in einem einsamen Schuppen oder gar im Stroh einer Feime. Bald sahen sie auch danach aus. Die Blicke der kontrollierenden Gendarmen wurden immer schärfer und ihre Anreden immer gröber. Einmal, als sich Peter hatte beim Betteln abfassen lassen, mußten sie sogar eine Nacht im Polizeigewahrsam zubringen.

Endlich nahte die Heimat. Grule schien auch diese Tatsache teilnahmlos hinzunehmen. Ruhig ließ er sich vom Freunde durch die Straßen führen.

Man traf die ganze Familie zu Haus. Es war gegen Abend. Frau Grule war im Wohnzimmer mit Plätten beschäftigt, die Kinder saßen über den Schularbeiten. Das Ganze machte einen einfachen, aber sauberen Eindruck und erschien Peter, der zuerst eintrat, um die Ankunft des Familienvaters anzumelden, als das Höchste an Gemütlichkeit, was er seit langem gesehen.

„Der Vater ist zurück!" so kam's vom Munde der

beglückten Frau, und „Der Vater ist zurück!" antworteten die Kinder in einem Atem.

Als er nun freilich über die Schwelle stolperte, mit wildem Haar, zum Skelett abgemagert, in schmutzstarrenden, abgerissenen Sachen, da verstummte der Jubel. Bestürzt blickte die Frau drein und ängstlich die Kinder.

Grule umarmte niemanden, ging vielmehr, einer alten Gewohnheit folgend, auf seinen Armstuhl zu und ließ sich dort nieder. Die Frau kannte ja ihren Alten als Sonderling, aber das war ihr doch zu viel; sie wandte sich an den Begleiter um Erklärung.

Peter berichtete in Kürze, wie es ihnen ergangen. Er sagte, daß Grule sehr müde sei von der Wanderung, sie möge ihn nur gut pflegen, das übrige werde sie dann schon selbst sehen. Damit schien er seine Aufgabe hier für erfüllt anzusehen und wollte nun eigentlich seiner Wege gehen.

Aber Frau Grule ließ ihn so nicht fort. Trotz ihrer begreiflichen Erregung wollte sie doch zeigen, daß sie Lebensart besitze. Sie bot Petern einen Stuhl an und räumte das Plättbrett weg. Gleichzeitig erzählte sie ihre Erlebnisse: Sie habe sich tüchtig plagen müssen ohne den Ernährer, aber durchgekommen sei man. Sie habe Arbeit erhalten für ein großes Hotel in der Nähe, das jetzt seine ganze Herrenwäsche bei ihr besorgen lasse. Versetzen habe sie nichts brauchen und gehungert hätten die Kinder auch nicht. Und als der Vater damals geschrieben, er habe Arbeit, da hätten sie ihm geantwortet unter postlagernd, er solle nur schleunigst nach Hause kommen. Der Brief sei aber wohl nicht in seine Hände gelangt.

Während sie noch sprach, fing er an, sich in seinem

Stuhl zu regen, dann erhob er sich und ging im Zimmer umher; er betrachtete die Möbel, die er zum größten Teile einstmals selbst angefertigt hatte, dann sagte er plötzlich zu seiner Frau: man müsse ausziehen von hier und das sofort!

„Ausziehen?" meinte die Frau. „Weshalb denn? Die Wohnung ist doch gut und dabei nicht allzu teuer."

„In solch einem elenden Loche werde ich nicht wohnen bleiben! Wir sind jetzt reiche Leute. Ja, ja, ich bin zum Millionär ernannt worden. Ja, ja, Frau! Die Genossenschaftskasse hat mich zum Millionär ernannt." — Dabei lachte er hastig mit rauher Stimme.

Seine Frau blickte ihn offenen Mundes an. Sie begann etwas zu ahnen, ängstlich fragte sie den Begleiter, was der Vater damit meinen könne. Peter legte zur Antwort nur den Finger auf die eigene Stirn.

Frau Grule begriff. Sie begann leise vor sich hin zu weinen.

Aber lange gab sie sich ihrem Schmerze nicht hin; mit zwei jungen Kindern und einem schwer erkrankten Manne durfte man das nicht.

Was sollte nun geschehen? Sie legte diese Frage Petern vor. Der überlegte einige Zeit, dann meinte er, man würde wohl gut daran tun, einen Arzt zu Rate zu ziehen. Das leuchtete der Frau ein. Der Fremde schien überhaupt ein vernünftiger Mann zu sein; sie fragte ihn, ob er nicht noch ein wenig bleiben könne. Aber Peter erklärte, er müsse fort. Die Frau erkundigte sich, ob er denn nicht wenigstens etwas zum Danke annehmen wolle für alles, was er an ihrem Manne getan.

Da lächelte Peter eigentümlich. Sein Blick hatte schon vorher mit stummer Bewunderung an einer Stelle der Wand geruht, wo an einem Nagel Tabakspfeife

und Beutel des Hausherrn hingen. Er sagte nichts, aber Frau Grule, die seinem Blick folgte, erkannte, woran er mit solcher Verliebtheit hing. „Die alte Pfeife! Macht Euch das Spaß?“ Und sie nahm Pfeife und Beutel vom Nagel und brachte sie ihm.

Peter grinste vergnügt. Ein Schütze und ein springender Hirsch waren zwar nicht auf dem Porzellankopfe, aber dafür das Bildnis eines jungen, schönen Mädchens mit pechschwarzem Haar und kirschrotem Munde. Das gefiel ihm. Sofort hing sie in seinem Mundwinkel. Sie paßte ausgezeichnet dorthin.

Und als habe er mit einem Male wieder die Sprache verloren, nun dieses natürliche Vorlegeschloß an seinen Lippen angebracht war, nickte er nur noch mit dem Kopfe zum Zeichen des Dankes, reichte allen die Hand, auch seinem Gefährten Grule, und ging mit freundlicher Miene.

Frau Grule fragte am nächsten Morgen den Kassenarzt, der den Meister von früher her gut kannte. Er konnte ihr nur bestätigen, was sie schon wußte.

Der Widerchrist.

(Matth. 5, 11.)

Karl Lucke war einer von jenen unglücklichen Knaben, die von Natur dazu bestimmt scheinen, den Sündenbock abzugeben für ihresgleichen. Der Fanatismus und die angeborene Grausamkeit der Jugend brauchten Opfer. Wie die Indianer um einen Kriegsgefangenen tanzen, so umzingeln die jugendlichen Quälgeister einen solchen Märtyrer und schleudern giftige Pfeile und verwundende Äxte gegen den nackten Leib des Verfemten.

Lucke war häßlich, und war von jener Häßlichkeit, die sich nicht auswächst. Sein Gesicht war eines von den vorzeitig fertigen, welche in ihrer Starrheit wie aus Holz geschnitzt erscheinen, ungesund, ohne Frische und Farbe, vergrämt, der Kopf groß, der übrige Körper schwach entwickelt. Der Knabe machte den Eindruck eines Buckligen, ohne doch eigentlich verwachsen zu sein.

Warum dieser Knabe, der doch eher das Mitleid verdiente, seinesgleichen so zur Wut reizte, ist schwer zu sagen. Seine Nähe wirkte auf die anderen wie die Witterung des Uhus auf Krähen und Raubvögel. Karl Lucke tat niemandem etwas zuleide. Eine gewisse Verschlossenheit und Heimlichkeit an ihm kam wohl nicht von angeborener Tücke her, war vielmehr nur die natürliche Folge der Behandlung, welche der Knabe durch

Jahre von seiten seiner Schulkameraden erfahren hatte. Daß ein derartig Mißhandelter sich allmählich eine Kruste anschafft, zum Schutz gegen raffinierte Quälerei, ist wohl nicht zu verwundern.

Auch bei den Lehrern war dieser Zögling nicht beliebt. Man hielt Karl Lucke allgemein für einen „schwierigen Charakter". Zu den Dutzendnaturen gehörte der Junge nicht, das ist gewiß! In diesem großen Schädel wohnten mancherlei Gedanken, die man bei einem Sechzehnjährigen nicht vermutet hätte. Seine kleinen, tiefliegenden Augen verrieten davon nichts. Er war schweigsam und beobachtend und gerade darum den Lehrern nicht angenehm, weil seine Nähe ihnen das Gefühl gab, von einem frühreifen Beobachter kritisiert zu werden. Karl Lucke war zweifellos scharfsinnig; in seinen Antworten und Arbeiten kam ein Zug von selbstgerechter Überlegenheit zum Ausdruck, der nicht geeignet war, ihm Freunde zu machen.

Lucke lernte gut und saß, seiner Leistungen halber, ziemlich hoch in der Klasse. Er beteiligte sich niemals an den Streichen der anderen. Seine Führungszeugnisse waren immer die besten. Schon lange herrschte eine stumme Wut gegen ihn, ein schwelender Neid. Man mißgönnte ihm seine Vorzüglichkeit. Vor allem aber fürchtete man im stillen, daß er noch einmal Klassenerster werden könnte. Das „Scheusal Lucke" Klassenerster! — Das wäre eine Schmach gewesen, die unerträglich schien.

Ereignete sich da in den letzten Wochen vor Ostern — die Versetzung war nicht mehr weit — etwas ganz Außerordentliches, eine „große Klassengeschichte". Es war nach der Religionsstunde. Kandidat Molpitz, der als Hilfslehrer angestellt war und auf eine ordentliche

Lehrerstelle wartete, hatte über die Person Jesu Christi vorgetragen. Der Kandidat hatte auf der Universität die Kollegien mit Fleiß besucht und eifrig nachgeschrieben. Jetzt kam ihm das zu statten; unter Zugrundelegung des eigenen Kollegheftes konnte er den Knaben über Christologie, nach dem neuesten Stande der Dogmatik, vortragen. Am Schlusse der Stunde diktierte der Kandidat, wie gewöhnlich, und die Klasse schrieb nach. Der Kandidat war als streng bekannt, und wer in der nächsten Stunde etwa die zwei Naturen, zwei Stände und drei Ämter des Heilands nicht hätte am Schnürchen aufsagen können, wäre sicherlich bestraft worden. — Der Lehrer hatte kaum das Klassenzimmer verlassen, da sagte Karl Lucke zu seinem Nachbar, dem dicken Faber, der sich von ihm das Löschblatt geborgt hatte: „Glaubst du das alles wirklich?“ auf das Nachgeschriebene weisend. Und da ihn Faber ob dieser Frage verwundert anblickte und „natürlich!“ sagte, erwiderte Lucke spöttisch lächelnd: „Ich nicht! Ich glaube, daß Jesus Christus ein Mensch gewesen ist.“

Der dicke Faber, harmlos von Natur, wie er war, hielt das für einen „gelungenen Ulk“ und hatte nichts Eiligeres zu tun, als Luckes Äußerung während der Pause zu kolportieren. Bald lief es von Mund zu Mund, was Lucke behauptet hatte. Je nach Temperament und Verstand nahmen die einzelnen den Ausspruch sehr verschieden auf. Einige lachten, einer meinte, Lucke könne schon recht haben, er habe das auch schon mal wo gelesen. Der große Patzig benutzte die Gelegenheit, um Lucke ein paar Püffe in die Rippen zu versetzen, für die „Frechheit“. Karl Lucke selbst schwieg; aus seinen kopfversteckten Augen blitzte überlegene Verachtung auf die feindliche Schar um ihn her.

Bei den meisten war dieser Vorfall schnell vergessen; ein paar Köpfe jedoch in der Klasse ließ er nicht zur Ruhe kommen. Otto Bartuch, der Sohn des Pastor Primarius, und Fritz Kampmeier, der Sohn eines Brauereibesitzers, tuschelten während der ganzen nächsten Stunde miteinander. Das durfte man sich entschieden nicht gefallen lassen. Was Lucke da gesagt hatte, war vielleicht eine Handhabe, um dem „eklichen Kerl" mal was am Zeuge zu flicken. Noch in der nämlichen Stunde ging ein Zettel von Hand zu Hand, von Otto Bartuchs Hand geschrieben, der die Erklärung enthielt, Lucke müsse für die Frechheit, so was zu behaupten, gestraft werden. Es folgte die Frage, was mit ihm zu geschehen habe.

Die Antworten lauteten verschieden. Einige waren für Lynchjustiz, andere schlugen den „großen Klassenverschiß" vor. Eine Anzahl Knaben, darunter die Versender der Liste, stimmten für Anzeige beim Lehrer. Andere meinten dagegen, man solle nicht „petzen".

In der Freiviertelstunde kam die Frage zur mündlichen Verhandlung, vor das Forum der Klasse. Man hatte sich zur geheimen Beratung in einen Winkel des Schulgartens zurückgezogen. Wie ein Bienenstock, der schwärmen will, klebten sie dort aneinander. Otto Bartuch führte das große Wort. Man war moralisch entrüstet. Längst war Lucke reif. Von allen Seiten hagelten die Verdächtigungen. Seine Herkunft, seine Familienverhältnisse wurden bekrittelt. Fritz Kampmeier erzählte, daß sein Alter gesagt habe, Luckes Vater sei ein „völlig gesinnungsloser Mensch". Andere wußten noch Schlimmeres zu berichten. Die ganze Familie war niederträchtig. Jemand wollte Luckes Schwester kennen, die sei triefäugig und habe eine Nase — so! . . .

Ein anderer Knabe, der als Sohn des Bürgermeisters immer die neuesten Nachrichten über alles hatte, wußte etwas ganz besonders Gravierendes vorzubringen: Neulich hatte im „Postillon“ ein Artikel gestanden, ein „Brandartikel“ — so meinte der Sohn des Bürgermeisters —, und man habe Grund, anzunehmen, daß Luckes Vaters der Verfasser sei. Er war überhaupt ein Roter! Kurz, von allen Seiten häufte sich das Belastungsmaterial gegen Karl Lucke.

Schließlich wurde Otto Bartuch in aller Form von der Versammlung beauftragt, Luckes Äußerung dem Kandidaten zu melden. Nach Schluß der letzten Vormittagsstunde begab er sich vor die Lehreraula und trat dem Kandidaten mit bedeutungsvoller, dem Zwecke seiner Mission entsprechender Miene entgegen. Ob er den Herrn Kandidaten Molpitz in einer Angelegenheit sprechen dürfe? Der Lehrer war gern bereit, dem Sohne des Pastor Primarius Gehör zu schenken und forderte den Schüler auf, mit ihm nach seiner Wohnung zu kommen. Als er erst begriffen, um was es sich handle, meinte der Kandidat mit hoch emporgezogenen Brauen, diese Sache sei allerdings von höchster Wichtigkeit. Er erkundigte sich eingehend nach allen Nebenumständen. Er sprach von der „symptomatischen Bedeutung“, die der Fall habe, das dürfe man auf keinen Fall durchlassen! Schließlich entließ er den Angeber unter Dank und Lob für sein Verhalten, daß er eine solche „bodenlose Verworfenheit“ zur Anzeige gebracht habe.

Kandidat Molpitz, der erst seit kurzem im Lehramte war, machte das Sprichwort wahr: Neue Besen kehren gut! Mit düsterer Miene und einer Stimme, in der Entrüstung zitterte, trug er dem Direktor der Anstalt den Fall vor.

Der Direktor war ein Mann, der wegen seiner kühlen Ruhe bekannt war; heute fiel er ganz aus der Rolle. Sichtlich erregt unterbrach er den jungen Lehrer. Kandidat Molpitz traute seinen Ohren kaum, als er das Wort: „Ketzerriecherei“ aus dem Munde seines Vorgesetzten vernahm. Der Kandidat wies dem gegenüber auf die Verwerflichkeit der Gesinnung hin, welche Lucke an den Tag gelegt, er sprach von der Gefahr für die Gemüter der anderen Schüler, welche durch die Blasphemie des einen leicht vergiftet werden könnten. „Ach was!“ rief der Direktor ärgerlich. „Bauschen Sie die Sache nicht unnötig auf, Herr Kandidat! Der Junge ist sich der Bedeutung seiner Worte schwerlich bewußt gewesen.“ — „Aber das Ärgernis, das gegeben wird, Herr Direktor!“ — „Sie schaffen Ärgernis, Herr Kandidat! Ich warne Sie dringend. Bei mir wenigstens finden Sie keine Unterstützung, wenn Sie uns hier ein Autodafé anrichten wollen.“

Pfeift der Wind aus der Ecke! dachte Kandidat Molpitz bei sich, als er von seinem Vorgesetzten derartig in Ungnade beschieden worden war. Er hätte es ja eigentlich ahnen können, daß der Direktor auch einer von jenen „lauen Geistern“ sei. Konnte man denn von einem Naturwissenschaftler Besseres erwarten! — Aber der Kandidat ließ sich nicht verblüffen. Das Recht lag zu deutlich auf seiner Seite. Der Fall war wie geschaffen, den Direktor mit seiner liberalen Anschauung ins Unrecht zu setzen und die eigene gut orthodoxe Gesinnung darzutun. Der Kandidat beschloß daher bei sich, die Sache nicht ruhen zu lassen.

Zwei Tage darauf hatte er wieder Religionsunterricht zu erteilen. Die Klasse ahnte, daß etwas erfolgen würde. Einem heraufziehenden Gewitter gleich

schwebte es in der Luft. Man beobachtete Lucke mit schadenfroher Neugier. Der Knabe war ruhig und in sich gekehrt, wie gewöhnlich, als sei nichts vorgefallen. Aber diese Ruhe war jedenfalls erheuchelt.

Der Kandidat betrat das Katheder. Besonderer Ernst lag auf seinem jugendlichen Gesichte, das sich, bartlos und rund, nicht allzuviel von dem der Durchschnittsschüler unterschied. Zunächst überhörte er das Diktat der vorigen Stunde. Der Lehrer ging dabei der Reihe nach. Lucke war der einzige, den er ausließ. Dann begann er seinen Vortrag. Er wolle heute von den Widersachern der reinen Lehre sprechen, sagte er. Zu allen Zeiten habe es solche Verblendete gegeben, die sich vermessen hätten, das Wunder der Inkarnation anzuzweifeln. Er führte die Auflehnung des Ebionitismus an, beleuchtete die Irrtümer der Monarchianer, Hypostasianer und Modalisten, widerlegte den Nestorianismus und Monophysitismus. Aber der wahre Glaube habe doch schließlich alle Häresie besiegt, mit der allein giltigen ökumenischen Definition vom Wesen des Gottessohnes: wesensgleich mit Gott Vater, nicht ungezeugt wie der Vater und nicht geschaffen wie der Mensch, sondern in ewiger Weise vom Vater gezeugt. — Nachdem der Lehrer die historischen Grundzüge der Christologie festgelegt, sprang er über zur neueren Zeit. Gerade in unseren Tagen, so führte er aus, seien wiederum Frevler am Werke, welche das hehre Geheimnis der Gottmenschheit Christi in Zweifel ziehen wollten, ja die am liebsten den Gottessohn zum Menschen machen möchten. Das sei die Auflehnung des Reiches der Finsternis gegen das Licht, das sei der Antichrist, von dem Johannes sagte: ‚Das ist der Geist des Widerchrists, von welchem ihr habt ge-

höret, daß er kommen werde, und ist jetzt schon in der Welt!'

Der Kandidat fand eindringliche Worte und sprach schneidig und mit volltönendem Pathos. Die Klasse folgte ihm in atemloser Spannung. Niemand konnte mehr im Zweifel sein, auf wen alles das gemünzt sei. Lucke sah geisterbleich aus, er saß regungslos da, blickte unverwandt den Lehrer an, mit unheimlich leuchtenden Augen.

Der Kandidat hielt inne. Er sah nach der Uhr. Nur noch fünf Minuten! „Ich werde heute nicht diktieren. Ein paar Fragen noch! Wo ist denn das Glaubensbekenntnis für die gesamte Christenheit in ewig giltiger Form niedergelegt? Wer sagt mir das?" — Es kamen erst einige Antworten, die dem Lehrer nicht genügten, bis Otto Bartuch endlich mit der rechten Antwort kam: „Im apostolischen Glaubensbekenntnis." — „Jawohl, im apostolischen Symbolum, das erste der drei ökumenischen Bekenntnisse, welches im zweiten Artikel vom Glauben an Gott, den Sohn, handelt." Darauf wandte sich der Lehrer plötzlich an Lucke: „Sagen Sie mir den zweiten Artikel auf, Lucke!" Der Knabe erhob sich langsam und sah den Lehrer mit festem Blicke an, aber es kam kein Ton von seinen Lippen. „Haben Sie Ihr Glaubensbekenntnis schon vergessen seit der Konfirmation?" Keine Antwort! „Finden Sie den Anfang nicht, Lucke?" Keine Antwort! „Ich will Ihnen einhelfen lassen. Bartuch, sagen Sie mal den ersten Satz vor!" — „Ich glaube an Jesum Christum, seinen eingeborenen Sohn, unseren Herren, der empfangen ist vom heiligen Geiste, geboren" . . . . . „Halt! Nun wird er's schon können. Lucke, Sie sind doch sonst nicht so auf den Kopf ge-

fallen. Nachsprechen werden Sie wohl noch können!" Der Knabe blieb stumm. „Haben Sie das Sprechen verlernt?" Eine längere Pause trat ein. „Nun, das ist dann eben Auflehnung!"

In diesem Augenblicke klingelte es. Der Kandidat packte seine Bücher zusammen. „Ich will Ihnen noch eine Gnadenfrist geben, Lucke! Nehmen Sie Ihren Katechismus vor; lernen Sie den zweiten Artikel, und wenn Sie ihn können, dann kommen Sie zu mir. Ich werde bis um zwei Uhr zu Haus bleiben. Ich gebe Ihnen den Rat, trotzen Sie nicht!" — Damit ging der Lehrer.

Kandidat Molpitz war mit sich zufrieden. So mußte man's machen. Die Häresie war glänzend abgeführt. Er blieb in jedem Falle Sieger, mochte der Junge nun weiter trotzen oder klein beigeben. Im Keime mußte man die Saat des Unglaubens ersticken! Das mit dem „Antichrist" war nicht schlecht gewesen. Auf die Jungens hatte es sichtlich Eindruck gemacht. Er kam sich wie ein rechter Drachentöter vor, der junge Theologe.

Bis um zwei Uhr wollte er zu Haus warten, keine Minute länger. Hatte der Junge wirklich die Frechheit, nicht zu kommen, dann half es nichts, dann mußte er die Sache melden. Was der Direktor wohl für ein Gesicht machen würde dazu! Trotz seiner liberalen Gesinnung würde er doch einschreiten müssen gegen den Aufrührer. Der Kandidat fühlte sich tapfer selbst zum Kampfe mit dem Schulgewaltigen. Denn er war ja in seinem Rechte und, was noch mehr bedeutete, er wußte die Schulbehörde hinter sich.

Es war um ein Uhr. Der Junge hatte also noch eine Stunde Zeit. Der Kandidat nahm ein gutes Buch

zur Hand. Übrigens war er heute nicht recht bei der Lektüre. Die Sache hatte ihn innerlich doch sehr erregt; er befand sich in einiger Spannung. Würde der Junge kommen? Er glaubte es bestimmt. Höchstwahrscheinlich würde er ganz zerknirscht sein, der junge Sünder. Der Kandidat beschloß in seinem Herzen, Milde walten zu lassen. Er wollte dem Knaben recht ernst ins Gewissen reden, ihn durch großmütige Nachsicht gänzlich zu Boden drücken.

Um halb zwei Uhr klopfte es an seine Tür, nicht stark, schüchtern, wie es sich für den reuigen Sünder geziemt. Aha, das ist er! Der Kandidat rief ein kräftiges: „Herein!"

Wie erstaunte er, als nicht der erwartete Schüler, sondern ein älterer Mann auf der Schwelle erschien. Der Vater! Die Ähnlichkeit war nicht zu verkennen: Derselbe große Kopf auf gebrechlicher Gestalt, die nämlichen tiefliegenden Augen. Die Mundpartie allerdings war anders; Lucke senior trug einen ins Graue spielenden Vollbart.

Dem Kandidaten klopfte das Herz. In welcher Absicht kam der Alte zu ihm? Doch jedenfalls, um Rechenschaft zu fordern, dem Lehrer den Standpunkt klar zu machen oder dergleichen. Der junge Theologe war auf Böses gefaßt und wäre in diesem Augenblicke lieber wo anders gewesen, als in einem Zimmer allein mit diesem verdächtig aussehenden Menschen.

Der Alte verbeugte sich und nannte seinen Namen, der Kandidat murmelte den seinen. „Bitte, wollen Sie nicht gefälligst Platz nehmen, Herr Lucke!" — „Ich danke! Ich kann stehen." Er räusperte sich. „Ich komme, um meinen Sohn bei Ihnen zu entschuldigen, Herr Kandidat! Sie haben ihn hierher bestellt, damit

er Ihnen ein aufgegebenes Pensum hersagen soll.“ . . .
„Den zweiten Artikel!“ fuhr der Kandidat dazwischen.

„Ganz recht! Es handelt sich um den zweiten Artikel des christlichen Glaubensbekenntnisses.“ —

„Ihr Sohn hat sich geweigert, ihn aufzusagen.“

„Das hätte er nicht tun sollen; es war unrecht von ihm. Auch die Bemerkung, die er neulich seinem Klassennachbar gegenüber hat fallen lassen, und die wohl der Grund gewesen ist, weshalb Sie ihm heute das Glaubensbekenntnis abfragten, diese Bemerkung war, ich erkläre das ausdrücklich, nicht am Platze, war sogar unziemlich.“

Dem Kandidaten war der Mut wesentlich gewachsen, da er merkte, daß der andere keineswegs schroff auftrat. „Ich weiß denn doch nicht, Herr Lucke,“ sagte er, „Ihre Auffassung des Geschehenen scheint mir allzu milde.“

„Meine Auffassung mag milde sein. Ich hoffe sogar, sie ist milde. Denn danach strebe ich in der Tat, milde zu sein, Herr Kandidat, als Christ!“ — Der alte Mann lächelte bei diesem Worte. Sein Lächeln reizte den jungen Theologen, wie überhaupt die ganze eigenartig sanfte, verinnerlichte Ruhe dieses Mannes, der gar nicht so war, wie er ihn sich gedacht hatte.

„Ja, erlauben Sie mal, Herr Lucke!“ rief er ziemlich gereizt, „erlauben Sie mal! Milde ist ja was sehr Schönes und Toleranz, am rechten Flecke — nur am rechten Flecke! Ihr Sohn hat sich schwer vergangen, er hat Ärgernis gegeben, er hat eine Gotteslästerung ausgesprochen“ . . . . .

Hier unterbrach ihn der andere, der nun auch lebhafter wurde. „Ärgernis ja! Ärgernis hat mein Sohn

insofern gegeben, als er eine Ansicht aussprach, die einen anderen leicht in seinem religiösen Empfinden verletzen konnte. Und das soll man nicht, das ist intolerant. Ich habe ihn darum ernst gerügt. Aber das andere, was Sie ihm vorwerfen: Gotteslästerung! — Gott gelästert hat er nicht, wenn er Jesus von Nazareth einen Menschen genannt hat." —

„Nun, das muß ich denn doch sagen! — In so frühem Alter an den Grundfesten des Glaubens rütteln, — ich habe keine Bezeichnung für so etwas!"

„Der Knabe hat nur ausgesprochen, was seine Überzeugung ist."

„Seine Überzeugung?" . . . . .

„Darf ein Sechzehnjähriger nicht auch eine Überzeugung haben?"

Hier lachte der Kandidat.

„Pardon! — Aber, Herr Lucke, das ist doch keine Überzeugung — das ist Unglaube."

Der alte Mann lächelte, beinahe melancholisch. Eine kurze Pause trat ein. Dann fragte der Alte und blickte dem Jüngeren dabei fest in die Augen: „Können Sie sich nicht in die Seelenverfassung eines Menschen denken, Herr Kandidat, dem der Gedanke, daß Jesus Christus Mensch, unser Mitmensch, ‚der Menschensohn' gewesen — und nichts gewesen ist, als dies —, daß dieser Gedanke, dieses Bewußtsein unsereinem das Herrlichste und Größte bedeutet auf der Welt? — Denn sehen Sie, darin liegt eine Hoffnung, eine Verheißung, die uns Kraft gibt, diesem Vorbilde nachzustreben. — Das Bewußtsein, daß er kein Gott, nein, ein Mensch gewesen ist wie wir, das allein gibt uns den Mut, zu leben und zu dulden. Können Sie sich dahinein nicht versetzen?"

Der Kandidat antwortete ehrlich erschrocken mit: „Nein!“

„Nun, sehen Sie, das ist meine Überzeugung! Dieses Bewußtsein bedeutet mir das, was Ihnen der Glaube an den Gottessohn bedeuten mag.“

„Dann allerdings!“ rief der Kandidat mit empörter Miene, „dann kann man sich ja nicht wundern, wenn der Unglaube seine Früchte trägt. Der Apfel fällt eben nicht weit vom Stamme!“

Diese Bemerkung schien den Alten empfindlich zu treffen. Seine Augen leuchteten auf. „Ich habe dem Knaben meine Ansicht nicht aufgenötigt, Herr Kandidat!“ rief er mit leicht bebender Stimme. „In diesen Fehler der Orthodoxie bin ich nicht verfallen. Die Eigenanschauung ist mir etwas so Heiliges, beim Kinde zumal, daß ich sie um keinen Preis durch ein Dogma binden möchte. Um meines Gewissens willen möchte ich das nicht tun. — Der Knabe ist von selbst dazu gekommen. Er ist religiös von Natur.“

„Religiös, sagen Sie?“

„Jawohl, religiös. Und weil er das ist, begnügte er sich nicht mit dem, was ihm die Schule bot — konnte er sich damit nicht begnügen. Sehr früh hat er sich seine eigenen Gedanken gemacht, weil er eine ernste Natur ist, die nicht an der Oberfläche haften bleibt, die alle Gedankenlosigkeit instinktiv haßt. Darum hat er früh begonnen zu grübeln. Die Zweifel haben seiner jungen Seele keine Ruhe gelassen, und so ist er endlich zu mir gekommen und hat mich gebeten, unter Tränen gebeten, ihm zu sagen, wie ich zum Glauben stünde. Ich wollte nicht gegen Ehre und Gewissen handeln und habe ihm gesagt, was meine Überzeugung ist. ‚Welcher ist unter euch Menschen, so ihn sein Sohn bittet um

Brot, der ihm einen Stein biete?‘ — Ich kann Ihnen versichern, Herr Kandidat, erst seit ich dem eigenen Kinde gegenüber den Mut der Offenheit gefunden habe in dieser größten aller Fragen, bin ich frei und fühle mich als ehrlicher Mann.“

Dem jungen Theologen war längst schwül zumute geworden. So etwas durfte er wohl eigentlich gar nicht mit anhören? Er war doch staatlich angestellter Lehrer!

„Herr Lucke, ich muß Ihnen bemerken,“ sagte er und fuhr sich nervös durch die Haare, „daß Sie eines ganz übersehen: die Lehrautorität! Was soll denn aus dem Ansehen der kirchlichen Lehre werden, wenn schon die Kinder anfangen“ . . . .

„Haben Sie keine Sorge, Herr Kandidat!“ meinte der alte Mann, „mein Sohn wird die Lehrautorität nicht gefährden, wenigstens in Ihrer Anstalt nicht. Ich bin hier, um Ihnen zu sagen, Sie möchten nicht umsonst hier auf ihn warten. Zugleich wollte ich Ihnen auch erklären, daß mein Karl Ihren Unterricht weiterhin nicht besuchen wird.“

„Sie wollen Ihren Sohn wegnehmen?“

„Er selbst will fort! Alles, was ihm früher Arges zugefügt worden ist von seiten der Mitschüler, hat er erduldet, aber das hier hat ihn zu tief getroffen — in seinem Heiligsten —, das zu ertragen geht über seine Kräfte. Ich habe kein Recht, ihn zum Bleiben zu zwingen. Er ist zu schwer gekränkt worden. Und darum mag er gehen. Aber ich fürchte, ohne Schaden für sein Gemüt ist dieses Erlebnis nicht geblieben.“ —

Der alte Mann senkte das Haupt und seufzte. Tränen standen auf einmal in seinen Augen. Nun war es dem Kandidaten doch beinahe leid; so weit hatte

er es nicht treiben wollen. Er fragte, ob sich denn nichts machen lasse. Der Knabe solle nur zurücknehmen, was er gesagt habe. Das sei doch so einfach! Er werde ganz besondere Sorgfalt auf Karl verwenden in Zukunft. Vielleicht lasse er sich doch noch zum rechten Glauben zurückbringen.

Der alte Mann sah den Kandidaten mit weit geöffneten Augen an. Wirklich, jener schien ganz im Ernste gesprochen zu haben! Ein Lächeln erhellte die bekümmerten Mienen des Alten.

„Ja, wenn der Glaube ein Gewand ist, das man ausziehen und anlegen kann nach Belieben, da möchte das schon angehen. Für uns ...." Hier unterbrach er sich selbst durch eine abwehrende Bewegung. — „Ach, das ist ja ganz umsonst alles! Ich fürchte, Herr Kandidat, darüber werden wir zwei uns niemals verständigen können. Und darum will ich lieber gehen."

Kandidat Molpitz blieb in eigentümlicher Seelenverfassung zurück. Merkwürdig, höchst merkwürdig war das alles! Gottlos sein und sich dabei noch etwas einbilden auf seine Gottlosigkeit! — Nächstens würden diese Atheisten noch den Anspruch erheben, fromm genannt zu werden. Und dabei schien es dieser Mann ganz ernst zu nehmen; ja, der Kandidat konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß der alte Lucke im Grunde gar kein böser und verworfener Mensch sei. Was das für Widersprüche waren! —

Der junge Theologe wollte darüber nicht tiefer nachdenken. Grübeln war nicht gut. Man konnte da leicht auf die sonderbarsten Gedankengänge kommen. Was dabei herauskam — beim Nachdenken nämlich —, das sah man wieder mal an diesen Luckes.

Eigentlich konnte er ja ganz zufrieden sein mit dem Ausgang, den die Angelegenheit genommen hatte. Das räudige Schaf war ausgemerzt aus der Herde. Die gute Sache hatte einen entschiedenen Triumph gefeiert durch ihn. Aber in seinem menschlichen Gewissen, das vom theologischen Eiferer noch nicht ganz mit Beschlag belegt war, regte sich doch ein geheimer Vorwurf.

Er mußte immer und immer wieder an den Blick des alten Mannes denken. Wenn nun doch etwas Wahres .... Mit Hast schnitt er solche Gedanken ab. Ein Lehrer, der auf Anstellung wartete, durfte sich auf dergleichen nicht einlassen.

Aber es ist das unvergängliche Wesen der Wahrheit, daß sie nicht tot ist, sondern lebendig, daß sie wie ein fließendes Gewässer anschwillt und die Dämme übersteigt, die ihr entgegengesetzt werden. Während sie die willige Seele fortreißt mit ihrer Flamme, brennt sie in der widerwilligen, heimlich zehrend, wie glühende Kohle.

Auch der junge Kandidat sollte diese Rache des lebendigen Feuers gegen den, welcher es zu unterdrücken sich vermißt, noch am eigenen Gewissen erfahren.

Rhanit, die Richterin.

Rhanit war aus adeligem Stamm entsprossen. Von ihrem Geschlechte waren seit Vätergedenken die Jungfrauen zum heiligen Richteramte berufen worden. Denn in dem Lande, wo Rhanit zu Hause war, gab es Richterinnen.

Sie hatten über Liebesvergehen zu richten. Jedoch wurden ihnen nur solche Verbrechen überwiesen, welche von Männern an Frauen begangen worden waren. Über ihr eigenes Geschlecht sollten sie nicht zu Gerichte sitzen.

Die Richterinnen waren unabsetzbar. Sie hatten sich vor niemand zu verantworten, als vor dem eigenen Gewissen. Sie bildeten kein Kollegium; jede stand für sich, führte die Untersuchung, fällte das Urteil und vollzog in eigener Person die Strafe an dem Verbrecher. In ihren Urteilssprüchen waren sie an keinen Kodex gebunden; einzig dem Maßstabe der eigenen gerechten Seele hatten sie zu folgen. Weibliches Feingefühl ward in diesem Lande über die von Männern künstlich erklügelten Paragraphen der Gesetzbücher gestellt.

Nur in einem waren die Richterinnen gebunden; jungfräulich mußten sie bleiben bis zum Ende. Die Liebe, die sie richteten, durften sie selbst nicht genießen; der Umarmung des Mannes sollten sie sich enthalten,

sie, denen Leib und Leben vieler Männer in die Hände gegeben war.

Rhanit zählte zwanzig Jahre. Das war das Alter, in welchem, nach harter Vorbereitung und strenger Prüfung, die Richterinnen ihr Amt antreten durften. Sie trug die kühnen Gesichtszüge ihres Stammes, dessen Jünglingen allein der Liebesgenuß gestattet war, während die Jungfrauen in selbstgewählter Entsagung des geheiligten Standes herb und einsam durchs Leben schritten.

Rhanit war strenger und härter, als man vor ihr je eine Richterin gekannt hatte. Gefürchtet wurde ihr Blick, mit dem sie die Seele des Verbrechers bis in die verborgensten Falten durchschaute. Denn sie urteilte nicht nach dem äußeren Hergange; nicht die Tat, die Gesinnung des Täters verdammte sie. Indizien, Tatbestand, Zeugenaussagen, Verhöre, all die Notbehelfe, mit denen sonst wohl Richter den Schuldbeweis umständlich zu konstruieren pflegen, hatte sie nicht nötig. Wo der Mann beobachtet und schließt, weiß die Frau. Rhanit blickte dem Schuldigen ins Angesicht und wußte. — Lüsternheit, Gier, Wollust, alle gemeinen und niedrigen Triebe der Mannesseele lagen vor der reinen Jungfrau aufgedeckt wie ein Buch, in welchem sie las.

Die Unlauterkeit verkroch sich winselnd vor dieser Gestalt, wenn sie auftrat im blütenweißen Gewande der Richterin, mit eherner Stirn, in der keuschen Schönheit ihrer Marmorzüge. Eis schien dieser Busen, vernichtende Keile die kargen Worte, ein blitzendes Richtschwert der Blick des Auges.

Mit Beben und Zittern traten die Männer vor die Schreckliche. Der Schuldige war gerichtet in seinem

Bewußtsein, noch ehe sie das Urteil gefällt, durch den bloßen Anblick des unberührten Weibes. Kein Erbarmen, nicht einmal Mitleid gab es in ihrem Gemüte für den Sünder. Mehr als ein schuldiges Haupt hatte ihr sehniger Arm vom Rumpfe getrennt.

Da wurde eines Tages ein Gefangener vor sie gebracht, der hieß Balthasar.

Gleich ihr stammte er aus edlem Geschlecht, gleich ihr war er schön, gleich ihr war er jung.

Balthasar war des schwersten Verbrechens angeklagt, das es in jenem Lande gab: ein Mädchen betrogen zu haben. Rhanit sollte über seine Tat befinden. Erkannte sie ihn für schuldig, dann war ihm der Tod von ihrer Hand gewiß.

Balthasar war der erste Mann, der erhobenen Hauptes vor die Richterin trat. Er blickte ihr frei in die durchbohrenden Augen, denn sein Gewissen war frei. Rhanit las in seiner Seele und erkannte, daß er unschuldig sei. Sie reinigte ihn von dem Verdachte, der fälschlich auf ihn geworfen war.

Aber die Richterin selbst war von Stund an nicht mehr frei. Rhanit fühlte, daß ein Fremder, und doch Ebenbürtiger, vor sie getreten war, einer, der ihr mehr bedeutete als ein bloßer Angeklagter, einer, der selbst fordern durfte.

Diesem Manne gegenüber, der ihr furchtlos ins Angesicht geblickt, hatte sie etwas Neues empfunden, etwas, das sie hassen wollte und das doch zu süß war, um sich hassen zu lassen.

Zum ersten Male in ihrem Leben war Rhanit sich bewußt geworden, daß sie Weib sei.

Er hatte sie das gelehrt, und es kam ihr vor, als müsse sie ihm dafür dankbar sein. Damit wußte sie

auch, daß sie nie wieder über einen entblößten Männernacken das Richtschwert schwingen dürfe. Sie war nicht mehr Jungfrau, nicht in dem Sinne war sie es, wie das heilige Amt der Richterin es verlangte. Ihre Augen hatten erkannt. — Sie legte freiwillig das Richteramt nieder.

Balthasar und Rhanit wurden ein Paar. Freilich fand sich kein Priester, der sie zusammengegeben hätte. Denn es schien Frevel gegen althergebrachte, geheiligte Ordnung, daß ein Weib, welches einmal das Gelübde der Keuschheit abgelegt, die Gefährtin eines Mannes würde. Die beiden aber, die sich selbst Gesetz waren, wagten es, der Keuschheit einen anderen Sinn zu geben, Fesseln zu brechen, die durch Erkenntnis sinnlos geworden waren.

Die herbe Entsagungskraft, mit der Rhanit, die Jungfrau, ihren Busen umpanzert hatte, schmolz dahin in Balthasars Umarmung, wie im Frühling das Eis vor den Blicken der Sonne schmilzt. Schön blieb sie noch immer, aber es war eine andere Schönheit als jene herbe, kalte der Richterin. Schwellendes Sehnen sprach aus den anschmiegenden Bewegungen, den weichen Linien des Leibes. In Antlitz, Blick, Gebärden leuchtete jene bräutliche Güte des Weibes, das alles zu gewähren bereit ist, jene gesättigte Glückssinnigkeit der Mutter, die empfangen hat.

Rhanit gebar einen Knaben. Weitere Kinder folgten nicht; ihr Schoß schien fortan verschlossen.

Das Kind wuchs heran. An Schönheit, Kraft und Adel wollte es ein Ebenbild der Eltern werden.

Eines Tages wurde der Knabe beim Blumenpflücken von einer Natter gebissen. Er erlag dem Gifte.

Rhanit trauerte, wie eine Mutter trauert. Ihr

Haar erbleichte, ihre Schönheit schwand dahin. Mit diesem Kinde war ihre Jugend von ihr gegangen. Rhanit wußte, daß sie einem anderen nicht mehr Leben geben könne. Sie welkte, wie die Pflanze, nachdem sie ihre Frucht getragen hat.

Balthasar blieb ihr treu, in Worten wie in Gedanken. Er verriet den Geist der ersten Liebe nicht, auch da er ihre Schönheit dahinwelken sah. Als liebe-ertötender Kummer sie ihm unnahbar machte, achtete er die Majestät des Schmerzes. In Entsagung beugte er sich vor ihrem Willen, liebte fortan in frommem Gedenken das Glück, welches sie ihm ehemals gewährt.

Rhanit aber wollte nicht allein sein. Jugend brauchte sie um sich, sie zu erwärmen. Sie hatte eine nachgeborene Schwester. Als Waydi Waise wurde, nahm Rhanit sie zu sich.

Waydi war fünfzehnjährig. Eine Krone von goldenem Haar, die fast zu schwer schien für das zarte Hälschen, schmückte das lieblichste Haupt. Einer Knospe glich sie, die, rosig und still, darauf wartet, daß der Sommer komme, sie zu entfalten. Nichts von dem Stahle der Schwester war in dieser unschuldig zutraulichen Taube. Nur in ihren Augen schlummerte etwas Unentdecktes, Zukunftlauschendes, Vieldeutiges: das stumme Bekenntnis, daß sie Weib sei.

Die Jungfrau lebte fortan bei den beiden. Rhanit fand in ihr eine Ahnung des Jugendglücks, das sie, die Richterin, selbst niemals gehabt hatte.

Waydi schlief bei der Schwester. Rhanit fühlte des Nachts ihren leichten Atem an der Wange und das gleichmäßige Schwellen des jungen Busens an dem ihren.

Allein Balthasar schien nicht glücklich. Er zeigte

sich hastig in seinem Tun, unsicher in seinen Reden. Oft erschien er unnatürlich heiter, dann wieder tief in Gedanken versenkt. Irgendein Kummer fraß an seiner Seele, ein Gefühl, ein Bewußtsein, eine Sehnsucht ließ ihn keine Ruhe finden.

Nun Rhanit zufrieden war, schien er sich zu verzehren in Schwermut und Gram.

Rhanits durchdringender Blick erkannte gar bald, was es sei, das Balthasar so verwandelt hatte. Sie erschrak nicht bei der Erkenntnis, aber ward unendlich traurig.

Also auch er!

Und sie konnte ihm nicht einmal einen Vorwurf machen. War es denn nicht das Natürliche so? Sie war alt geworden, und er stand in der Blüte männlicher Kraft. Hatte sie nicht die Schwester zu sich genommen, damit sie ihr das Blut wärmen sollte, weil sie sich vor dem Erkalten fürchtete? Und er! — Sollte er in der Fülle der Kraft entsagen? —

Sie empfand inniges Mitleid mit ihm. „Geh auf Reisen, mein Freund!" sagte sie zu Balthasar. „Suche dir Zerstreuung! Genieße!"

Aber er schüttelte das Haupt und blieb.

Eines Tages machte Rhanit eine außerordentliche Entdeckung. Sie hatte Waydi gebeten, daß sie Balthasar zureden möge, auf Reisen zu gehen. Da war das Mädchen in verzweifeltes Weinen ausgebrochen. Nun fiel es Rhanit wie Schuppen von den Augen. Sie, deren Blick die Herzen der Männer kündete, hatte nicht in derer Seele lesen können, welche doch von ihrem Geschlechte war.

Da ging Rhanit tief in sich, stellte sich ganz vor sich selbst — denn nur so konnte sie das finden, was sie suchte: das Gerechte.

Und da sah sie den Weg, den sie gehen mußte, deutlich vor sich. Es war der Schmerzensweg der Einsamkeit. Glücklich konnte sie doch nie wieder werden; dann sollten es wenigstens diese beiden sein! —

So beschloß sie denn, die beiden zu prüfen, den Mann und das Weib, ob sie auch des Glückes würdig seien, das sie ihnen zugedacht.

Zunächst ging sie zur Schwester und fragte: „Waydi, liebst du ihn?"

Das Mädchen sah sie mit großen Augen an, die sich langsam füllten.

„Ja!"

„Weißt du denn nicht, daß er mir gehört?" fragte Rhanit.

Vor dem drohenden Ernste der Schwester senkte Waydi die Lider, hatte keine Antwort weiter als Tränen.

Rhanit meinte im stillen, daß die Schwester die Prüfung gut bestanden habe. Sie kannte die Liebe und wußte, daß sie am wahrsten ist, wenn sie schweigt. Wozu brauchte Liebe auch der Verteidigung? Sie trägt ihre Gesetze in sich selbst! So hatte die Richterin einst selbst gehandelt, als sie, einer Welt von Vorurteil zum Trotze, Balthasar zu ihrem Geliebten machte.

‚Werde ich ihn ebenso wahr erfinden wie das Mädchen?' fragte sich Rhanit, als sie nunmehr zu Balthasar ging.

„Balthasar, liebst du?" fragte sie ihn.

Er erbleichte, denn er erkannte in ihren Augen den spähenden Blick der Richterin. Doch faßte er sich schnell und erwiderte:

„Jawohl, ich liebe dich, Rhanit. Das solltest du doch wissen!"

„Keine andere liebst du?"

„Keine andere als dich!“

„Und Waydi?“

„Waydi — o gewiß! Sie ist ja deine Schwester!“

„Ob du sie liebst? verstehst du wohl — liebst, wie der Mann das Weib liebt? Darauf will ich Antwort haben!“ sagte Rhanit mit zornfunkelnden Augen.

„Sie ist ein so gutes, liebes Geschöpfchen; man kann nicht anders, als ihr gut sein.“

„Balthasar?“ rief da Rhanit, bleich wie Marmor. Sie hob den Arm, als halte sie das Richtschwert in der Hand, wie ehemals.

„Antworte mir die Wahrheit! Du entscheidest dein Geschick durch deine Antwort.“

Balthasar blickte voll Schrecken in ihre Züge. Das war sie wieder: die Richterin! —

Aber diesmal durfte er nicht erhobenen Hauptes, mit freiem Blicke vor ihr stehen, denn er fühlte sich schuldig. Ihr selbst, der Richterin, hatte er die Treue gebrochen, in Gedanken und Wünschen sich befleckt mit einer anderen. Den Blick zu Boden senkend, sagte er: „So wie du denkst, liebe ich Waydi nicht!“

Rhanit ließ den Arm sinken, wandte ihm den Rücken. Nun hatte er sich sein Urteil selbst gesprochen! —

Als Waydi des Nachts an dem Busen der Schwester eingeschlummert war, wie immer, erhob sich Rhanit vom Lager. Sie zündete Räucherwerk an, mit dem sie die Schwester betäubte. Als die Jungfrau in festen Schlaf gefallen war, entkleidete Rhanit sie, daß Waydi dalag in hüllenloser Pracht. Mit Vorsicht band sie ihr das Haar empor, damit Genick und Hals frei würden. Nun beugte sich Rhanit über die Schlummernde, weinte über ihr, küßte ihr die geschlossenen Augen, den sanft atmenden Mund, den schwellenden Busen und

den weißen Leib. Die rührende Schönheit dieses Anblicks wollte ihr das Herz brechen.

Sie sprach zu der schlafenden Waydi: „Liebe Schwester! Du wirst es nicht fühlen, und es wird dich vor namenlosem Schmerze bewahren. Die schmachvolle Demütigung des liebenden Weibes, die einer jeden von uns widerfährt, soll dir erspart bleiben! — Denn sie sind alle Betrüger, wenn nicht in Taten, dann in Gedanken. Und feige sind sie, o so feige! — Der, welchen du, Ärmste, liebst, hat dich schon betrogen. Er schämt sich der Liebe. Sein Mund hat dich verleugnet, noch ehe er dich geküßt. Aber du wirst nicht sein Opfer sein. Dieser Leib soll nicht entweiht werden, auch nicht durch den Blick des Mannes. Rein sollst du hinfahren, in ungetrübter Schönheit; sollst ein Opfer sein und eine Rache für mich und dich und alle Frauen. Denn er hat das große Verbrechen begangen gegen den Geist der Liebe. Eine Richterin sei für unsere Schmach, über ihre Feigheit!"

Und nun nahm sie ihr scharfes Richtschwert zur Hand, das lange Jahre geruht hatte, und waltete ihres Amtes.

Dann nahm sie den blutüberströmten Körper, wusch ihn, balsamierte ihn mit kundiger Hand und legte ihn in einen metallenen Sarg, wie sie es von ihrem Berufe her wußte.

Als dieses traurige Geschäft beendet war, richtete sie eine Bahre auf, die verkleidete sie mit weißen Linnen, Seide und Spitzen. Sie häufte Blumen, Kränze und Blütenzweige darüber. In dieses duftige Grab bettete sie das Haupt der Schwester mit dem aufgelösten Goldhaar, daß es aussah, als schlummere Waydi unter Blumen. Dann streute sie Weihrauch

und sprengte sinnberückende Wohlgerüche um das Lager. Eine Ampel von dunkelrotem Lichte zündete sie über dem bräutlichen Lager an.

Sie selbst kleidete sich in Schwarz, und so trat sie vor Balthasar hin.

„Balthasar!“ sagte Rhanit, „ich bin alt und müde. Das Leben macht uns schneller welken als euch. Ich bin eine Matrone, du ein rüstiger Mann. Ich weiß es, du bist meiner satt. — Schweig! Lüge nicht unnütz! Ich sehe alles ganz klar und zürne dir auch nicht darum. Das ist der natürliche Lauf der Dinge, wie es scheint. Laß uns auseinandergehen, wie vernünftige Leute!“

Da warf er sich vor ihr auf die Knie und schwor, daß er sie liebe wie am ersten Tage, daß er nie ein anderes Weib neben ihr geliebt habe oder je lieben werde. Tränen standen ihm in den Augen, und seine Stimme zitterte vor Rührung.

Rhanit sah die Tränen, fühlte die Glut seiner Küsse auf ihren Händen und durchschaute, daß alles falsch war.

Falsch, ohne daß er es selbst wußte. Er glaubte wohl, daß er sie noch liebe. Und seine Wehmut war doch nichts als Rührung über die eigene Großmütigkeit. Er fühlte sich gut und groß, daß er ihr, der Gealterten, noch etwas Liebe bewahrt hatte.

All das sah Rhanit, denn sie verstand den männlichen Egoismus.

Und nur noch bitterer ward ihre Verachtung und nur noch härter ihre Zufriedenheit über die Strafe, welche des Ahnungslosen harrte.

„Steh auf, Balthasar!“ sagte sie. „Ich habe ein großes Glück für dich in Bereitschaft. Waydi liebt

dich. Sie ist jung und schön. Glücklich der Mann, dem sie sich ergibt. Ich schenke sie dir! Da drinnen wirst du sie finden. Das Brautbett ist für euch gerüstet. Sie schläft. Wecke sie mit dem Kusse des Bräutigams!" —

Balthasar war auf die Füße gesprungen. Ihre Worte hatten ihm Feuer in die Adern gegossen. Seine Augen sprühten Flammen, sein Atem flog. Jetzt war sein Gebaren echt. Sie hatte es wohl verstanden, die männliche Begierde zu voller Glut zu entfachen.

„Rhanit!" stammelte er. „Rhanit! liebste Rhanit!"...

„Nun tue nur noch das eine für mich, Balthasar!" sagte Rhanit mit verschleierter Stimme. „Wenn du mich je geliebt hast, gestehe ein, daß du jetzt meiner überdrüssig bist. Sei ehrlich! In diesem einen sei ehrlich! Zum Abschied tue mir das!"

Er wurde weich, als er sie so reden hörte.

„Nein, Rhanit, bei allem, was mir heilig ist! Ich liebe dich noch! Immer noch liebe ich dich! Willst du nicht bei uns bleiben, bei mir und Waydi? Wir werden dich behalten. Siehe, wir könnten so glücklich sein, zusammen!"

„O, wie du roh bist!" sagte sie nur. Dann stieß sie mit der Hand die Tür zum Nebengemache auf. Da sah man die Braut liegen, goldhaarumflossen, auf einem Lager von Blumen. Sie schlummerte, bleich und keusch.

Balthasar stand verzückt.

„Ich gehe jetzt von dir, Balthasar!" sagte Rhanit und blickte ihn mit tiefem Ernste an. „Hast du mir noch etwas zu sagen, so tue es; denn wir sehen uns nicht wieder."

„O bleibe, Rhanit, bleibe! Ohne dich wird unser Leben traurig sein!“

„Mußt du denn bis zum Schlusse lügen!“ sagte sie seufzend. Dann schritt sie zur Tür und verschwand in der Nacht.

Die Unschuld.

Therese Mahlmann war ein schmächtiges Mädchen von sechzehn Jahren, mit bleichem Teint und rotem Haar. In ihren Zügen stand wenig zu lesen. Sie pflegte den Blick in Gegenwart Fremder gesenkt zu halten; so wußten die wenigsten, daß sie unter den weißen Lidern mit den langen, rötlichen Wimpern ausdrucksvolle, dunkelblaue Augen verbarg.

Therese war nicht eine von den Mädchenerscheinungen, nach denen auf der Straße die Männer die Hälse zu recken pflegen. Sie ging mit kurzen, eiligen Schritten, nicht rechts und nicht links blickend, als habe sie Eile, sich vor den Blicken der Neugierigen unter ein schützendes Dach zu flüchten.

In den letzten Jahren war das Mädchen schnell gewachsen. Sie hielt den langen Oberkörper mit der flachen Brust und den schmalen Schultern nach vornüber gebeugt.

So besaß sie nichts, das die Sinnlichkeit hätte reizen können. Nur ihre Haut war rein und von schimmernder Zartheit und ihr rotes Haar stark und glänzend, eine auffällige Spielart.

Das Mädchen war einem Birkenstämmchen im Frühjahre nicht unähnlich: schlank, durchsichtig, leicht erzitternd, von kargen Reizen. —

Therese hatte ihr bisheriges Leben unter dem Schutze zweier alter Fräuleins, Schwestern ihres verstorbenen Vaters, zugebracht. Als kleines Mädchen war sie gewöhnt gewesen, sich als Kind ihrer beiden Tanten zu betrachten, und als nun für sie die Zeit kam, wo sich Kinder durch Fragen über das Wunder ihrer Existenz aufzuklären versuchen, da hatte man ihr mancherlei erzählt, das wie Märchen klang, von einem Manne, der auf dem Meere umgekommen sei und der ihr Vater gewesen. Es wurden ihr auch Bilder von ihm gezeigt. Aber Therese glaubte lange Jahre hindurch gar nicht an die ganze Sache. Diese Bilder waren ja viel zu verschieden voneinander, das konnte unmöglich ein und dieselbe Person sein; auf dem einen Bilde sah er wie ein Knabe aus, auf dem anderen trug er einen großen Bart. — Und nun gar erst was man ihr von der Mutter erzählte, das klang noch viel sonderbarer. Wie die Tanten sagten, war die Mutter nicht tot, aber: krank, sehr krank, nur allein der liebe Gott konnte ihr helfen. — Auch daran glaubte die Kleine nicht. Sie hatte mit dem natürlichen Scharfsinn des frühgeweckten Kindes bald herausgefunden, daß die Tanten dieses Thema nicht liebten. Ihre kindliche Logik sagte ihr, die Mutter würde doch einmal kommen oder wenigstens schreiben, wenn sie noch am Leben wäre. Aber wenn das Mädchen Fragen an die Tanten richtete, dann sahen sich die alten Damen bedeutungsvoll an und brachten das Gespräch auf ein anderes Thema.

Die kleine Therese sammelte all diese Eindrücke und speicherte sie in ihrem Gedächtnisse auf, um im stillen darüber nachzudenken. Sie machte es hier ganz ähnlich wie mit den bunten Steinchen und Muscheln, die sie in einem Winkel des Gartens zusammengetragen

hatte, ohne Vorwissen der Tanten, um ganz im geheimen mit den niedlichen Dingern zu spielen.

Trotz ihrer Jugend führte sie ein Leben für sich in ihren Phantasien; niemandem gewährte sie Einblick in ihren Gedankenschrein mit seinen hundert und mehr Geheimfächern.

Von den beiden Tanten des Kindes, Fräulein Pauline und Antonie Köhne, war Antonie um fünf Jahre jünger als Pauline. Das hatte in früheren Jahren einen großen Unterschied bedeutet. Pauline war blond gewesen, Antonie brünett; jetzt waren sie beide grau.

Jahrelanges Zusammensein, dieselben Erlebnisse und gleiche Interessen hatten die Schwestern in Erscheinen und Benehmen einander sehr ähnlich gemacht, aber im Grunde waren sie geradezu entgegengesetzte Naturen.

Pauline war vor vierzig Jahren ein sinniges, zur Romantik neigendes Mädchen gewesen, die für Sonnenuntergänge und Novalis geschwärmt hatte. Antoniens Sinne und Absichten standen von jeher mehr auf das praktische Leben und seine Bedürfnisse. Sie hatte niemals zu Schwärmereien irgend welcher Art geneigt. Sie war geliebt worden und hatte dem Bewerber um ihre Hand einen Korb gegeben. Warum, wußte niemand, selbst ihre Schwester nicht.

Die beiden Schwestern Köhne waren trotz ihres ledigen Standes keine verbitterten, galligen oder zanksüchtigen alten Jungfern geworden; sie hatten sich in die Rolle zu finden gewußt, die ihnen das Leben zugewiesen. Das Kind, das sie bei sich aufgenommen, brachte ihnen den Anteil von Beschäftigung und Sorgen mit, der nun einmal zur menschlichen Existenz gehört, wie der Ballast zum Schiffe.

Der Vater dieses Kindes, jünger als die beiden

Schwestern, hatte schon frühzeitig die Seemannslaufbahn ergriffen und war jung Kapitän eines Hamburger Kauffahrteischiffes geworden. Beim Zusammenstoße seines Schiffes mit einem englischen Dampfer im Kanal kam er ums Leben. Als Letzter war er von Leuten, die sich ins Rettungsboot geflüchtet, auf der Kapitänsbrücke gesehen worden. Der Strudel des sinkenden Schiffes schien ihn mit heruntergerissen zu haben; nicht einmal seine Leiche wurde aufgefischt.

Die Schwestern betrauerten den Bruder in aufrichtigem Schmerze. Er, der einzige Mann in der Familie, war ihre Hoffnung und ihr Stolz gewesen, er hatte für sie den Inbegriff aller männlichen Vorzüge und Tugenden bedeutet. Immer war es ihr sehnlicher Wunsch gewesen, der Bruder möchte heiraten, aber er hatte auf Andeutungen, die sie ihm in dieser Beziehung machten, nur gelacht oder auch geantwortet, er wolle keine Frau unglücklich machen, dazu achte er die Frauen zu hoch.

Kapitän Köhne war ungefähr ein Vierteljahr tot, als der Hausarzt und langjährige Freund der beiden Schwestern, Sanitätsrat Dehnhardt, eines Tages mit besonders ernstem Gesichte vor sie trat und sie auf bedeutungsvolle Eröffnungen, den Verstorbenen betreffend, vorbereitete.

Der Kapitän hatte in der letzten Zeit in Verbindung mit einem Mädchen gestanden, und jetzt sah dieses Mädchen, das in Hamburg wohnte, seiner Entbindung entgegen.

Die beiden Fräulein Köhne waren durch diese Nachricht, die ihnen Sanitätsrat Dehnhardt in schonendster Weise vermittelte, tief erschüttert. Diesen in strengem Zölibat grau gewordenen Mädchen erschien die Tat

des Bruders wie ein schweres, geradezu unbegreifliches Verbrechen. Sie empfanden die Täuschung, die er ihnen bereitet, als persönliche Kränkung, sein Andenken war in ihren Augen verdunkelt und er selbst gebrandmarkt.

Nicht um den ehrlichen Seelen Kummer zu bereiten, hatte der Sanitätsrat sie diesen Blick in die Vergangenheit des Bruders tun lassen. Nur um ihr Mitleid wachzurufen für jenes Mädchen, das bald einem leibhaftigen Kinde des verstorbenen Kapitäns das Leben geben würde, lüftete er das Geheimnis. Jenes Mädchen befand sich in den traurigsten Verhältnissen, ihre Familie hatte sich von ihr losgesagt, seit sie nicht mehr die Unterstützung des Kapitäns bezog; in ihrem hilflosen Zustande war sie ohne jede Pflege.

Die widerstrebendsten Gefühle bewegten die prüden alten Mädchen bei dieser Nachricht. Schließlich siegte ihre Herzensgüte über all die altjungferlichen Bedenken, und sie beschlossen, sich der Geliebten des verstorbenen Bruders anzunehmen.

Lina Mahlmann, so hieß sie, gab einem Mädchen das Leben. Durch Vermittelung Doktor Dehnhardts trat sie nicht lange nach der Geburt alle Rechte auf die Erziehung des Kindes an die Schwestern Köhne ab, gegen reichliche Geldentschädigung, unter ausdrücklicher Verzichtleistung auf jeden weiteren Verkehr mit dem Kinde. Noch kein Jahr war vergangen, da fand die Person, oder vielleicht noch mehr das Geld, in dessen Besitz sie jetzt war, einen Liebhaber; sie heiratete, und die Damen Köhne hörten nichts weiter von ihr.

Statt einer Mutter hatte die kleine Therese fortan zwei. In der Tat häuften die beiden alten Mädchen alle Liebe und Zärtlichkeit, die sich unvernutzt in ihren Herzen aufgespeichert hatte, auf dieses Kind. Mit der

Zeit mußte eine gewisse Teilung des Ressorts zwischen diesem altjungferlichen Mutterpaare eintreten. Ihrer Veranlagung entsprechend wählte Pauline die Pflicht, die geistigen und gemütlichen Anlagen des Mädchens zu wecken und zu pflegen, während Antonie sich um die leiblichen Bedürfnisse des Pfleglings kümmerte.

Die Schwestern Köhne hatten gemeinsam mit dem Bruder ein Haus in einer kleinen holsteinischen Hafenstadt besessen. Nach seinem plötzlichen Tode war ihnen der brüderliche Anteil zugefallen. Der Bruder hatte ihnen schon immer das Haus zur vollen Bewohnung überlassen, jetzt, nachdem sie das Kind zu sich genommen, blieben sie weiter dort wohnen. Pekuniäre Sorgen drückten sie nicht. Die Schwestern besaßen jede ein ansehnliches Kapital und zählten zu den wohlhabendsten Leuten der Stadt.

Die kleine Therese empfing den ersten Unterricht von Tante Pauline. Als diese an den Grenzen ihres Wissens angelangt war, schickte man das Mädchen in die höhere Töchterschule des Städtchens.

Obgleich Therese fleißig war und keineswegs schlecht beanlagt, hatte sie doch niemals große Erfolge in der Schule zu verzeichnen. Ihre Lektionen wußte sie immer viel besser zu Haus, wenn Tante Pauline sie überhörte, als in der Schule, wo der strenge Blick der Lehrerin und die Menge übermütiger Mitschülerinnen das scheue Kind außer Fassung brachten.

Therese hatte in der Schule eine Stellung für sich. Ihr außergewöhnliches Schicksal — eines der beliebtesten Klatschthemas der kleinen Stadt — ließ sie als ein besonderes Wesen erscheinen. Selbst manche ihrer Mitschülerinnen wußte aus Bemerkungen, die sie von Erwachsenen aufgeschnappt, welche Bewandtnis es mit

Theresens Herkunft habe. Die eingeweihten Mädchen zischelten häufig untereinander und machten sich wichtig vor denen, die noch nichts von alledem verstanden. Die kleine, rothaarige Therese bedeutete für sie einen unerschöpflichen und äußerst interessanten Gesprächsstoff; das Mädchen selbst ließen sie links liegen und rümpften moralisch entrüstet die Nasen über die Rothaarige, so, wie sie es ihren Müttern abgesehen hatten.

Therese suchte keine Freundinnen, und von selbst kam niemand zu ihr. Die Tanten trugen dazu bei, die Nichte noch mehr von ihrer naturgemäßen Umgebung abzusondern. Auch sie empfanden den Makel, der ihrer Ansicht nach dem Kinde anhaftete, aufs peinlichste. Seitdem sie die Nichte bei sich aufgenommen, hatten sie allen Verkehr abgebrochen. Sie schämten sich und hatten eine geradezu abergläubische Angst vor der Indiskretion der Menschen. Am liebsten hätten sie Therese ganz abgesondert von der Welt auferzogen, aber das war nicht ausführbar, und allein schon Sanitätsrat Dehnhardt, ihr Freund und Berater, würde das nicht zugegeben haben.

Niemals ging das Kind ohne Begleitung zur Schule; in den Freistunden spielte sie daheim im Gärtchen allein, oder sie ging mit den Tanten spazieren draußen an den Dünen, zu Zeiten, wo man keine anderen Spaziergänger dort zu befürchten brauchte.

Das Haus, das die alten Damen besaßen, lag am Ende der Stadt. Es war ohne Prunk und Zierat, aber in größter Sauberkeit aus Rohziegeln errichtet. Ein Garten mit hohem, grün angestrichenen Staketenzaun umgab es. Die grüne Farbe dieses Zaunes war eine der Liebhabereien der Besitzerinnen, in jedem Frühjahre wurde sie erneuert. Die Einteilung des Gartens

war ebenso korrekt, wie alles übrige hier, und spiegelte den pedantisch-methodischen und etwas engherzigen Sinn der alten Fräuleins wieder. Die Wege waren mit Meerkieseln bestreut, die kleinen teils kreisrunden, teils quadratischen Beete von sorgfältig beschnittenen, niederen Buchsbaumhecken eingefaßt. Altmodische Blumen blühten hier ein Jahr wie das andere: Goldlack, Levkoje, Nelken und Astern. Unter alten Fliederbüschchen träumte eine hölzerne Bank, das Lieblingssitzplätzchen der Tanten; ein Sandhaufen lag davor, auf dem Therese ihre kindlichen Spielversuche in einsamer Weltabgeschiedenheit ausführte. Auf einem Rasenplatze standen Wäschpfähle mit Leinen, und ein alter Birnbaum hing im August voll gelber, zuckersüßer Früchte.

Verließ man den Garten nach der der Straße entgegengesetzten Seite, so gelangte man in weniger als einer Viertelstunde durch grasbewachsenes, dunkles Marschland zum Strande. Da lag das Meer, das hier nichts von der Großartigkeit des Ozeans hat; es gleicht mehr einem seichten Binnenwasser. Drüben liegen Halligen, auf denen man bei klarem Wetter jedes Haus erkennt; sie scheinen auf dem Wasser zu schwimmen, und bei bewegter See glaubt man sie auf und ab schaukeln zu sehen. Am Ufer hin zieht sich ein gelber Streifen flacher Dünen, und wenn Ebbe ist, da marschiert das Land weit hinaus in die See, aber in unzähligen Tümpeln und Rinnsalen bleibt das Seegetier zurück: schleimige Quallen und Einsiedlerkrebse und Krabbenzeug. Dann steigt ein fader Geruch in die Höhe von Schlamm und Seetang und stagnierendem Salzwasser, bis das Meer hereinstürmt und sich seine Provinzen wiedererobert. Drinnen im Lande dehnen sich Wiesen von smaragdgrüner Farbe, träges Vieh weidet darauf.

Hin und wieder liegt eine Ortschaft mit roten Dächern eingebettet in die grüne Fläche, und über die Giebel hinaus, auf denen manches Storchnest thront, ragen die spitzen Kirchtürme als Landmarken. Alles spricht hier von selbstzufriedener, einförmiger, satter Langeweile.

Das Haus, welches die beiden Schwestern gemeinsam besaßen, war wohnlich genug eingerichtet. Von oben bis unten voll von altem Hausrat, den Generation auf Generation angehäuft hatte und von dem jedes Stück von den alten Fräuleins wie ein Heiligtum betrachtet wurde. Da waren alte, eingelegte Nußbaumschränke mit Tischwäsche darin, die vor hundert und mehr Jahren gewirkt worden war. Dann gab es mächtige, eisenbeschlagene Laden, alle mit demselben verschnörkelten Namenszuge auf dem Deckel, in denen vor manchem Jahrzehnt eine wohlhabende Braut ihr Heiratsgut ins Haus gebracht hatte; irgendwo in einer Ecke stand noch ihr Spinnrocken mit Flachs daran, als ehrfurchtgebietende Reliquie der guten alten Zeit, wo sich die Frauen ihr Totenhemd selbst zu bereiten verstanden. Bilder, auf Holz oder Leinwand gemalt, sprachen von manchem lebenslustigen Manne, mancher derben Hausfrau, manchem müden, alten Mütterchen. — Alle diese Dinge hatten ihren bestimmten Platz, und Therese lernte es zeitig als den größten Frevel betrachten, diese Heiligtümer zu berühren oder gar von ihren Plätzen zu entfernen.

So wuchs das Kind auf zwischen altem Hausrat, alten Leuten und alten Anschauungen.

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war die Sorge der Tanten wach um die Nichte. Theresens Gesundheit, Nahrung, Kleidung, das waren die wichtigsten Fragen im Tagesleben der alten Damen. Aber

trotz des täglichen Verkehrs in dem engen Kreise und der strengen Beaufsichtigung des Kindes wußten die Tanten eigentlich so gut wie nichts von dem Seelenleben ihres Pfleglings. Therese war ein stilles, gefügiges und darum bequemes Kind, scheinbar wunsch- und leidenschaftslos, freilich auch ohne tiefergehende Neigung oder Anhänglichkeit. Sie nahm die Fürsorge, die ihr zuteil wurde, als etwas Selbstverständliches hin, ohne Zeichen der Dankbarkeit. Aber das verlangten die Tanten auch gar nicht; sie waren froh, wenn Therese Appetit zeigte und wenn sie nachts gut schlief.

Nur ganz selten gab sie den Tanten Anlaß zu Aufregung und Kummer. Dieser außergewöhnliche Fall trat dann ein, wenn sie ihre Anfälle hatte. Diese Anfälle, von denen Therese die ersten schon als kleines Kind gehabt, kamen und gingen scheinbar regellos; in manchem Jahre waren sie häufiger, in manchem setzten sie ganz aus. Sie wirkten besonders unheimlich durch ihre Unberechenbarkeit.

Wenn das Mädchen einen solchen Anfall bekam, verfärbte sie sich plötzlich bis zur Leichenblässe, die Stimme klang schwach, ja setzte ganz aus, und der Pulsschlag wurde unregelmäßig. Bei besonders starken Anfällen trat Steifheit der Glieder, eine Art von Starrkrampf ein; dann wurde der Herzschlag matt, das Mädchen lag da wie eine Tote, mit fest aufeinandergeschlossenen Zähnen und nach aufwärts verdrehten Augäpfeln. Wenn die Anfälle vorüber, blieb stets große Schwäche und Empfindlichkeit für längere Zeit zurück.

Theresens Anfälle waren das Schreckgespenst des kleinen Kreises. Die Tanten wagten nur im Flüstertone davon zu sprechen. Auch Doktor Dehnhardt war

bisher nicht imstande gewesen, diesen bösen Gast aus dem Leibe des zarten Kindes zu bannen.

* * *

Die Schulzeit war zu Ende. Therese saß sechzehnjährig ohne Beschäftigung im Hause der Tanten. Die alten Damen sagten sich, daß irgend etwas für die Nichte ausfindig gemacht werden müsse, eine Ausfüllung der Zeit, wenn auch nicht gerade eine Arbeit. Einen bestimmten Beruf zu wählen, das hatte sie ja, Gott sei Dank, nicht nötig; denn wozu legten denn die Tanten jährlich die Hälfte ihrer Zinsen zurück? Immerhin, so ganz ohne Tätigkeit konnte das Mädchen doch nicht bleiben, davor hatte Sanitätsrat Dehnhardt ausdrücklich gewarnt.

Zunächst verfiel man darauf, das Mädchen weiter in seiner Ausbildung zu vervollkommnen. Trotz ihrer Weltabgeschiedenheit hatten die Schwestern Köhne stets ihren Ehrgeiz darein gesetzt, nicht hinter der Bildung der Zeit zurückzubleiben. Sie waren auf einen Journallesezirkel abonniert und schafften sich hin und wieder ein illustriertes Prachtheft an. Therese sollte nach dem Wunsche der Tanten alles erlernen, was für ein junges, wohlsituiertes Mädchen passend schien: neuere Sprachen, Literatur, Zeichnen, Singen, Klavier. Man sparte keine Mühe und auch kein Geld, um die erforderlichen Lehrkräfte zu beschaffen.

Ein Mallehrer kam zweimal wöchentlich per Eisenbahn von Hamburg herübergefahren, nur um Therese einen zweistündigen Unterricht zu erteilen, ein Luxus, der in der kleinen Stadt nicht wenig Aufsehen erregte. Die Tanten waren entzückt über die Vögel und Blumen, welche Therese mit Hilfe dieses Lehrers auf Karton

und später sogar auf Tassen und Teller zu malen verstand, und hielten die Nichte bereits für eine vollendete Künstlerin.

Eine Frage, welche die Gemüter der beiden alten Damen schon lange im geheimen beschäftigt hatte, wurde mit der Zeit immer dringender und konnte nicht länger im Verborgenen gehalten werden: Sollte man Therese das Tanzen erlernen lassen? —

Es existierte schon seit langen Jahren in der Stadt ein Tanzstundenkränzchen, das jeden Winter die Honoratiorentöchter vereinigte und eigentlich den Mittelpunkt der kleinstädtischen Gesellschaft bildete.

Hier wurden unter dem Vorwande, die edle Tanzkunst zu erlernen, Jungfrauen und Jünglinge zueinander geführt, hier strickten die Mütter, welche unter dem Prätexte der Beaufsichtigung mitkamen, an ihren Häkeleien und sonstigen Handarbeiten und spannen zu gleicher Zeit noch feinere Netze, mit denen sie Mitgiften für ihre Söhne und Männer für ihre Töchter einfingen.

In der Jugendzeit der Tanten war es nicht viel anders gewesen; sie hatten damals zu den gefeiertsten Tänzerinnen des Tanzkränzchens gehört. Aber wie ganz anders lag die Sache bei Therese! An ihrer Geburt haftete ein Makel, und die alten Damen wußten soviel von der Welt, um vorauszusehen, daß man dies dem unschuldigen Kinde empfinden lassen würde.

Und noch eine besondere Abneigung, die den alten Fräuleins eigen war, spielte eine Rolle bei derartigen Erwägungen. Wenn Therese an den Tanzstunden teilnahm, so war es nicht zu umgehen, daß sie mit jungen Männern in Berührung kam. Männer, das bedeutete aber in den Augen der Tanten soviel wie Gefahren, Liebeshändel und Betrug. Früher, als sie selbst noch

am Tanzen Gefallen gefunden und es für ein Unglück angesehen, wenn sie zu einer Tour nicht aufgefordert worden waren, mochten die Fräuleins auch anders über diesen Punkt geurteilt haben; aber im Laufe der Jahre hatten sie sich gegenseitig in eine Art von Männerfeindschaft hineingeredet, und dieses Gefühl bekam seit dem Erlebnisse mit dem leiblichen Bruder eine besondere Schärfe und Bitterkeit.

Eines Tages nun lief eine offizielle Einladung zur Beteiligung an dem Tanzkränzchen bei den Damen Köhne ein. Unterschrieben war das Blatt von Madame Mandrini, einer ehemaligen Ballettänzerin, welche den Tanzunterricht leitete. Alle bekannteren Familien hatten gezeichnet. Die Tanten durften daraus schließen, daß ihre und Theresens Beteiligung an dem Kränzchen von seiten der Gesellschaft gewünscht werde.

Die alten Damen fühlten sehr wohl, daß es sich hier um eine Prinzipienfrage handle; sollten sie bei ihrem bisherigen System der Abschließung verharren oder wieder mit der Welt in Berührung treten?

Wenn sie in schwierigen Fragen an die Stelle gekommen waren, wo guter Rat teuer wird, so pflegten die Damen Köhne als letztes Auskunftsmittel ihren alten erprobten Freund, Sanitätsrat Dr. Dehnhardt, zu Rate zu ziehen. Er hatte als Student, also vor langen Jahren, für Fräulein Pauline geschwärmt, und noch jetzt, wo ihrer beider Haare grau waren, zeigte sein Benehmen ihr gegenüber einen Anflug jugendlicher Galanterie, der dem alten, verrosteten Junggesellen sehr wohl stand.

Dr. Dehnhardt genoß keinen Weltruf. Sein Renommee ging nicht weit über das Weichbild der Stadt hinaus, in der er seit nahezu vierzig Jahren praktizierte;

aber hier war er in medizinischen Dingen Autorität, und das mit Recht. Er war ein feiner Kenner der menschlichen Natur, sowohl nach ihrer körperlichen als nach ihrer seelischen Seite hin. — Für die kleine, rothaarige Therese hatte er von ihrer frühesten Jugend an eine tiefe, aus Mitleid und rein wissenschaftlichem Interesse gemischte Sympathie empfunden. Er war der einzige, der von dem innersten Wesen dieser verschlossenen Natur eine Ahnung hatte.

Sanitätsrat Dehnhardt also wurde von den Tanten in der schwierigen Frage des Tanzunterrichtes zu Rate gezogen. Nach kurzem Erwägen hatte er unbedingt dazu geraten, daß Therese an den Stunden teilnehmen solle und seinen Ratschlag damit motiviert, daß einmal das Tanzen eine gesunde körperliche Bewegung sei, welche Geschicklichkeit und Grazie erhöhe, und daß es ferner für jedes junge Mädchen angezeigt erscheine, die Gesellschaft und ihre Gebräuche kennen zu lernen und sich an den Verkehr mit dem anderen Geschlechte zu gewöhnen.

Diesen letzteren Punkt hatte der Arzt besonders betont, und gerade hier war er auf den Widerspruch der Tanten gestoßen. Gegen das Tanzen an und für sich wollten sie nichts einwenden; daß ein junges Mädchen aber dabei mit Männern zusammenkomme, das war für sie der leidige Punkt. Antonie sagte ihre Ansicht hierüber dem Arzte geradezu ins Gesicht, und die weichere Pauline errötete über die Schroffheit ihrer Schwester. Dr. Dehnhardt hatte nur ein eigentümliches Lächeln, als er erwiderte: „Nun, die Natur hat es einmal so eingerichtet, daß es Männer und Frauen gibt.“

Das Resultat dieser Beratung zwischen den drei alten Leuten war, daß die Tanten Theresens Be-

teiligung an dem Tanzunterrichte bei Madame Mandrini anmeldeten.

Und so stand denn Therese bald unter einer Schar anderer Backfische, mit einem hellen Kleide angetan, mit weißen Glacéhandschuhen und ausgeschnittenen Schuhen auf der nicht ganz spiegelglatten Diele des größten Saales, den das Städtchen aufzuweisen hatte, und erlernte nach der Anleitung der ehemaligen Balletttänzerin den pas de deux und die Figuren der Française und der quadrille à la cour. Die Mandrini war eine ältliche, fette Person, die trotz ihrer Wohlbeleibtheit eine auffällige Vorliebe für kurze Kleider zeigte.

Nach einiger Zeit, sobald Mädchen und Jünglinge die unbeholfene Natürlichkeit ihrer Bewegungen einigermaßen abgelegt, die Füße auswärts zu setzen und gezierte Komplimente zu machen gelernt hatten, wurden dann die Damen- und Herrenklasse in eins vereinigt, und nun erst nahmen die eigentlichen Kränzchen ihren Anfang.

So lange die Mädchen unter sich tanzten, war Therese eine der besten Schülerinnen der Madame Mandrini. Mit ihren schlanken Gliedmaßen hatte sie einen Vorteil vor manchem kräftigeren Mädchen voraus. Die ehemalige Ballettänzerin lobte sie als die graziöseste Tänzerin der Saison.

Nachdem die Vereinigung der Herren- und Damenklasse stattgefunden, nahmen auch ältere Schülerinnen, denen es in früheren Wintern nicht gelungen, sich einen Bräutigam zu ertanzen, an dem Kursus teil. Von diesem wichtigen Augenblicke an waren auch die Mütter stehende Gäste der Tanzstunde. Sie saßen an den Wänden aufgereiht in braunen und grauen Wollkleidern, manche von ihnen mit einer Häkelei oder auch dem

Strickstrumpf bewaffnet; aber die Handarbeit verhinderte sie nicht, zu beobachten und sich das Beobachtete in regem Gedankenaustausch mitzuteilen.

Natürlich war Theresens Beteiligung eines der beliebtesten Themas der Saison.

Auch die Damen Köhne besuchten nach langjährigem Fernbleiben in diesem Winter wieder das Kränzchen. Ihr Erscheinen machte Sensation, schnell waren sie von einem Kreise ehemaliger Freundinnen umgeben.

„Nein, liebe Pauline — und meine liebe Antonie," hieß es, „wie ich mich freue! Ist es einem nicht, wie vor dreißig Jahren? Ordentlich wieder jung wird man, wenn man euch ansieht. Und Therese, das liebe Ding, wie sie sich entwickelt hat. Nein, wirklich, wer das gedacht hätte! So ein wohlerzogenes Mädchen. Ein wenig blaß ist sie, aber das wird sich schon geben. Wie edel von euch, daß ihr das Kind bei euch aufgenommen habt. Es muß euch doch manchmal sehr schwer geworden sein."

Die Tanten nahmen von da an ihren bestimmten Platz unter den Müttern ein, von dem aus sie die Tanzversuche der Jugend beobachteten.

Die Männerwelt war bunt gemischt. Da gab es Primaner, junge Kaufleute, Beamte, ja sogar einige Offiziere des Seebataillons fanden es nicht unter ihrer Würde, an dem „Lämmerhüpfen" teilzunehmen.

Therese hegte das gleiche, unüberwindliche Gefühl des Grauens allen Männern gegenüber. Ihr Ruhm, die beste Tänzerin zu sein, verblaßte schnell. Jetzt hatten die lebhaften und keckeren Mädchen das Feld. Therese erbebte im Innersten, wenn sich ihr ein Tänzer nahte; mit niedergeschlagenen Augen, zitternd ließ sie es geschehen, daß der Mann seinen Arm um ihren

Körper legte. Ihr, der geschickten Tänzerin, versagten jetzt häufig die Füße. Die Mandrini erkannte ihre beste Schülerin gar nicht wieder. Geradezu ein Unglück bedeutete es für Therese, wenn sie zu einem Kontertanz aufgefordert wurde. Da mußte sie sich mit ihrem Partner unterhalten, seine Worte anhören und seine Fragen beantworten. Niemals, wenn Damenengagement angesagt war, vermochte sie es über sich zu bringen, einen Herrn aufzufordern.

Theresens Benehmen konnte nicht verfehlen, Aufsehen zu erregen. Die Mütter und die heiratslustigen Mädchen waren ihr im Grunde nicht gram. Therese, als eine anerkannt gute Partie, hätte ihnen, wenn sie gewollt, starke Konkurrenz machen können; aber sie schien freiwillig auf jeden Erfolg bei der Männerwelt verzichten zu wollen.

Manche der Herren reizte die scheue Zurückhaltung des Mädchens mit dem stets niedergeschlagenen Blicke, von dessen Augen die wenigsten sagen konnten, ob sie blau oder braun seien. Verschiedene machten den Versuch, sie aus ihrer Unnahbarkeit herauszulocken, aber ohne allen Erfolg; mit dem Kinde war einfach nichts anzufangen. Selbst die Tanten fanden, daß Therese ein wenig zu verlegen und ängstlich sei.

* * *

Der Winter mit seinem Tanzvergnügen war zu Ende gegangen. Therese saß wieder trübselig und bleich im Hause der Tanten, ohne Beschäftigung, apathisch; selbst an dem wieder aufgenommenen Malunterricht schien sie kein Vergnügen zu haben.

Die Tanten kamen zu der Erkenntnis, daß für die Nichte etwas Ernstliches geschehen müsse. Nachdem

manche Vorberatung zwischen den Schwestern stattgefunden, die wie immer zu keinem Resultate geführt, wurde nach Sanitätsrat Dehnhardt geschickt.

Der Arzt kam, wie gewöhnlich, in den Vormittagsstunden. Er durchschritt die Tür des grün angestrichenen Staketenzaunes und näherte sich auf dem mit Meerkieseln bestreuten Wege dem Hause. Die knarrenden, stets blitzblank gescheuerten Holzstufen, der Ton der Klingel im Vorsaale, das Lächeln des öffnenden Mädchens, das alles waren alte Bekannte für ihn; nur Kleinigkeiten hatten sich im Laufe der Jahre geändert. Als schmucke, dralle Dirne hatte die Magd dem Arzte die Tür geöffnet, mit demselben vertraulichen Lächeln wie heute; aber jetzt zeigte ihm ihr Grinsen einen zahnlosen Mund.

Er ließ sich anmelden, obgleich er wußte, daß man ihn erwarte. Das Mädchen verschwand, erschien wieder und bat, einzutreten.

Den langen, altväterischen Rock zugeknöpft bis zu der weißen Binde, die Kragen und Krawatte in einem war, den breitkrempigen Hut in den behandschuhten Händen, so trat der alte Herr in aufrechter Haltung ein und machte den beiden Fräuleins eine gravitätische Verbeugung. Pauline errötete, wie sie es nun schon seit mehr als dreißig Jahren in diesem Falle stets getan hatte, und Antonie, um der Schwester und dem Arzte über die Verlegenheit wegzuhelfen, fiel hier, wie üblich, mit einem: „Wollen Sie nicht ablegen und Platz nehmen, Herr Sanitätsrat?“ ein.

Der Arzt legte den Hut auf einen bestimmten Stuhl, der darauf nur gewartet zu haben schien, zog erst den linken, dann den rechten Handschuh aus, rollte die Handschuhe, das Innere nach außen kehrend, zu-

sammen, steckte sie in eine der hinteren Rocktaschen, nahm den dargebotenen Stuhl aus Antoniens Hand, verbeugte sich nochmals und setzte sich, verlegen räuspernd.

Aus dem Nebenzimmer erklangen Klaviertöne, eine hastig heruntergespielte Fingerübung. „Therese übt," erläuterte Antonie. „Ah, Therese!" sagte Dehnhardt, als ob es hierbei etwas Verwunderliches gäbe. „Rufe sie doch herein," meinte Pauline aus ihrem Lehnstuhle am Fenster. „Sie scheint ganz überhört zu haben, daß der Herr Sanitätsrat gekommen ist."

Therese trat ins Zimmer und eilte auf den Doktor zu. Vor ihm fürchtete sie sich nicht, er war ein so alter Bekannter; er bekam ihre dunkelblauen Augen zu sehen, für ihn hatte sie ein Lächeln, das ihre feinen, weißen Zähnchen zwischen den zarten Lippen für einen Augenblick sehen ließ.

Der Arzt stand auf und schüttelte dem Mädchen die Hand. Mit dem Eintritte des Kindes hatten sich die drei alten, runzeligen Gesichter unbewußt verklärt, als seien sie plötzlich um viele Jahre jünger geworden.

Therese setzte sich. Der Arzt erzählte von diesem und jenem, von den Aussichten der bevorstehenden Badesaison, eine wichtige Angelegenheit für die kleine Hafenstadt, durch die jeden Sommer viele Seebadreisende nach Wyk und Sylt und Amrum ihren Weg nehmen.

Das Gesicht des Arztes war Therese von Jugend auf vertraut, und doch setzte sie es jedesmal von neuem in Erstaunen. Es war so merkwürdig alt und verwittert. Die tiefen Falten um den bartlosen Mund, der große, kahle Schädel, die mächtige, weit vorspringende Nase, dazu die kleinen, scharfen Augen unter buschigen, weißen Brauen, und dann der Kranz grauer Haare,

der aus der Binde heraus zum Kinn emporstrebte, das alles hatte etwas halb Drolliges, halb Unheimliches für Therese.

Sie hatte noch nicht vielen Männern ins Gesicht geschaut. Einer von ihren Tänzern war hübsch gewesen, so viel wußte sie; aber das hatte sie mehr geahnt als gesehen. Wie konnten nur Mädchen so frei mit Männern verkehren, wie sie es von ihren Bekannten gesehen, oder gar wie konnte man sich von einem Manne umarmen und küssen lassen, wie sie es als etwas ganz Alltägliches und Natürliches in Romanen gelesen hatte. Sie erschrak bei solchen Gedanken, und doch liebte sie mit ihnen zu spielen.

Das Mädchen dachte viel über dergleichen nach, ganz im geheimen, wenn sie sich unbeachtet wußte. Dann brannten ihre sonst so bleichen Wangen, und ihre Augen glänzten wie von einem versteckten Feuer.

Manchmal des Nachts, wenn sie schlaflos in den weichen Kissen lag, überkam sie eine Sehnsucht nach einem Bilde, einer Erscheinung. Sie hatte niemals so ein Gesicht, so eine Gestalt in Wirklichkeit gesehen; es war eine Schöpfung ihrer Phantasie, und doch sah und fühlte sie dieses Geschöpf und stand in Verkehr mit ihm. Eine Art von Ekstase ergriff sie, wenn dieses Bild hüllenlos vor ihr aufstieg, sie schloß die Augen und öffnete den Mund wie zum Kusse, ein beseeligter Ausdruck lag auf ihren Zügen. Dann begriff sie, was der Ausdruck bedeutete: „In Liebe entbrennen“ — ein Wort, das ihr schon als kleinem Mädchen im Religionsunterrichte aufgefallen war und das sie seitdem nie wieder vergessen hatte.

Tante Antonie meinte jetzt, Therese könne in den Garten gehen. „Aber nicht setzen, Therese, hörst du!“

ermahnte sie, „es ist noch zu feucht.“ Das Mädchen ging, sie wußte, jetzt wurde über Dinge gesprochen, die sie nicht hören durfte.

Als Therese gegangen war, trat eine Pause ein. Dr. Dehnhardt räusperte sich, die Tanten sahen einander an, eine erwartete von der anderen, sie solle beginnen.

Endlich ermannte sich Antonie und sagte: „Wir wollten wegen Therese mit Ihnen sprechen, Herr Sanitätsrat.“

„Ah, hm!“ brummte der Arzt.

„Das Kind ist nicht, wie es sein soll,“ fiel Pauline ein.

„Was sind die Symptome?“ fragte Dehnhardt.

„Das wissen wir ja eben nicht.“

„Hat sie Appetit, schläft sie?“ examinierte der Arzt.

„Sie seufzt nachts und liegt sehr unruhig,“ brachte Antonie hervor.

„Und häufig weint sie, daß einem das Herz brechen könnte; und niemand tut ihr doch etwas zuleide,“ ergänzte Pauline.

Der Arzt legte sein Gesicht in ernste Falten.

„Es ist doch so ängstlich,“ fuhr Pauline fort, „wenn man gar keinen Grund weiß. Und dann ihre Anfälle —“

Pauline stockte bei dem verhängnisvollen Worte, selbst erstaunt, daß sie es überhaupt auszusprechen gewagt.

„Die Anfälle — ja, diese bösen Anfälle!“ murmelte Dehnhardt. Er strich sich einige Male unruhig mit der Hand über den breiten Mund und die Bartkrause, offenbar beschäftigten ihn Gedanken, die er nicht aussprechen wollte.

Vor seinem geistigen Auge erhob sich ganz urplötzlich eine Gestalt: Theresens Mutter. Ein feines Gesicht mit dunklen Augen. In einer ärmlichen Stube hatte er sie gefunden, angetan mit schmutziger Wäsche, in einem verwahrlosten Bette. Blaß und mager war sie gewesen nach der überstandenen Geburt, aber noch jetzt, wenn Dehnhardt an sie zurückdachte, verstand er, daß sie hatte Liebe einflößen können. Die Tochter wird ihr sehr ähnlich, dachte er bei sich.

Pauline unterbrach sein Nachsinnen. „Es ist ja vielleicht lächerlich," meinte sie, „sich solche Sorgen zu machen, aber, wer kann es uns verdenken."

„Wie meinen Sie?" fragte der Arzt zerstreut.

„Wir haben doch nun einmal die Pflege des Kindes übernommen, und uns trifft dann alle Verantwortung, wenn ihr etwas zustößt."

„Wenn man eben nur einen Blick in ihr Seelenleben werfen könnte," meinte der Arzt, den Zeigefinger an seiner mächtigen Nase reibend und die Stirne runzelnd. Er sprach mehr zu sich selbst als zu den Damen. Laute Selbstgespräche gehörten zu seinen Eigentümlichkeiten. „Aber, wer kann denn überhaupt in einer Seele lesen. Da hört unsere Kunst auf, da, wo sie gerade anfangen sollte. Wer versteht denn diese kleine Therese — kennt man sie — weiß man denn, was in ihr vorgeht —"

Hier unterbrach ihn Antonie.

„Aber, Herr Sanitätsrat, wir kennen doch unsere Nichte von Jugend auf. Vor uns hat sie keine Geheimnisse."

„Schon gut — schon gut! Geheimnisse. — Natürlich hat sie keine Geheimnisse — was man für gewöhnlich Geheimnisse nennt, und trotzdem sage ich Ihnen,

wir kennen sie nicht, rein gar nicht. Bei der Frau dreht sich alles um einen Punkt, das ist eine alte Geschichte. Doch, das führt mich ab. Mit einem Worte, es muß etwas geschehen für das Kind, ehe es zu spät ist." Er schwieg und machte das böse Gesicht, das er stets zeigte, wenn er über eine Sache tief nachdachte.

„Eine Kur diesen Sommer!" stieß er dann abrupt hervor. „Bäder, Stahlquelle — Franzensbad! Jawohl, gehen Sie mit dem Mädchen nach Franzensbad!"

Für die Tanten bedeutete dieser Vorschlag natürlich etwas Außerordentliches. Eine Badereise und noch dazu so weit, in ein fremdes Land. Sie brauchten einige Zeit, um sich an den Gedanken zu gewöhnen.

„Und das wird helfen?" fragte Pauline kleinlaut.

„Hoffen wir es," meinte Dehnhardt. „Übrigens würde ich Ihnen vorschlagen, von Franzensbad aus nicht direkt hierher zurückzukehren. Machen Sie einen Halt in Dresden. Das ist eine Stadt mit gutem Klima und bietet des Interessanten viel. Vor dreißig Jahren etwa bin ich selbst dort gewesen. Es ist Zeit, daß Therese mal was von der Welt zu sehen bekommt — andere Verhältnisse. Sie versauert mir hier."

„Nun, ich dächte, wir täten doch alles Mögliche für das Mädchen," meinte Antonie etwas gereizt.

„Gewiß, Fräulein Köhne! — Sie mißverstehen mich. Sie beide haben in einer Weise für das Kind gesorgt, die gar nicht genügend anerkannt werden kann."

„Aber, Sie meinten doch —"

„Nun ja — ich meinte — es ist schwer auszudrücken. Ganz im allgemeinen gesprochen: Jede Frau braucht einen Lebenszweck, etwas, womit sie Geist und Gemüt ausfüllen kann, sonst kommt die weibliche Natur leicht auf Abwege. Die Frau braucht Gegenstände,

an die sie ihren Überschuß von Gefühl und Liebe oder wie sie es sonst nennen wollen, verschwenden kann. Hat sie keinen Mann oder keine Kinder, so muß —"

Hier unterbrach Antonie den Arzt. Sie wußte, daß er unberechenbar war, wenn er auf dieses Thema im Sprecheifer geriet. Er schien bereits vergessen zu haben, wen er vor sich hatte. „Aber, was hat das mit Therese zu tun?" fragte sie.

„Therese! Ja, nun — natürlich, sie braucht eben auch etwas, wofür sie sich interessieren kann. So darf sie nicht weiter leben, ohne Beschäftigung, ohne eigentlichen Lebenszweck. Vergessen Sie nur nicht, meine Damen, die menschliche Natur hat zwei Seiten, die vegetative, also das Pflanzenartige: Ernährung, Wachstum und alles, was dazu gehört, das, was sinnenfällig ist; aber die andere Seite, die man nicht mit Händen greifen oder sehen und riechen kann, das Seelenleben, die unsichtbaren Vorgänge in uns, die werden doch schließlich von dem erstgenannten bedingt, sie hängen aufs engste mit dem Körperlichen zusammen und, umgekehrt, sie beeinflussen den Körper wieder. Dieser Umstand wird viel zu leicht übersehen. Und die Damen besonders, die schämen sich womöglich ihres Körpers und seiner natürlichen Bedürfnisse. Das ist Unsinn, sage ich Ihnen; es ist geradezu unrecht. Das Natürliche soll man so nehmen, wie es ist, vor allem sollte man viel offener darüber sprechen. Unsere Anschauungen und Sitten sind in dieser Beziehung ganz verkehrte —"

„Aber, Herr Sanitätsrat!" Antonie blickte ihn vorwurfsvoll an, er war doch unverbesserlich.

„Gut, gut! Ich weiß, Sie wollen das nicht Wort haben, aber, ich sterbe auf diese Ansicht, obgleich ich die Welt nicht reformieren werde. Ich habe schon so

viel Unglück aus falscher Scham hervorgehen sehen. Also nur noch eine Frage: Glauben Sie denn wirklich, daß Therese nur so hinlebt, wie eine Pflanze, das heißt, daß es mit Essen, Trinken, Verdauen und Schlafen sein Bewenden hat bei ihr? — Sie hat ein sehr entwickeltes Gefühlsleben, gerade dieses Mädchen, das sage ich Ihnen. Schon als ganz kleines Kind war sie hochnervös und empfänglich für Reize aller Art. Jetzt weiß sie das besser zu verbergen. Wieder falsche Scham, resultierend aus einem grundfalschen Erziehungssysteme. Solche Personen sollte man mit Offenheit behandeln, das wäre eine Art geistiger Kaltwasserkur. Anstatt dessen werden sie mit weichlichen Lügen groß gezogen, Geist und Körper in weichen Kissen. Kein Wunder, wenn dann die Sinnlichkeit überreizt wird und krankhafte Ausartungen zeigt."

Die alten Damen schwiegen zu alledem, aber ihre Gesichter drückten eine solche ehrliche Bestürzung aus, daß Dehnhardt es bemerkte und seinerseits verlegen wurde.

Um jeden Preis wollte er den peinlichen Eindruck seiner letzten Worte verwischen und meinte: „Ja, ja, gehen Sie also nur nach Franzensbad mit Therese. Und wenn die Kur dort anschlägt, was ich bestimmt hoffe, nach Dresden. Eine kleine Reise, das wird Ihnen selbst auch gut tun. Einmal heraus aus diesen stagnierenden Verhältnissen hier. Ich selbst täte es nur gar zu gern auch, ich ginge wirklich gleich mit, aber ich kann meine anderen Patienten doch nicht im Stiche lassen."

* * *

Es war ein halbes Jahr später in Dresden.

Anna Torsteson saß in ihrem kleinen, einfenstrigen Zimmer in der dritten Etage eines großen, neuen

Hauses auf der Pragerstraße, das auf weithin sichtbarem Schilde die Firma „Hotel und Familienpension" führte.

Sie war Schwedin und hielt sich in Dresden auf, um in der Galerie zu kopieren und sich nebenbei etwas durch Zeichen- und Malstunden zu verdienen.

Von kräftiger Figur, mit breiten Hüften und entwickelter Büste würde man, hätte ihr Kopf auf männlichen Schultern gesessen, von einem schönen Charakterkopfe gesprochen haben; für eine Frau waren die Züge zu stark und zu ausgeführt. Nur ihr verschleiertes, mattgraues Auge mit der expansiven Pupille war ganz weiblich. Anna konnte nicht mehr ganz jung sein, ein paar Fältchen um Mund und Nase und einige Linien in der breiten Stirn sprachen von diesem und jenem Erlebnisse. Sie war sehr schlicht gekleidet. Der einzige Schmuck, den sie an sich trug, war ein natürlicher: ihr starkes, goldblondes Haar, das sich in festgewundenen, leuchtenden Flechten, die aus der Goldschmiedewerkstatt zu kommen schienen, um den starken Kopf legte.

Mit ihr in dem kleinen Raum befand sich ein junger Mann. Man würde ihm den Maler angesehen haben, auch wenn er nicht Pinsel und Palette in der Hand gehabt und vor einer Leinewand gesessen hätte. Er schien in seinem Äußeren den Künstler absichtlich betonen zu wollen. Die Haare waren lang, der Bart unbeschnitten, auf seiner Samtjoppe erglänzte mancher Farbenklex. Ein breiter Umlegekragen, der den Hals frei ließ, und ein locker geknüpftes Halstuch vervollständigten die Erscheinung zum Typus.

Anna Torsteson saß hinter ihm, dicht an seinen Stuhl gedrängt, und blickte ihm über die Schulter. Die Beschränktheit des Raumes ließ wenig Platz. Sie

folgte den Pinselstrichen, die er tat, mit gespannter Aufmerksamkeit.

In dem Zimmer stand ein Bett, ein Kleiderschrank, ein Waschtisch, und wo nur sonst ein Restchen Platz war, lagen und hingen Kopien, Bilderrahmen, Reißbretter, Skizzen, dazwischen Schuhe, Bücher und weibliche Toilettenutensilien.

„Soviel mußten Sie doch sehen, Anna, daß das total verzeichnet ist," sagte der Maler, einen Pinsel im Munde haltend und an einem Männerarme korrigierend; „daß ihr Frauenzimmer auch nie was Ganzes leisten könnt. Der Körper ist sonst gar nicht übel rausgebracht, aber hier, der Ellbogen, ganz verpfuscht! — Immer nur ein oberflächlicher Firnis von Genialität. — Nachäffen, verwässern, darin seid ihr groß. Aber selbst schaffen, wirklich schaffen, nämlich richtig sehen und das Gesehene neuschaffen — umschaffen — —" Die Arbeit nahm ihn zu sehr in Anspruch, als daß er die Periode hätte zu Ende führen können.

Anna Torsteson schüttelte den Kopf energisch, aber um ihren Mund zuckte es schmerzlich, als leugne sie das eben Gehörte äußerlich und müsse es doch innerlich zugeben.

„Ich war gestern im ‚Faust', zweiten Teil," sagte sie nach einiger Zeit und lächelte, „die Stelle paßt recht auf Sie, Reiner — was Mephisto sagt: Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob du bist?"

Der Maler lachte auf. „Pah! Soll ich Ihnen Schmeicheleien sagen, Anna? Darüber seien wir hinaus, dachte ich. Sie behaupten doch immer, eine starke Seele zu sein, Anna. Wir Männer sind ja nach Ihrer Ansicht das eigentlich weibische Geschlecht."

„Ja, das seid ihr auch!“ sagte Anna mit starker Betonung.

„Warum eigentlich?“ fragte der Maler, ruhig weiterarbeitend während des Sprechens.

„Weil ihr von nichts eure Finger lassen könnt. Jedem Affekte wird nachgegeben. Nach jeder Frucht, die ihr seht, muß gegriffen werden.“

„Askese ist Unsinn!“ erwiderte der Maler kurz und pfiff vor sich hin. Minuten vergingen in Schweigen. „So!“ sagte er endlich und beugte sich nach hinten über, um das Bild besser zu übersehen, „jetzt wäre der Sache abgeholfen. Das Übrige können Sie selbst machen, hier die Falten und das Diadem. Das Diadem behandeln Sie mir mit besonderer Liebe, hören Sie, Anna. Recht scharfe Schlaglichter! Den Leuten muß es zumute werden, als ob sie vor einem Juwelierschaufenster stünden. Man darf den Spießbürger übertölpeln, das ist mein neuester Grundsatz. Fleisch muß man malen, daß sie denken, sie sind in der Schlächterei. Sie sollen mal sehen, wie Ihre Bilder abgehen, wenn Sie nach diesem Grundsatze verfahren.“

Er war aufgestanden und stand breitbeinig vor ihr, den schwarzen Kalabreser in der Hand drehend wie ein Rad. „Ich wünsche Ihnen, Anna, daß Sie diesmal Glück haben beim Verkaufe.“

„Ich habe schon einen festen Käufer oder vielmehr zwei Käuferinnen,“ meinte sie und schob die Staffelei vom Fenster weg in die Ecke.

„So—hm!—Wohl die holsteinischen Damen—was?“

Anna nickte.

„Das ist ja 'ne ganz dicke Freundschaft geworden zwischen Ihnen und den alten Jungfern. — Gute Tiere sind's übrigens, das sieht man ihnen gleich an.“

„Ich danke Ihnen, Reiner!" sagte jetzt das Mädchen und hielt ihm die Hand hin.

„Wofür denn in aller Welt?"

„Für die Korrektur. Kann ich Ihnen nicht irgendeinen Gegendienst erweisen?"

„Aber, Anna — so stehen wir doch nicht zueinander."

„Gott — umsonst ist in der Welt nur der Tod."

Der Maler lachte und strich seinen langen, dunklen Bart nach unten, dann stülpte er ihn in die Höhe und nagte mit den Zähnen an den Spitzen der Haare herum. Anna war inzwischen an ihren Waschtisch getreten und wusch sich mit aufgestreiften Ärmeln die Hände.

„Sie mögen recht haben," meinte Reiner, „nämlich, daß nichts in der Welt umsonst ist. — Wenn Sie durchaus wollen, dann könnten Sie mir einen Gefallen tun, Anna — einen sehr großen sogar."

„Nanu!" rief Anna und drehte sich nach ihm um. „Das wäre ja das erste Mal, seit München. Können Sie warten, bis ich Bezahlung habe für das Bild?"

„Unsinn! Anpumpen will ich Sie nicht, das habe ich mir fest vorgenommen; das passiert nicht wieder. Sie sind mir wirklich zu anständig."

„So!" sagte das Mädchen, sich die Hände abtrocknend. „Dazu bin ich Ihnen zu anständig."

„Ja, das sind Sie, Anna — anständig, durch und durch! Wenn man bedenkt, wie Sie sich durchschlagen müssen."

Anna lächelte melancholisch. Er hatte sich inzwischen auf ihr Bett gesetzt, die Kissen sanken tief unter seiner Last ein, er schwenkte den Hut zwischen den herabhängenden Beinen; gesenkten Hauptes saß er so, offenbar einen Gedankengang verfolgend.

„Also — was wollen Sie von mir, Reiner, wenn's nicht Geld ist?"

„Rund herausgesagt, es handelt sich um die Damen, von denen wir vorhin sprachen. Oder vielmehr um deren Nichte oder Pflegetochter, oder was sie sonst ist — um die handelt sich's."

„Reiner!" rief Anna in ehrlichem Staunen. „Sie, auf Freiersfüßen!"

„Heiraten! — Ich denke nicht daran. Lieber sterben!"

„Was wollen Sie denn von der kleinen Therese?"

„Haben Sie starke Nerven, Anna?"

„So ziemlich."

„Also, kurz gesagt — ich muß das Mädel haben als Modell."

„Wollen Sie Therese porträtieren?"

„Ja — eigentlich noch mehr als das. Ich muß sie in ganzer Figur haben. Verstehen Sie, Anna?"

„Ganz?"

„Ja, sie muß mir Akt stehen — so — wie sie Gott geschaffen hat."

„Reiner, das ist unmöglich!"

„Nichts ist unmöglich, Anna."

„Aber das gehört zu den Unmöglichkeiten, die wirklich unmöglich sind. Die Tanten — die prüden, alten Damen! Und Therese selbst, sie stürbe ja vor Scham, ehe sie sich auszöge."

„Ich muß sie aber haben."

„Wozu denn nur in aller Welt? Es laufen doch genug Modelle herum. Warum sich denn gerade auf die eine verstürzen, die auf keinen Fall zu haben ist?"

„Haben Sie denn meine ‚Unschuld' vergessen, Anna?"

„Ihr Bild?"

„Ja, mein projektiertes — mein Idol, mein

Traum — die noch unsichtbare Gottheit, welche ich anbete.“

„Das ist ja Unsinn!“

„Wo soll ich denn ein ähnliches Modell herkriegen zu meinem Bilde, wie dieses Mädel? — Als ich sie neulich zum ersten Male sah, unten bei der Table d'hote, da war mir's ja wie ein Blitz im Gehirn. ‚Das ist deine Unschuld‘, schrie's in mir. Ich wäre bei einem Haare aufgesprungen —“

„Sie haben das arme Ding nicht wenig in Verwirrung gebracht durch Ihr Anstarren. Auch den beiden Tanten ist Ihr Benehmen aufgefallen.“

„Dafür kann ich nichts. Zähme sein Temperament, wer keines hat. Verstehen Sie denn das nicht, Anna? Sie sind doch auch Künstler. Dieses Mädel hat mir die Vorsehung geschickt. Das ist ja meine Idee in Fleisch und Blut übersetzt, so wie ich sie gesehen habe in Träumen — rothaarig, mit diesem scheuen Blick, der verschämten Haut. Haben Sie sich die Haut mal näher angesehen, eine äußerst seltene Nüance, wenn sie errötet, wie rosa Seide. Und diese Büste! — Alles, wie ich es haben muß, genau so — knospenhaft, verschämt, die Sinnlichkeit gerade nur angedeutet. — Und dieses Mädel entkleidet. Ich ahne sie bereits — entzückende, magere Gliedmaßen —, unbehilflich in jeder Bewegung. — Das habe ich ja gesucht — überall — und nirgends gefunden. Wie viele Modelle habe ich nun schon gehabt für das Bild? Keins taugte was. Ein Kind kann ich nicht nehmen, das würde der Idee nicht entsprechen; es muß ein Weib sein, ein Weib und doch eben noch unentwickelt, unberührt. — Suchen Sie das einmal, Anna, bei einem professionellen Modelle — man meint die Fingerspuren auf ihnen zu sehen. —

Neulich sah ich eine, von der ich was hoffte, ein Ladenmädel. Von Aktstehen wollte sie nichts wissen, das hielt sie für unanständig. Ich mußte ihr weismachen, daß ich sie aushalten wolle. Das hat mich 'ne ganze Masse Geld gekostet. Und wie sich das Mädel auszieht, da sehe ich's auf den ersten Blick — unbrauchbar. Sie war nicht schlecht gebaut, auch die Büste leidlich konserviert, aber es fehlte ihr eben jenes gewisse Etwas — ich kann's nicht beschreiben. Und das hat eben Ihre rothaarige Freundin."

„Das nützt Ihnen alles nichts, Reiner. Schlagen Sie sich's nur aus dem Sinn. Therese ist ein anständiges Mädchen."

„Zum Teufel! Die Kunst ist auch nicht unanständig. Wird ihr gerade was schaden, wenn sie in mein Bild kommt! Ein äußerst anständiges Sujet noch dazu. Ich habe mich jetzt entschlossen, das Ding in Lebensgröße zu malen, erst war's auf dreiviertel berechnet. Aber das schien mir nicht naturwahr genug. Die Staffage ist schon so gut wie fertig, nur die Hauptperson fehlte mir noch. Wenn das Bild glückt — ich wage kaum daran zu denken. Mache ich damit kein Aufsehen, dann will ich nur noch Stilleben malen."

„Wie war's denn eigentlich gedacht, Reiner? Ich habe noch gar nichts davon gesehen."

„Hören Sie mal her, Anna! Aber wirklich mit Ohr und Herz versuchen Sie mich zu verstehen."

„Ich werde es versuchen."

„Also: Meeresküste, öder, zerrissener Fels, ein Fetzen dunkelblauen Himmels, auf dem Gestein brütet grelles Mittagslicht. Leichtgekräuseltes, blaugraues Meer mit weißen Wellenkämmen in der Ferne, ein schmaler, grünlich durchsichtiger Streifen über gelben Ufersand

nach dem Felsen leckend. Das ist das Milieu. Haben Sie das, Anna? — Nun die Figuren. Ein Mädchen, lebensgroß, nackt, setzt eben zaghaft den vorgestreckten Fuß ins Wasser, die eine Hand auf dem zartschwellenden Busen, die andere hält sich ängstlich am vorspringenden Gestein fest. Ihre Kleider liegen im Bündel hinter ihr. Sie ist rothaarig. Die Flechten sind geöffnet, fließen ihr über die Schulter, verbergen aber so wenig wie möglich von dem knospenden Leibe. Der Gesichtsausdruck verlegen lächelnd, als schäme sie sich ihrer Nacktheit vor den Steinen. Aber ganz naiv — verstehen Sie, so wie Menschen lächeln, wenn sie sich unbeobachtet glauben — ohne Verstellung. Und gemalt muß das sein, daß man die Wärme zu fühlen glaubt, die von den Felsen zurückprallt, und den Wind sieht, der um ihre Glieder spielt. — Sehen Sie das alles vor sich, Anna — ja?"

„So ungefähr."

„Dann unterbrechen Sie mich nicht. Die Hauptsache kommt noch, der Haupteffekt, der eigentliche Trick. Hinter dem Mädchen, nein, beinahe über ihr, in den Klippen, lauernd — ein Kopf, ein Männergesicht, in furchtbarer Nähe, drohend über der Unschuld — nichts weiter als der Kopf, auf magerem Halse, geierartig, das übrige deckt der Fels. Wildes Haar, gierige Augen, Lippen, die vor wollüstiger Begierde lechzen — ein Raubtier, das sich an dem weißen Fleisch, seiner Beute, weidet."

„Das ist gut!"

„Nicht wahr?"

„Ja, das ist originell."

„Ich hab's ja gefühlt, als mir der Gedanke kam, blitzartig, wie einem so etwas kommt, das muß ein

Treffer werden. Wie hat man denn bisher die Unschuld dargestellt? Alles nur Allegorie, bloße Allegorie! Ich will sie leibhaftig darstellen, daß jedermann schreien soll, das ist sie. Monatelang trage ich die Sache nun schon mit mir herum, wenn ich die Augen zumache, sehe ich sie vor mir, daß ich mit Händen danach greifen möchte. Und wenn ich's auf die Leinwand werfen will, dann ist's aus. Dreimal habe ich mich schon drüber gemacht und hab's wieder weggewischt, immer war's 'ne steifbeinige Puppe geworden, ohne Leben und Wahrheit. — Ich brauche eben ein Weib, das mich inspiriert. Ich will keine Idealfigur schaffen, wie unsere Modekleckser, halb Engel, halb Gliederpuppe. Einen ganz bestimmten Körper will ich hinstellen, mit allen seinen Eigentümlichkeiten und Fehlern." —

Reiner war in seiner Erregung vom Bette gesprungen und durchmaß das kleine Zimmer, mit seinen großen Gliedmaßen stieß er überall an. Schließlich blieb er vor Anna stehen, die sich auf einem Stuhle niedergelassen hatte.

„Glauben Sie, daß sie es tut, Anna? — Halten Sie es für möglich? Sie sehen, was davon abhängt für mich."

„Soll ich Ihnen die Wahrheit sagen, Reiner? — Sie tut's nicht, niemals! Ich habe in meinem Leben kein schüchterneres, verschämteres Wesen gesehen als diese Therese. Sie ist eine von den Pflanzen, wie heißen sie doch gleich, die sich bei der geringsten Berührung sofort schließen."

„Glauben Sie denn nicht, Anna, daß ich einigen Eindruck auf sie gemacht habe?"

„Sie — auf Therese?"

„Ja, das dachte ich."

„Weil Sie ihr beim Table d'hote gegenüber gesessen haben — Reiner, Sie sind doch noch ganz der alte, unverbesserlich in Ihrer Eitelkeit.“ —

„Warum errötete sie denn so, als ich sie grüßte.“

„Das tut sie immer, selbst wenn ich mit ihr spreche. Es ist krankhaft bei ihr — eine Art Manie, weiter nichts. Nein, guter Reiner, da haben Sie doch Ihre eigene Gefährlichkeit überschätzt.“ — Dabei blickte sie ihn nicht ohne Spott an.

Er fuhr sich in nervöser Hast mit der Hand durch die Haare. „Da soll doch gleich . . .“ rief er ärgerlich. „Ich werde rasend, ich bin unglücklich, wenn aus dem Bilde nichts wird. Ein berühmter Mann könnte ich werden, und so gehe ich wahrscheinlich unter.“

Anna zuckte die Achseln verächtlich. „Das starke Geschlecht!“ sagte sie.

Er achtete nicht weiter auf ihre Bemerkung. „Wenn man Suggestion anwendete. — Dem Mädel den Gedanken in den Kopf setzen, daß sie überhaupt nicht anders könnte. Oder wenn man sich an die Tanten 'ranmachte, ich glaube, die alten Schachteln wären am Ende rumzukriegen, so oder so. — Was, Anna? Meinetwegen will ich mich auch als Freier aufspielen, wenn Sie denken, das könne was nützen. Glauben Sie, daß sie darauf anbeißen würden?“

„Sie sprechen doch hoffentlich nicht im Ernste, Reiner?“

„Mein heiligster Ernst! Wenn es der Kunst gilt, bin ich grausam, gemein, brutal. Ich fühle, ich könnte meine Mutter umbringen, wenn mich das förderte. Wozu ist so ein Mädel da? Doch nicht, um ihre Formen hinter einem schlecht sitzenden Korsett zu verstecken. Ich will ja nichts weiter von ihr, als zwei bis

drei Sitzungen. Sie mag sich die Augen verbinden, wenn sie so albern ist, sich ihrer Schönheit zu schämen. Meinetwegen kann auch ein anderes Frauenzimmer dabei sein — Sie zum Beispiel, Anna."

„Niemals!"

„Stellen Sie sich doch nicht so komisch an! Da wird für Frauenemanzipation geschwärmt und mit Gleichberechtigung der Geschlechter dicke getan. Hier zeigen Sie mal, daß Sie frei sind von Vorurteilen."

„Vorurteile sind's gewiß nicht."

„Was denn sonst?"

„In jedem anderen Falle würde ich Ihnen gerne behilflich sein."

„Warum denn in diesem nicht?"

„Weil ich das Mädchen kenne, und weil ich sie sehr lieb habe."

„Redensarten!"

„Sie ist ein beklagenswertes, krankes Geschöpf!"

„Was soll ihr denn fehlen?"

„Das kann ich Ihnen nicht einmal sagen. Dazu gehört eine Frau, um das zu verstehen."

„Das klingt ja sehr interessant."

„Und das soll niemand ausnutzen, wenigstens mit meiner Zustimmung nicht."

„Anna, machen Sie doch keine Ausflüchte. Was Sie da reden, hat ja alles gar keinen Sinn. Helfen Sie mir zu dem Modell. Dann will ich Ihnen fürs ganze Leben dankbar sein."

Er gab seinem Gesichte einen besonderen weichen, bittenden Ausdruck und suchte ihre Hand zu ergreifen.

„Anna, ich verspreche dir, ich will dein Sklave, dein Hündchen sein."

„Lassen Sie den Unsinn!"

„Anna — bist du eifersüchtig?“

Sie lachte kurz und hart. „Sie sind kindisch, Reiner.“

„Anna!“

„Nennen Sie mich lieber Fräulein Torsteson, das wird sich besser schicken. Außerdem haben wir das ‚Sie‘ miteinander ausgemacht.“

„Sie verweigern mir also Ihre Hilfe?“

„Ja!“

Er sah sie mit einem bösen Blicke an und unterdrückte einen Fluch. „Daß ihr Weiber in jede Sache eure persönlichen Gefühle mischen müßt.“

„Von persönlichen Gefühlen ist hier gar nicht die Rede.“

„Doch! Das machen Sie mir nicht weiß. Aus Ärger, weil Sie sich gekränkt fühlen, wollen Sie mir den Plan verderben.“

„So viel sind Sie mir jetzt gar nicht mehr wert, Reiner,“ sagte sie, und ihre sonst matten, verschleierten Augen blitzten ihn an.

„Nun, dann sind wir ja fertig!“ Er setzte den Hut auf und schlug ihn mit der flachen Hand an den Kopf fest. „Ich werde das Mädel auch ohne Sie kriegen, das versichere ich Ihnen.“

Damit drängte er sich an ihr vorbei, sie unsanft anstoßend, und schmetterte die Tür hinter sich ins Schloß.

* * *

Vom nächsten Tage an kam der Maler Reiner täglich zum Table d'hote des Hotels.

Anna Torstesons scharfem Blicke entging es nicht, daß er sich Haupt- und Barthaar hatte zustutzen lassen. Auch trug er ganz gegen seine sonstige Gewohnheit einen schwarzen Gehrock. Von Öl- und Farbenflecken war nichts an dem ganzen Manne zu bemerken.

Der Oberkellner hatte ihn auf besonderen Wunsch, dem Reiner durch ein Stück Edelmetall vermehrtes Gewicht gegeben, neben die „holsteinischen Damen“, wie sie im Hotel hießen, gesetzt.

Der Maler saß Seite an Seite mit Fräulein Pauline Köhne und nahm schon nach dem Fisch die Gelegenheit wahr, als sie nach der Wasserflasche griff, sich behilflich zu erweisen und ein Gespräch anzuknüpfen. In wohlgesetzten Redewendungen sprach er vom Wetter, der Umgebung Dresdens und dem Theater. Das alte Fräulein, das anfangs etwas erschrocken war, als ihr Nachbar sie anredete, begann nach einiger Zeit zu finden, daß er ein artiger junger Mann sei, der sehr nett Unterhaltung zu machen verstünde, und folgte seinen Worten mit sichtlichem Wohlgefallen.

Therese saß zwischen Tante Pauline und Anna Torsteson. Das Mädchen hatte in dem letzten halben Jahre viel an Lieblichkeit gewonnen. Ihre Reize waren auch jetzt noch keine aufdringlichen, aber sie fesselten, wenn man einmal auf diese Erscheinung aufmerksam geworden war.

Diese gesenkten Augen, die, wenn sie kurz und scheu aufgeschlagen wurden, sagen zu wollen schienen: „berühre mich nicht, auch mit den Blicken tu's nicht!“ und jene zaghafte Befangenheit ihrer Bewegungen, die von der Besorgnis sprach, auch nur etwas von dem Körper ahnen zu lassen — hatten etwas Rührendes und zugleich die Phantasie Anreizendes.

Wie verschieden von Therese war die, welche neben ihr saß, Anna Torsteson. Aus diesen Zügen sprach Arbeit, Überwindung, und wenn Sinnlichkeit darin lag, so war sie zurückgedämmt.

Die Bekanntschaft zwischen Anna und den hol-

steinischen Damen war bei Tisch entstanden. Später hatte sich dann die Malerin angeboten, Therese Malunterricht zu erteilen.

Theresens Talent entwickelte sich unter dieser Anleitung gar nicht übel. Sie war gewiß nicht genial, aber sie besaß einen ausgesprochenen Sinn für formale Schönheit. Anna hatte das bald herausgefunden und nahm Therese häufig mit in die Galerie, um sie ihren Geschmack an wirklichen Kunstwerken bilden zu lassen.

Auch die Tanten freundeten sich mit der Malerin an. Man ging gemeinsam ins Theater und besuchte die Sehenswürdigkeiten der Stadt.

Weitere Bekannte hatten die Damen Köhne nicht. Sie waren echte norddeutsche Naturen in ihrer Schwerfälligkeit und Zurückhaltung. Selbst in Franzensbad, wo sie nahe an zwei Monate gewesen, hatten sie keinerlei Badebekanntschaften angeknüpft. Um so fester hielten sie an der einmal geschlossenen Freundschaft mit Anna Torsteson.

Bei den intimen Beziehungen, die sich zwischen den Frauen gebildet, hatte es nicht fehlen können, daß Anna gelegentlich nach Theresens Eltern forschte. Die sichtliche Bestürzung, in welche die Tanten durch diese Frage gerieten, machte Anna stutzen, sie fragte nicht weiter. Gelegentlich erfuhr sie dann einmal, daß die alten Damen Schwestern von Theresens Vater seien, und nun gab ihr der Unterschied der Familiennamen Aufschluß über die Abkunft des Mädchens.

Anna Torsteson hatte eine wirklich tiefe Neigung zu Therese gefaßt. Es war mehr als Mädchenfreundschaft. Innigstes Mitleiden lag dem Gefühle zugrunde. Wenn jemand das rothaarige Mädchen zu begreifen imstande war, so war es Anna. Sie verstand die Sprache

von Theresens scheuen Blicken, sie begriff, warum das Mädchen so plötzlich und scheinbar ohne Grund die Farben wechselte und den Arm der Freundin mit einer Kraft drückte, die niemand diesen zarten Fingern zugetraut hätte.

Wie war sie heute wieder erbebt, als der schwarzbärtige Maler eintrat und mit einer Verbeugung, die ebenso gut Therese als Anna gelten konnte, Platz nahm. „Ich werde das Mädchen auch ohne Sie kriegen,“ so klang's noch in Annas Ohren. „Niemals!“ sagte sie zu sich und sah mit besonderem Interesse auf das liebliche Gesicht neben sich. Weibliche Schamhaftigkeit mischte sich in ihre Gefühle, ein Rest von Prüderie. Sie hatte in diesem Augenblicke ganz vergessen, daß sie für Ibsen schwärme und in schwedischen Blättern für Frauenemanzipation manche Lanze gebrochen hatte.

Eifersucht erfüllte sie — freilich im entgegengesetzten Sinne, wie sie der Maler gestern gemeint hatte. Die Zeiten waren für Anna vorüber und begraben, wo Reiners wehender Bart und seine dunklen Augen Eindruck auf sie gemacht hatten.

Zehn Jahre war sie nun schon von der Heimat fort. In Paris hatte sie sich einige Zeit aufgehalten, dann in Deutschland. Keinen Bissen hatte sie in der Fremde gegessen, den sie sich nicht selbst verdient. Als sie von ihrer alten Mutter in Stockholm weggegangen, hatte sie nicht geglaubt, die Fahrt werde so lange dauern. In jugendlichem Vertrauen auf ihre Kraft und ihr Talent meinte sie, zwei, drei Jahre würden genügen, um ein kleines Vermögen zu erwerben. Es brauchte ja nicht so außerordentlich groß zu sein, nur so viel, um eine Aussteuer zu beschaffen und einige Hundert übrig zu haben für den Anfang. Aber das war ganz

anders gekommen, als sie gedacht. Wie viele gab es, gegen die sie ein Stümper war in ihrer Kunst, und wie viele mehr noch, die sich ganz anders auf ihren Vorteil verstanden, als dieses hartköpfige Mädchen, mit seinen Schrullen von Selbstachtung und Ehrgefühl. Wirklich hatte sie nach einigen Jahren in Paris sich einige hundert Francs erspart, aber da merkte sie aus seinen Briefen, daß der Mann, dem zuliebe sie diesen übermenschlichen Kampf focht, matter, hoffnungsärmer, kühler wurde. Jäh, wie sie war in ihren Entschlüssen, stellte sie ihn vor die entscheidende Frage. Die laue Antwort verletzte sie nur noch tiefer. Sie schrieb ihm ab und versuchte sich mit dem bittersüßen Bewußtsein zu trösten, daß sie es gewesen, die einen Unwürdigen verstoßen habe.

Damals kam sie beinahe unter die Räder, aber sie rettete sich doch noch unbeschmutzt.

Von Paris aus ging sie nach München, wo sie mehrere Jahre verweilte. Die empfangene Wunde vernarbte allmählich. Sie lernte Reiner kennen. Sein guter Wuchs und das Dunkel seiner Augen und Haare machten Eindruck auf ihre Sinnlichkeit. Aber Anna trug von der früheren Erfahrung her einen Stachel in sich, der sie rechtzeitig warnte, wenn ein Mann sich in ihr leicht erregtes Gefallen einschleichen wollte. Mit selbstquälerischer Leidenschaft bekämpfte sie die weichen, hingebenden, weiblichen Seiten ihrer Natur. Sie triumphierte, als sie sich auch diesem Manne gegenüber so weit frei gemacht, um ihn als Schwächling verachten zu können. Es war klare Resignation in ihren Gefühlen, aber auch die gereizte Bitterkeit des getäuschten Mädchens.

Inzwischen glaubte sie sich darein gefunden zu haben, eine alte Jungfer zu werden. Sie war stoischer

geworden oder vielmehr eine dickere Kruste lagerte auf der Glut ihres Innersten.

Immer seltener wurden für dieses Mädchen die furchtbaren Stunden, wo sie mit allen Kräften des Willens ankämpfen mußte gegen eine dunkele Gewalt in ihrer Natur. Ein heißer Kampf zwischen einem brünstigen Teufel und dem kühlen Engel Vernunft.

* * *

Einige Tage später gingen Anna Torsteson und Therese zur Galerie.

Es war ein Tag, an dem kein Entree gezahlt zu werden brauchte, und die Menge der Schaulustigen war infolgedessen groß. In allen Sälen drängten sich die Menschen: Künstler und Laien, Fremde und Einheimische, Pensionate, Engländer in grauen Reiseanzügen mit roten Baedekern, junge Amerikanerinnen mit offenem Haar, alte Damen in jugendlichen Toiletten, Leute mit Brillen, an die sie noch Operngucker hielten, Menschen, die eifrige Studien zu machen schienen — einzelne trugen sogar Notizen in ihre Briefmappen ein — andere, die nur die Bilder der Beachtung wert fanden, welche drei oder mindestens zwei Sternchen im Baedeker hatten, welche, die nur gekommen zu sein schienen, um sich auch einmal auf einem rotplüschnen Rundsofa wälzen zu können; andere, die eingehende Toilettenstudien machten und hin und wieder gähnend nach einem Bilde schielten. Und dann die schreckliche Spezies derer, die ihre Unkenntnis in Kunstsachen nicht für sich als stillen Schmerz zu tragen vermögen, die Verzweiflung aller wirklich ernsthaften Betrachter.

Anna Torsteson und Therese betraten den Rembrandtsaal. Links dicht am Eingang saß einer der

wenigen Maler, welche heute kopierten, von einer neugierig gaffenden Menge umstanden.

Unwillkürlich blieben die Mädchen stehen, um einen Blick auf die Kopie zu werfen. Das Bild war Rembrandts erste Frau mit der Nelke in der vorgestreckten Hand.

Plötzlich erschrak Anna. Jetzt erst hatte sie auf den Maler geblickt, der in seiner grauen Überziehbluse zusammengebückt vor der Kopie saß und eben Farben auf der Palette mischte. Die breiten Schultern und das dunkele Haar waren ihr bekannt.

„Komm — wir wollen gehen," sagte sie zu Therese, und wollte sie wegziehen. Aber es war schon zu spät. Der Maler, vom Klange der Stimme getroffen, wandte sich rasch um und erkannte die beiden.

Anna fühlte, wie Therese ihren Arm heftig drückte. Der Maler war schnell aufgestanden und drängte sich durch die Umstehenden. Er verneigte sich vor den beiden und entschuldigte seine Bluse. Er habe freilich keinen Damenbesuch erwartet, meinte er und versuchte, unbefangen zu lächeln.

Anna Torsteson beeilte sich, ihm zu erklären, daß nur der Zufall sie vor sein Bild geführt habe. „Um so glücklicher preise ich mich," erwiderte er und warf einen nicht mißzuverstehenden Blick nach Therese hinüber, die wie mit Blut übergossen dastand. Anna ergriff das Mädchen am Arme und wollte sich mit einem wenig freundlich klingenden: „Guten Morgen!" von dem Maler trennen; aber der war nicht so leicht abzuschütteln, er folgte ihnen und bot sich an, die Damen zu führen.

„Ich glaube die Galerie zu kennen," meinte Anna, und sah ihn finster an. Er überhörte das und machte

sich mit irgendeiner banalen Bemerkung an Theresens Seite.

Man war in die Zimmerflucht gekommen, wo die kleinen Niederländer hängen. Reiner wies Therese auf dieses und jenes Bild hin und richtete hin und wieder Fragen an das Mädchen, die sie mit gesenktem Blicke kaum hörbar beantwortete.

Anna ging mit düsterer Miene neben ihnen; auf ihren Wangen erschienen ein paar rote Flecke, die Blicke, die sie ihm zuschoß, weissagten nichts Gutes, doch der Maler kehrte sich nicht daran.

Er hatte inzwischen angefangen, von seiner Malerei zu sprechen. Das Kopieren, meinte er, sei nur eine Arbeit zweiten Grades. Selbstschaffen, Komponieren, das allein wäre des Künstlers würdig. Dann erzählte er Therese von seinem Atelier und von einem geplanten Gemälde, das ihn jetzt ganz beschäftige.

Aber er kam damit nicht weit. Anna unterbrach ihn schroff. „Wir müssen nach Haus — komm, Therese!"

„Noch eine Viertelstunde, Fräulein Torsteson," bat er und machte ihr beschwichtigende Zeichen mit den Augen. „Vielleicht interessiert sich Fräulein Mahlmann für die neuere Abteilung."

„Nein!" sagte Anna und schlug den nächsten Weg nach dem Ausgange ein, ihn ohne Abschied stehen lassend.

Auf dem Rückwege zum Hotel war Anna Torsteson sehr erregt. Sie gebrauchte Ausdrücke, wie: „gewissenloser Mensch — gefühlsroher Egoist." So kam es, daß sie wenig auf die Züge Theresens achtete, die sehr blaß war und wie geistesabwesend vor sich hinstarrte. — —

Anna hielt es nach diesem Erlebnisse für ihre Pflicht, den Damen Köhne einen Wink in Bezug auf

den Maler zu geben. Seine wirklichen Absichten enthüllte sie nicht, sie beschränkte sich darauf, ihn als einen „gefährlichen Menschen" zu bezeichnen, vor dem man sich in acht nehmen solle.

Die alten Mädchen waren nicht wenig erschrocken, besonders Pauline fiel geradezu aus den Wolken. Ihr Tischnachbar, dieser wohlerzogene, liebenswürdige junge Mann, ein gefährlicher Mensch! — Antonie dagegen behauptete, er habe ihr von Anfang an nicht gefallen, sie habe gleich gemerkt, daß er etwas im Schilde führe. Und Pauline mußte zugeben, daß sie zu leichtgläubig gewesen sei. Auf einmal wollten auch ihr seine Augen, deren Ausdruck sie ganz im stillen so „seelenvoll und romantisch" gefunden, falsch und voller Tücke erscheinen.

Als Reiner an diesem Tage zum Table d'hote kam, fand er die Tischordnung völlig geändert. Neben ihm saß Anna Torsteson. Therese war auf jeder Seite von einer Tante flankiert.

Er aß mit schlecht verhehltem Ärger, sprach kein Wort mit Anna und entfernte sich noch vor der süßen Speise.

Die Eröffnung, die Anna den alten Damen gemacht, brachte bei diesen den längere Zeit gehegten Plan, von Dresden abzureisen, zur Reife.

Die beiden hatten schon lange Heimweh empfunden nach ihrem Häuschen droben in Holstein, nach dem Garten mit dem grünen Stacketenzaun; jetzt, wo der Winter zu Ende ging, kam ja die Zeit, wo der Zaun angestrichen werden mußte. Auch das Gartenland war vorzubereiten für die zeitigen Gemüse. Und nach vielen anderen Dingen fühlten die alten redlichen Seelen Sehnsucht, nach ihren Spaziergängen an den Dünen und dem Geruche der Watten, vielleicht auch nach

Sanitätsrat Dehnhardt — wenigstens Pauline erwähnte ihn oft und seufzte im geheimen.

Was waren alle Kunstschätze Dresdens für diese beiden gehalten gegen ihre gemütliche Wohnstube mit dem weißen Kachelofen, in dem man die Milch so gut wärmen konnte, und dem Kanarienvogel, der zugedeckt werden mußte, wenn sich die Menschen unterhalten wollten, weil er sonst unfehlbar dazwischen schrie — und all dem übrigen alten, lieben Hausrat.

Wie viel wertvoller war ihnen das alles in der Erinnerung geworden während dieses Winters, der ihnen so schrecklich lang und öde hingeschlichen am fremden Orte, unter lauter wildfremden Menschen, mit unverständlichen, verletzenden Sitten. Da war die amerikanische Familie mit den vielen Töchtern, der Schrecken der Damen Köhne. Trug doch die Alte mit dem roten Gesicht und den langen, weißen Locken an einem Finger nicht weniger als vier Ringe, die dicht mit verschiedenfarbigen Steinen besetzt waren. Und an öffentlicher Mittagstafel trank sie Milch mit Kognak gemischt, während die jüngste Tochter mit dem langen Haar und den kurzen Kleidern nie ohne ihren Schoßhund zu sehen war, selbst bei Tisch nicht, wo sie ihn küßte und mit allem, was auf die Tafel kam, fütterte.

Und zu guter Letzt dieser Maler, dieser „gefährliche Mensch“. Was für Erfahrungen! Vor solchen Erlebnissen war man doch daheim sicher, Gott sei Dank! Und mächtig erfaßte sie die Sehnsucht nach der Heimat. Wie zu einem verlassenen Geliebten zog sie's reuevoll zurück. —

Die Abreise war so gut wie beschlossen. Als man aber Therese gegenüber davon sprach, zeigte das Mädchen eine wunderbare Anwandlung. Sie wurde ab-

wechselnd bleich und rot und kämpfte mit den Tränen. Man fragte sie nach dem Grunde ihrer Erregtheit, sie konnte oder wollte ihn nicht sagen. Schließlich artete ihr Zustand in einen Weinkrampf aus. Selbst Anna Torsteson, ihre Vertraute, welche von den erschrockenen Tanten herbeigerufen worden war, vermochte nichts auszurichten mit Therese.

Die alten Damen befürchteten einen der Anfälle, die seit Franzensbad nicht mehr aufgetreten waren, und ließen einen Arzt rufen.

Dieser, ein jüngerer Mann mit kurz angebundenen Worten und luftigen Manieren, die sehr gegen das gemessen würdevolle Benehmen Doktor Dehnhardts abstachen, stellte Fragen, die den Tanten sehr indiskret erschienen. Er wollte das junge Mädchen ganz untersuchen, doch das wurde ihm nicht gestattet. Er zuckte die Achseln, maß den Puls und behorchte den Herzschlag, sprach von überreiztem Nervensystem, ließ Worte wie Hysterie und Neurasthenie fallen und ging schließlich von dannen, die Tanten so klug zurücklassend, wie sie zuvor gewesen waren.

Daß diese Ärzte alle so unanständig sein mußten. Der Badearzt in Franzensbad hatte die Tanten ebenfalls aus einem Erröten in das andere gejagt, als er Theresens Zustand besprochen. Selbst Sanitätsrat Dehnhardt konnte von dieser schlechten Angewohnheit nicht ganz freigesprochen werden.

Natürlich konnte nun an Abreisen nicht gedacht werden. Schweren Herzens sahen die Tanten ihre Hoffnung zu Wasser werden. Nun war kein Gedanke mehr daran, in diesem Frühjahre die ersten Radieschen selbst aus den Frühbeeten ziehen zu können und die Rosenstöcke mit eigener Hand zu lüften.

Anna Torsteson war viel an Theresens Bette, deren Zustand sich langsam besserte.

Eines Tages — die Tanten waren außer Hörweite, Anna hatte ihr vorgelesen — griff die Rekonvaleszentin plötzlich nach der Hand Annas. Diese sah mit Staunen ein völlig verändertes Gesicht vor sich, hochrot, mit weiten, eigentümlich leuchtenden Augen, fliegenden Nasenflügeln, vorgestreckten, trockenen Lippen.

„Was hast du, Therese?"

„Ach Anna! — Ist er nicht ein schöner Mann?"

Anna erschrak im Innersten über diese Frage, die ihr mit blitzartiger Helle einen Abgrund bis in seine dunkelste Tiefe erleuchtete.

„Kind, was soll das heißen — wen meinst du?"

Anna wußte es, wen sie meinte, auch ohne eine Antwort. Sie fühlte die kleine, eiskalte Hand in der ihren beben, sah den Busen fliegen und das Leuchten der Augen, aus dem eine kranke Phantasie sprach. Wenn Anna das Mädchen jemals verstanden hatte, so war es in diesem Augenblicke. Aber das Verständnis schnitt ihr durchs Herz. Sie kannte die Qualen, die aus diesen entstellten Zügen sprachen; im Innersten waren sie doch verwandte Naturen.

„Unsinn — Unsinn!" sagte Anna und dachte hundert andere Gedanken, während sie die vier Silben sprach.

„An so was darf man gar nicht denken," fuhr sie fort. „Hörst du, Therese! Versuche dich zu bezwingen. Es geht — man kann's unterdrücken."

Therese war inzwischen in die Kissen zurückgesunken, ihr Gesichtsausdruck hatte gewechselt, die Ekstase war vorüber. Jetzt kam die Scham über sie. Sie verbarg ihr Gesicht und brach in krampfartiges Schluchzen aus. — —

Anna Torsteson ging in den nächsten Tagen mit schwerem Kopf und noch schwererem Herzen umher. Sie sah keinen Rat für Therese. Sollte man die Tanten einweihen? Sie waren nicht die Personen, überhaupt zu begreifen, um was es sich hier handle.

Eins stand fest in Annas Willen, Reiner sollte keine Gelegenheit finden, diesen Zustand des armen Kindes auszunutzen. Sie haßte ihn jetzt, diesen groben, brutalen Patron. Seine pöbelhaften Hände sollten das Mädchen nicht berühren.

Reiner sprach Anna in dieser Zeit einmal auf der Straße an, er wagte es, sich nach Theresens Befinden zu erkundigen, deren Unwohlsein er in Erfahrung gebracht hatte. Ein haßerfüllter Blick war die einzige Antwort, die er erhielt.

* * *

Das Frühjahr war zeitig angebrochen und Therese schon mehrfach ins Freie gekommen.

Eines Nachmittags schlug ihr Tante Pauline einen Spaziergang in den großen Garten vor. Frische Luft und Bewegung, das hatten ja alle Ärzte übereinstimmend dem jungen Mädchen verordnet.

Es war ein sonniger Apriltag. Therese trug ein neues Frühjahrskleid zum ersten Male, das in den Händen einer Dresdner Schneiderin eine etwas modischere Fasson angenommen hatte, als sie das junge Mädchen bis dahin zu tragen gewohnt war. Auch ein neuer bunter Sonnenschirm war für Therese gekauft worden. Tante Paulinens Gefühle waren geteilt zwischen der Freude über die elegante Erscheinung ihrer Nichte und der Besorgnis, das junge Mädchen sei doch vielleicht etwas zu extravagant gekleidet und könne dadurch die

Blicke der Passanten, womöglich der Männer, auf sich ziehen.

Man ging über die Bürgerwiese, ohne Abenteuer zu erleben. Alle Welt hatte Frühjahrstoiletten angelegt, Tante Pauline sah viel buntere Schirme, als der ihrer Nichte war, und beruhigte sich allmählich.

An einem kleinen, in den Anlagen gebetteten Teiche stand eine Gruppe Knaben, welche die Fische mit Brotkrumen fütterten. Unwillkürlich blieben die beiden stehen und sahen dem Spiele zu. Es war lustig zu betrachten, wie eine Menge rundlicher Fischmäuler aus dem Wasser hervorlugten und ungeschickt schmatzend die zugeworfenen Brotkrumen einsogen. Tante Pauline freute sich im stillen, was für ein vergnügtes Gesicht Therese mache und wie hell ihr Lachen klang.

Das Mädchen war ganz in den Anblick eines Goldfisches versunken, der abseits von den anderen sein besonderes Spiel mit einem Stück Brot trieb, das er einschluckte und dann wieder von sich gab, um es vor sich her zu treiben, als plötzlich Pauline die Nichte an der Hand ergriff und sie mit sich fort zog, die schnellste Gangart einschlagend.

Therese fragte erstaunt, was es gäbe.

„Nichts, nichts! Komm nur. — Der Aufenthalt am Wasser ist nicht gut für dich.“

Das alte Fräulein war ganz verstört und sah sich häufig um, als glaube sie sich von jemandem verfolgt. Sie beruhigte sich erst, nachdem man, nach mannigfachem Kreuz- und Quergehen, in die schattigen Gehölze des großen Gartens eingebogen war.

Vom schnellen Gehen war ihnen warm geworden. „Laß uns ein wenig niedersitzen,“ meinte Tante Pauline schließlich.

Man war nicht weit von einem Spielplatze. Hier ließen sie sich auf einer Holzbank nieder. Ringsum saßen Kinderfrauen und Mütter in dem hellen, wärmenden Sonnenscheine, schlafende Babis im Arme oder vor sich im Kinderwagen. In der Mitte des Platzes tummelte sich laut durcheinander zwitschernd eine Schar von Kleinen, andere spielten auf Sandhaufen.

Dem alten Mädchen war vorhin ein arger Schreck in die Glieder gefahren, nachträglich noch fühlte sie ihre Glieder zittern; ihr war so matt und schlafsüchtig zumute geworden in der weichen Frühjahrsluft. Aber einschlafen wollte sie um keinen Preis; sie mußte ja Therese bewachen.

Um sich wach zu erhalten — denn immer schwerer wurden ihr die Augenlider —, fixierte sie eine Gruppe spielender Kinder. Ein Mädchen von etwa zehn Jahren erteilte hier einer Anzahl Hosenlätzen Kochstunde. Sie hantierte sehr flink mit Holzformen, die mit Sand gefüllt und dann umgestülpt wurden. Merkwürdig, wie die Kinder vor Tante Paulinens mit großer Kraftanstrengung aufgerissenen Augen wuchsen und wuchsen und dann immer mehr in die Ferne rückten — in ganz unermeßliche Fernen, so dünkte ihr. Und dabei hörte sie die feinen Stimmchen doch ganz nahe zirpen. „Das ist der Braten und das der Fisch," sagte jetzt das Mädchen. „Kannst du auch Sandtorte machen?" fragte ein anderes. Über das Wort „Sandtorte" verwirrten sich Tante Paulinens Begriffe völlig. Sand — Sand! dachte sie, spielten sie denn nicht vorhin mit Sand? — und nun Sandtorte? Über dieses unergründliche Mysterium kam sie nicht hinweg, und mit dem unbestimmten und äußerst peinlichen Gefühl, daß den Kindern eine große Gefahr drohe und daß sie selbst sich nicht erheben

könne, weil sie bis zu den Knien im Sande stecke, schwand ihr das Bewußtsein.

Therese bemerkte, daß die Tante eingenickt sei. Sie sann über deren eigentümliches Benehmen nach, vorhin am Wasser. Daß wirklich Besorgnis um ihre Gesundheit der Grund dazu gewesen, wollte dem Mädchen nicht recht in den Sinn. Und merkwürdig, je mehr sie über den Vorfall nachdachte, je wahrscheinlicher wurde es ihr, daß der schwarzbärtige Herr vom Table d'hote in ihrer Nähe gewesen sein müsse.

Eine freudige Aufregung durchschauerte sie, zugleich ergriff sie ein eigentümliches Bangen. Ob er ihr etwa nachgegangen war? Daß er etwas von ihr wolle, war ganz sicher, sie entsann sich zu genau des Blickes, den er ihr über Tisch zugeworfen, und wie erregt er neulich in der Galerie gewesen war. Therese war keine schlechte Beobachterin trotz ihrer äußeren Befangenheit; sie sah mit gesenkten Augen. Auch Anna Torstesons auffälliges Verhalten dem Maler gegenüber war ihr nicht entgangen. So machte sich das Mädchen Gedanken über jeden Vorgang in ihrer Umgebung. Was ihr auffällig war, bewegte sie lange und lebhaft in ihrem Innern und sann eifrig nach über die tieferen Zusammenhänge. Wo Lücken blieben, dichtete sie sich Verbindungen hinzu.

Therese hatte in der letzten Zeit viel gelesen, hauptsächlich Romane. Denn natürlich hatten sich die Tanten, um die Langeweile der Reise zu überwinden, in die Arme einer Leihbibliothek geflüchtet, und da man für Theresens geistige Vervollkommnung nach wie vor besorgt war, durfte auch sie an diesem Bildungsmittel teilhaben. Das junge Mädchen hatte durch diese Lektüre mancherlei erfahren, das ihrem Bewußtsein bis dahin

fremd gewesen war. Auch der Besuch der Bildergalerie blieb nicht ohne Einfluß auf ihre Gedankenwelt. Und nun mischte sich in ihrer allezeit geschäftigen Phantasie Gelesenes, Erlebtes und Erschautes.

Da hing zum Beispiel ein Bild in der Galerie, ein Mann mit einem schönen, bärtigen Kopfe. Was das Bild eigentlich darstelle, wußte Therese selbst nicht, es waren noch andere Figuren darauf, aber für sie existierte nur diese eine, die etwas unendlich Anziehendes für sie hatte. Sie suchte es stets so einzurichten, daß Anna Torsteson mit ihr in den Saal ging, wo jenes Bild hing. Wie von einer verbotenen Frucht kostete sie von dem Genusse, einen kurzen, scheuen Blick warf sie nach jener Gestalt mit dem bärtigen Kopfe, und den ganzen Tag über zehrte sie mit heimlicher Wonne an dem Eindrucke.

Und was das Wunderbarste war, seit einiger Zeit vermischten sich in ihrer Phantasie die Züge jener Gestalt mit anderen, wirklich erschauten. Wenn sie an das Bild dachte, mit geheimem Entzücken, so trat ihr aus demselben ein bekanntes Gesicht entgegen, wie bei der langsamen Wandlung des Transparents durch eine Laterna magica. Dieser Vorgang hatte für sie selbst etwas Unheimliches, und gerade dies Grauen reizte sie, immer wieder das aufregende Phantasiespiel vorzunehmen.

Therese saß neben der schlummernden Tante, die ohne Rückenlehne in äußerst unbequemer Situation halb zur Seite gesunken hockte. Das junge Mädchen starrte vor sich hin, gedankenlos zeichnete sie einige Schnörkel in den Sand. Vor ihrem inneren Auge entschleierte sich soeben wieder jenes Zwittergeschöpf ihrer Phantasie, als ein Geräusch wie von vorsichtig

nahenden Schritten und ein Räuspern hinter ihr laut wurden. Gleich darauf ertönte ein „Fräulein — Fräulein!“ in ihrem Rücken.

Therese wandte sich unwillkürlich um, und mit einem Schrecken, der ihr lähmend durch alle Glieder fuhr, sah sie Reiner. Er hielt den Hut in der Hand, in seinem Mienenspiele drückten sich Unruhe und Verlegenheit aus. Im Flüstertone sprach er zu Therese, immer die schlafende Tante im Auge behaltend: „Ich ging ganz zufällig hier vorbei und da sah ich Sie sitzen.“ — Weiter kam er nicht; die Schlafende verlor in diesem Augenblicke das Gleichgewicht völlig, sie stieß unsanft mit dem Arme auf die Bank auf und öffnete die Augen, schlaftrunken um sich blickend.

Sie starrte den Maler einen Augenblick sprachlos an, offenbar erkannte sie ihn noch nicht. Reiner machte ihr eine Verbeugung und stammelte eine Entschuldigung. Da begriff sie und sprang mit entsetzter Miene auf.

„Therese, komm weg!“

„Aber, Fräulein — gnädiges Fräulein, weshalb denn? Ich bin doch kein wildes Tier.“

„Nein, nein — das geht nicht! Komm, Therese!“

Reiner ließ nicht ab, er hielt gleichen Schritt mit den beiden. „Fräulein — gnädiges Fräulein!“ sagte er, „hören Sie mich doch einmal erst an. Ich will Ihnen eine Erklärung geben.“ — Aber er fand kein Gehör, immer schneller eilte das alte Mädchen von dannen und zog die Jüngere mit sich fort.

Schon waren andere Spaziergänger auf das eigenartige Gebaren der drei Leute aufmerksam geworden. Reiner mußte einen Skandal befürchten und gab die Verfolgung auf. Wütend schlug er einen Seitenweg ein, vor sich hin fluchend.

Pauline und Therese eilten inzwischen der Hauptallee zu. Hier rief die Tante eine Droschke an, in die sie sich samt der Nichte vor dem vermeintlichen Verfolger barg. Noch vom Wagen aus hielt sie ängstlich Umschau, ob er hinter ihnen drein sei.

Erst als man durch gepflasterte Straßen rollte, wurde sie ruhiger. „Ein schrecklicher — ein ganz gefährlicher Mensch!" wiederholte sie noch immer zitternd. „Armes Thereschen — ach, mein armes Thereschen — du mußt dich doch furchtbar geängstigt haben."

Therese hatte noch kein Wort geäußert. Sie war sehr blaß. Die Tante schrieb das der ausgestandenen Angst zu und meinte, sie müßten alle beide Zuckerwasser trinken, sobald sie zu Haus wären; sie hielt das für ein probates Mittel gegen die Folgen des Schreckens.

Ganz andere Gefühle, als die Tante annahm, beherrschten die Seele des jungen Mädchens. Tiefes Bedauern erfüllte sie, daß ihre Unterredung mit dem Maler unterbrochen worden war. Sie hatte das Gefühl, um etwas sehr Großes gekommen zu sein, etwas sehr Wichtiges versäumt zu haben.

Man hielt vor dem Hotel. Natürlich erfuhr Tante Antonie das Abenteuer brühwarm aus dem Munde der Schwester. Sie erklärte rund heraus, nun könne sie keine Gewalt der Erde länger in Dresden halten.

Therese weinte diesmal nicht, im Gegenteil, sie war sehr ruhig, aber die besorgten Tanten schafften sie doch zeitig ins Bett. Bald schloß das Mädchen die Augen, und die Tanten, im Glauben, sie schlafe, verließen das Zimmer.

Einmal glaubte Tante Pauline im Nebenzimmer einen Seufzer zu hören. Schnell ging sie hinüber. Als

sie aber an Theresens Lager trat, lag das Mädchen mit geschlossenen Augen da, ruhig atmend. „Wie friedlich sie daliegt,“ flüsterte die alte Dame, und rief ihre Schwester herbei: „Antonie, komm, das mußt du wirklich sehen — aber tritt leise auf.“

Die andere kam auf den Zehenspitzen herbei, und nun standen die beiden alten Mädchen da und weideten sich an dem Anblicke ihres Lieblings.

Theresens Nachtjacke stand ein wenig offen und ließ den Ansatz der zarten Brust sehen, die kleinen Hände mit den feinen, spitz zulaufenden Fingern lagen auf der Decke, die roten Lippen in dem weißen Gesichte ließen den Atem gleichmäßig kommen und gehen.

„Das Bild der Unschuld,“ sagte Tante Pauline. „Gott behüte und bewahre sie!“

Kaum hatten die Tanten das Zimmer verlassen, so öffnete Therese die Augen. Ihr Geist war wacher denn je und hatte in dieser Nacht schon weite Wanderungen hinter sich. Sie setzte ihr Gedankenspiel fort, mit strahlenden Augen, hin und wieder glückselig lächelnd. Dann wieder flüsterte sie leise vor sich hin und streckte die Arme aus, in Sehnsucht nach etwas, das sie nicht kannte, nur ganz, ganz dunkel ahnte.

Er stand vor ihren Augen, nicht so, wie sie ihn heute gesehen hatte, nein, größer, herrlicher, eine Idealgestalt, jenem Bilde ähnlich in der Galerie, und doch ganz Mensch, mit jenem Blicke, den er gehabt hatte, als er sie zum ersten Male ansah.

Im Geiste lebte sie das Abenteuer des vergangenen Tages noch einmal durch. Zum wievielsten Male! Mit verzückter Phantasie malte sie sich aus, was gekommen, wenn Tante Pauline nicht erwacht wäre. Eine romantische Entführungsgeschichte, die sie in der letzten

Zeit gelesen, wob sich wunderbar dazwischen. Sie ließ ihn im Geiste Worte und Fragen an sie richten und legte sich selbst Antworten in den Mund, wie sie in Wahrheit niemals über ihre Lippen gekommen sein würden.

Wie im Fieber lag sie da. Ihre Glieder waren feucht geworden vom Schweiß, den die Aufregung herausgetrieben. Am liebsten hätte sie die Decken von sich geschleudert, aber sie fürchtete, die Tanten möchten sie noch einmal aufsuchen. Wie gleichgültig waren ihr die beiden alten Mädchen im Grunde. Auch nicht ein Gran von Dankbarkeit war in diesem Herzen für die selbstlosen Wohltäterinnen.

Die Nacht verging im Wachen, gegen Morgen fröstelte dem Mädchen. Sie hätte jetzt gern geschlafen. Noch einmal kehrte sie zu dem vorigen Gedankengange zurück, und sehnend streckte sie die Arme aus ins Leere.

* * *

Die Tanten hatten die Abreise auf einen der nächsten Tage festgesetzt. Eingedenk der jüngsten Erfahrungen beschlossen sie, Therese erst im letzten Augenblicke mit der Tatsache bekannt zu machen.

Aber das Mädchen verstand ganz gut, was im Werke war. Sie blieb äußerlich ruhig und täuschte die Tanten damit vollkommen.

Therese wußte, daß aus der Abreise nichts werden könne, denn in der nächsten Zeit mußte sich ja etwas Außerordentliches für sie ereignen, das empfand sie instinktiv, gleichsam mit verfeinerten Sinnen die Luftwellen fühlend, die kommenden Ereignissen vorausgehen.

Sie war fest entschlossen, in Dresden zu bleiben. Er würde schon kommen, dessen war sie ganz sicher —

und dann würde sie das tun, was er von ihr verlangte.

Wie eine Nachtwandlerin ging sie umher, träumerisch, häufig lächelnd. Die Innigkeit ihrer Züge hatte sich noch verstärkt. Es schien, als wolle sich in ihr etwas entwickeln, etwas zur Blüte gelangen. Aber es war nur ein blasser, krankhafter Trieb, wie ihn Bäume ansetzen, die vom Wurme angebohrt sind.

Anna Torsteson war die einzige, welche bemerkte, daß etwas Besonderes mit Therese vorgehe. Aber es gelang ihr nicht, in das Geheimnis des Mädchens einzudringen; Therese war zurückhaltender geworden, wich der Vertrauten von ehemals aus.

Das Mädchen empfand es, daß Anna eine Gegnerin des Malers sei; das richtete eine Scheidewand zwischen ihr und der Freundin auf. Sie haßte jetzt alles mit tiefem, nachhaltigem Hasse, was sie von ihrem Ideal wegreißen wollte.

Es war an einem regnerischen Nachmittage. Tante Antonie war ausgegangen, um vor der baldigen Abreise noch einige Besorgungen zu machen. Tante Pauline packte die mächtigen Reisekoffer mit Hilfe des Stubenmädchens. Therese durfte an dieser Beschäftigung nicht teilnehmen; dazu war sie viel zu zart, wie die überängstliche Tante meinte, während sie selbst unter Ächzen und Seufzen ihren alten, steifen Rücken wacker beugte.

Therese stand am Fenster und blickte in den langsam herabträufelnden Regen. Die Straße war wie ein schmutziger Fluß, die gegenüberliegenden Häuser sahen aus, als seien sie soeben frisch angestrichen worden. Nur wenig Leute gingen auf den Trottoirs, und Therese sah von ihrem Standpunkt in der ersten Etage aus

nur Schuhe, ein Stück heraufgeschlagenes Beinkleid oder hochgezogene Kleidersäume unter den Regenschirmen hervorblicken.

Lange stand das Mädchen so, unbeweglich, den Arm auf der Scheibe, die Stirn dagegen gestützt, die Augen starr auf einen Punkt geheftet. Hin und wieder zuckte ein nervöses Lächeln um ihren Mund. Ihre Gedanken flogen willkürlich und regellos.

„Thereschen, du erkältest dich doch nicht dort am Fenster — liebes Kind?“ fragte die Tante, während sie tiefgebückt das Schuhwerk auf dem Grunde von Theresens Koffer ordnete.

Sie erhielt keine Antwort. Therese hatte sie gar nicht gehört, sie stand wie gebannt. War das eine Vision? Da drüben auf dem jenseitigen Trottoir stand er im langen, braunen Havelock und blickte hinauf. Er suchte die Fenster ab mit den Augen, jetzt hatte er sie erkannt, er lächelte und griff nach dem Hute.

Das Mädchen wagte kaum zu atmen, ihr war, als stünde ihr das Herz mit einem Male still.

Jetzt schloß er den Regenschirm und machte ihr ein verstohlenes Zeichen mit der Hand. Wie sie dazu kam, wußte sie selbst nicht, aber sie nickte ihm zu. Er lächelte abermals, wiederholte das Zeichen und ging nun auf dem Trottoir langsam auf und ab, immer das gegenüberliegende Haus im Auge behaltend.

Kaum daß sie mehr eigenen Willen zu haben schien. In ihrem armen, verwirrten Kopfe herrschte nur noch ein Empfinden: Du mußt! Wie eine Traumwandlerin ging sie vom Fenster an Tante Pauline vorbei ins Nebenzimmer. Ohne einen Augenblick zu zögern, öffnete sie die Kommode, nahm Schleier und Handschuhe heraus, ja selbst ein neues Taschen-

tuch steckte sie zu sich, dann zog sie ihren Regenmantel an.

Behutsam, damit die Tante nichts hören sollte, öffnete sie nun die Tür zum Korridor, ging schnell die Treppe hinab, an der Portierloge vorbei, auf die Straße. — —

Der Maler zeigte die größte Aufregung in Worten und Mienen.

„Danke — danke sehr, Fräulein!“ wiederholte er und spannte den Regenschirm über ihr auf, dann reichte er ihr den Arm.

Er schlug eine Gangart ein, die beinahe Laufschritt war, und sie lief mit. Als sie in eine Nebengasse eingebogen waren, mäßigte er seine Eile, fuhr aber fort, sie mit dem Regenschirm zu decken.

„Wissen Sie denn eigentlich, was ich von Ihnen will, Fräulein?“ fragte er sie plötzlich.

Sie sah ihn erstaunt an und erwiderte nichts.

„Hm — zum Teufel!“ begann er, „ich muß Ihnen das doch erst erklären.“ Und nun fing er an, weit ausholend, mit Umschweifen, von seiner Kunst zu sprechen, von Naturalismus und Hellmalerei, und wie schwer es sei, sich passende Modelle zu verschaffen.

So hasteten sie weiter unter demselben Regenschirme, er aufgeregt perorierend, sie eingehenkt in seinen Arm, mit starren, geradeaus gerichteten Augen, die Zähne aufeinandergebissen, sehr bleich, wie geistesabwesend. Ihr Kleid schleppte im Schmutze, sie achtete dessen nicht.

Vor einem hohen Gebäude machte er Halt. „Hier sind wir, Fräulein. Ich wohne allerdings vier Treppen. Wegen des Oberlichtes — früher war's ein Photographenatelier. Ich gehe voraus, wenn Sie gestatten. Die Treppe ist etwas dunkel.“

Sie folgte ihm. Auf dem Absatz der dritten Etage blieb sie atemlos stehen. „Ja, ja, mit dem Fahrstuhl geht's schneller und bequemer, Fräulein," meinte er und lachte gepreßt über seine Bemerkung. „Nur noch eine Treppe. Dann sind wir im Himmel — kommen Sie!" Er reichte ihr die Hand und zog sie nach oben.

„Haben Sie Angst?" fragte er, während er aufschloß. „Es ist weiter nichts — gar nichts dabei. Zur Renaissancezeit standen die vornehmsten Damen den Malern Modell, und so blühen ihre längst vermoderten Körper noch jetzt, wenigstens im Bilde. Das ist doch eine Art ewigen Lebens — was, Fräulein?" Und er lachte wieder über seinen Witz.

„Hier herein — es sieht uns niemand — so — das ist mein Atelier. — Ihnen ist wohl zumute, als seien Sie beim Zahnarzt. Keine Angst! Nur alberne Prüderie kann etwas Schlimmes dabei finden. Sie können sich darauf verlassen, daß Ihnen nichts geschehen wird, was gegen den Anstand verstößt."

Er nahm ihr den Regenmantel ab, bat sie, den Hut abzulegen, brachte ihr einen Handspiegel und machte Späße dabei, die den Eindruck der Unbefangenheit hervorbringen sollten. In Wahrheit war ihm gar nicht wohl bei alledem zumute. Das Mädchen zeigte so ein eigentümliches Wesen, sie hatte noch kein Wort gesagt, blickte so sonderbar vor sich hin, es lag beinahe etwas Blödes in ihren Mienen. — Wußte sie denn überhaupt, um was es sich handelte? —

„Setzen Sie sich nur!" Therese tat, wie ihr geheißen. „Kommt es Ihnen hier zu kalt vor — was? Ich werde doch lieber ein wenig nachlegen. Ich möchte nicht, daß Sie sich um der Kunst willen erkälten. Nein, um des Himmels willen nicht! Was würden

Ihre Tanten dazu sagen — was? Ha ha! — Übrigens, Fräulein, das wollte ich gleich sagen, den alten Damen dürfen Sie nichts erzählen. Die wären imstande, mich zu belangen. Wenn Sie gefragt werden, wo Sie gewesen sind, müssen Sie sagen, Sie hätten Besorgungen gemacht oder so was. Nun, Sie werden sich schon was ausdenken — eine kleine Notlüge. Der Zweck heiligt das Mittel. Ha ha!"

Er hatte inzwischen das Feuer in Zug gebracht, bald flackerte und lärmte es in dem eisernen Kanonenofen.

„Sehen Sie, hier ist das Bild," sagte er und riß von einem großen, bis dahin verhangenen Gestell den Vorhang weg.

Da stand es. Meer, Felsen, Himmel und der Streifen Ufersand waren bereits fertig. In der Mitte der Leinewand leuchtete ein großer, länglich weißer Fleck, die weibliche Figur war nur in Kohlestrichen angedeutet.

„Das Plätzchen ist für Sie reserviert, Fräulein," witzelte er, „dort werden Sie als Unschuld glänzen. Unschuld! denken Sie nur, man kann beim besten Willen nichts Unpassendes dabei finden. — Kommen Sie, fangen Sie jetzt an, sich auszuziehen."

Er berührte sie mit der Hand an der Schulter. Sie zuckte zusammen und blickte ihn verständnislos an. Ein stereotypes Lächeln stand auf ihren Zügen.

Er machte eine ungeduldige Bewegung. „Machen Sie nur, machen Sie! Die Zeit ist kostbar." — Sie erbebte und schwieg.

„Nun, dann muß ich Ihnen helfen. Was für ein Unsinn! Hunderte, sage ich Ihnen, habe ich schon gesehen. Maler und Arzt, das ist ganz dasselbe. Würden Sie sich denn vor einem Arzte schämen?" Und mit kundiger Hand ging er ans Werk.

„So, das wird schnell gemacht sein, Fräulein. Ich schwöre Ihnen, daß ich Ihnen nichts absehen will. Und niemand erfährt was davon, niemand. Der Anna Torsteson sagen wir auch nichts — nicht wahr? — So! — Hier müssen Sie mir ein wenig helfen, das bekomme ich nicht auf. Warum zittern Sie denn so? Herr Gott, das bißchen Angst! — Ist es Ihnen vielleicht zu hell hier? Ich kann's einstweilen dunkel machen.“ Er zog die Vorhänge über das Oberlichtfenster, so daß abendliches Dämmerlicht in dem Raume herrschte.

„Kommen Sie, Fräulein, kommen Sie!“ fing er wieder an. „Ich brauche die ganze Figur. Wie Sie der liebe Gott geschaffen hat. Wer wird sich denn seiner Schönheit schämen. — Das muß alles runter!“ Und er ging von neuem an die Arbeit.

„Fräulein, ist Ihnen nicht wohl?“ Sie war ganz erbleicht und verdrehte die Augen, während ihr lachender Mund die Zähne zeigte.

„Verdammt!“ — Er holte die Eau de Cologne-Flasche und rieb ihr die Stirn ein.

„Wird Ihnen besser?“ Sie bewegte die Lippen.

„Was wollen Sie — bitte? Ich kann Sie nicht verstehen!“ Er beugte sein Ohr an ihren Mund.

Da legten sich ihm ihre Hände um den Nacken und zog sein Gesicht an das ihre. Ganz nahe sah er ihre Augen funkeln, hörte sie etwas murmeln, das er nicht verstand.

„Zum Teufel — was wollen Sie denn?“ fuhr er auf und machte sich von ihr los.

Erschreckt blickte er sie an. Halb entkleidet saß sie vor ihm. Das Kleid fiel ihr von der weißen Schulter und zeigte ihm die Haut, die er als eine so

„seltene Nüance" bezeichnet hatte. Ihre Augen, die starr auf ihn gerichtet waren, leuchteten in einem übersinnlichen Feuer.

„Fräulein — was — was haben Sie denn?" stotterte er.

Sie griff nach seinem Arm, mit starkem Griffe zog sie ihn an sich. Sie selbst führte seine Hand, ihr Körper, von konvulsivischen Zuckungen erschüttert, drängte sich ihm entgegen.

Da wußte er nicht mehr, was er tat und wie ihm geschah; er lag zu ihren Füßen, fühlte ihre Hände in seinem Haare wühlen, erwiderte ihren Kuß, verlor sich in wilden Liebkosungen.

Mitten hinein in diesen Aufruhr der entfesselten Sinnlichkeit schrillte die Klingel der Korridortür.

Er hielt inne, sprang auf, eilte zur Tür, lauschte dort. Er vernahm bekannte Stimmen.

Sie möge sich schnell ankleiden, rief er dem Mädchen zu. Dann, einer plötzlichen Eingebung folgend, griff er zu Pinsel und Palette und stellte sich neben sein Bild, die Pose des Malenden annehmend.

Draußen ertönten Stimmen, die Quartierwirtin hatte geöffnet. Eine kurze Debatte an der Stubentür, dann flog diese auf, und herein trat Anna Torsteson. Ihr folgten mit verstörten Gesichtern die Tanten.

Für einen Augenblick waren diese fünf Personen wie eine Gruppe von Wachsfiguren, Reiner neben seinem Bilde ohne Bewegung, Anna mit arbeitenden Zügen ihn anstarrend, Therese in sich zusammengebrochen, mit herabgesunkenem Haupte, die Tanten mit offenem Munde, erstarrt in Schrecken.

Die erste, welche Worte und Taten fand, war Anna Torsteson. Energisch schritt sie auf Therese zu

und faßte sie an der entblößten Schulter. „Was hat er dir getan?" Lange keine Antwort! — Theresens Haupt aufrichtend, erblickte sie die gänzlich entstellten Züge des Mädchens. Die Augen waren verdreht, die Sterne ganz im Kopfe verschwunden, die Zähne aufeinandergebissen, die Lippen blau. Sie schien ohne Bewußtsein. Als Anna ihr Kinn los ließ, sank der Kopf auf die Brust zurück.

Die Tanten kamen herbei und stießen bei diesem Anblicke klägliche Rufe des Jammerns aus.

Anna schritt auf Reiner zu, der immer noch neben seinem Bilde stand, wie festgenagelt. „Was haben Sie mit ihr gemacht?" fragte Anna und in ihren Augen flammte es unheilverkündend.

„Ich wollte — ich habe — ich weiß selbst nicht —" stotterte er hervor.

„Ist das das Bild! — Da hast du deine Unschuld!" und sie stieß mit dem Schirme in die Leinewand, zweimal, daß sie zerriß.

Er fuhr dazwischen, entrang ihr den Schirm, wollte sie schlagen. Sie schützte sich nicht, sah ihn nur an; vor diesem Gesichte sank ihm der Arm.

„Du bist verrückt!" keuchte er.

„Und du bist ein Schurke!" gab sie zurück. „Hast das Mädchen geopfert. Da, sieh sie an!"

Die Tanten hantierten an Therese herum, mit zitternden Händen, wollten sie aufrichten, sie ankleiden. Wie eine Puppe fiel die Gestalt zusammen, haltlos.

„Thereschen — Thereschen, was ist dir denn geschehen?" jammerte Pauline.

„Ich bin wirklich nicht schuld," erklärte jetzt Reiner. „Ich hatte die ehrenhaftesten Absichten." Niemand hörte auf ihn. „Soll ich einen Arzt holen?" fragte er

dann. „Hier nebenan wohnt einer. Ich kenne ihn.“ Er griff nach seinem Hute und stürmte fort.

„Herr Gott, Herr Gott!“ klagte Tante Pauline. „Was ist das! Wie ist es ihm nur gelungen? Er muß sie mit Gewalt hierher geschleppt haben. Und ich war im Nebenzimmer, da kommt Antonie zurück und fragt: ‚Wo ist Therese?‘ — Herr Gott, Herr Gott! Kind, wie ist denn alles gekommen. Erzähle uns nur!“

„Sie hört dich ja gar nicht, Pauline,“ meinte Tante Antonie, die jetzt mit Hilfe Annas die Kleidung des Mädchens ordnete.

„Nun ist alles aus!“ jammerte das alte Mädchen. „Das überlebt sie ja nicht, das arme Kind. — Der schändliche Mensch!“

Reiner kam bald mit dem Arzte. Die Tanten stürmten sofort mit Fragen auf den Doktor ein: „Was ist mit ihr — ist es gefährlich?“

Der Arzt befahl, einen Wagen zu besorgen. Therese sollte in ein Krankenhaus geschafft werden.

Die alten Damen drangen von neuem in den Arzt, sie verlangten zu wissen, wie es mit der Nichte stehe. Der Doktor verhielt sich sehr reserviert, man könne noch gar nichts wissen, meinte er, sie würden es schon zur rechten Zeit erfahren.

Und am nächsten Tage erfuhren sie es. Die ärztliche Entscheidung lautete:

„In eine Anstalt für Irrsinnige!“

Die Versuchung.

Erstes Kapitel.

Der Student der Theologie Weikert kam, verschiedene Papiere und Hefte in der Hand, von der Quästur. Er begab sich nach der vorderen Halle des Universitätsgebäudes, wo die Anschlagkästen hängen, um sich noch einmal genau über Ort und Zeit der belegten Vorlesungen zu orientieren. Weikert trug sich mit der Absicht, die Kollegien regelmäßig zu besuchen. Er stand im fünften Semester und dachte daran, sich im kommenden Jahre zum Examen zu melden.

Nachdem er sich die Auditoriennummern und die Vortragsstunden sorgfältig in sein Notizbuch eingetragen und dieses in die Überziehertasche versenkt hatte, tat er noch einen Sprung hinüber zur allgemeinen Anschlagstafel, wo die Verbindungen ihre Kneipabende ansagen und wo Logiswirte, Restaurateure und Einpauker ihre Dienste anpreisen.

Weikert brauchte nichts von alledem. Mit Wohnung war er versorgt, auch einen festen Mittagstisch hatte er gefunden, und mit Einpaukern gab er sich nicht ab. Einer Verbindung wollte er ebenfalls nicht beitreten.

Er trat eben nur an das Brett, um die Zeit irgendwie auszufüllen. Bis zum Mittagessen war eine Stunde, die er unbesetzt hatte. Er war noch völlig

unbekannt in Berlin und wußte häufig nicht recht, was er hier mit sich anfangen sollte.

Es war soeben Freipause. Kommilitonen kamen und gingen. Türen flogen auf und zu, laute Rufe erschallten, man stand in Gruppen beisammen, schwatzte und lärmte durcheinander. Bekannte begrüßten sich: Leute, die sich vor Jahren in anderen Universitäten kennen gelernt hatten, oder auch ehemalige Schulkameraden fanden sich hier wieder. Von der Straße herein kam frischer Zuzug, man drängte sich durch die Glastüren, schupste sich vor den Anschlagbrettern, die Tür zum Zimmer des Oberpedellen war in stetem Auf- und Zufliegen begriffen. Die Couleuren hielten draußen im Hofe ihren Rundgang, zwischendurch drängten sich Wilde; alte und junge Semester, alle Fakultäten quirlten hier durcheinander. Das Halbjahr fing lebhaft an nach der langen Sommerpause.

Weikert sah erstaunt um sich. Er war erst seit acht Tagen in Berlin, er stammte vom Lande, aus Schlesien, und hatte bisher in Breslau studiert. Wie viel größer, reger, freier war hier alles in der Reichshauptstadt.

Er wurde vom Strome der Kommenden und Gehenden hin- und hergedrängt und dachte daran, sich aus dem Strudel hinaus ins Freie zu flüchten, als sich ihm eine Hand auf die Schulter legte.

Herumfahrend blickte er in ein rotes, von zahlreichen Schmissen zerfetztes Gesicht, das ihm fürs erste unbekannt war, wenn auch in den wasserblauen Augen dieses Menschen etwas lag, das Weikert urplötzlich in die früheste Kinderzeit versetzte.

„Weikert!“

„Jawohl — aber —“

„Gotthold, Leberecht, Hol-dich-der-Teufel Weikert!"

Jetzt erkannte er ihn wieder, als er sich so bezeichnet hörte.

„Kritzel!"

Jawohl, das war Ernst Kritzel, sein Jugendgespiele, ein Pastorssohn wie er. Die Väter waren Pfarrer in benachbarten Dörfern gewesen.

„Was machst du hier?" ertönte dieselbe Frage gleichzeitig aus beider Munde.

„Ich studiere Theologie."

„Und ich Medizin."

„Das trifft sich famos," meinte Kritzel. „Komm aus diesem infamen Gedränge weg. Am besten, wir gehen in eine Kneipe. — Du hast wohl noch wenig Lokalkenntnis hier? Wart' nur, ich werde dich einweihen."

Der Mediziner übernahm die Führung und brachte Weikert in ein Restaurant, von welchem er erklärte, daß es das „Stammlokal" seiner Verbindung sei.

„Deckelschoppen!" schrie Kritzel dem eilfertig herbeikommenden Kellner zu und reichte dem Theologen die Speisekarte.

„Nun erzähle mal — erstens, wie geht's deinen Alten?"

Weikert senkte das Haupt.

„Die Mutter ist vorm Jahre gestorben."

„Donnerwetter! Deine Mutter ist tot?"

„Ja, so ist's — meinem Vater geht's gut — danke!"

„Deine Mutter — das tut mir bei Gott leid. — Sie kann gar nicht alt gewesen sein."

„Sie war Anfang Vierziger."

„Eine rüstige, kerngesunde Frau. Sehe sie noch vor mir, wenn sie uns Kirmeskuchen gab, als wäre es gestern gewesen. Kirmeskuchen verstand sie zu backen.

Manche Kopfnuß habe ich auch von ihr abgekriegt. Weißt du noch, als wir dem Rübenbauer die Äpfel gemopst hatten — — Sie konnte tüchtig böse sein, deine Mutter. Aber 's war doch 'ne kreuzbrave Frau. Schade, daß sie weg ist. — Woran ist sie denn gestorben?"

„An der Kopfrose; es kam Gehirnentzündung dazu, und da rührte sie der Schlag."

„Sieh mal an!"

„Ja!"

„Und dein Vater, der viel älter ist, lebt?"

„Jawohl!"

„Und hat noch die alte Stelle?"

„Ja!"

„Du, wie ist's denn da mit der Erbschaft geworden? Deine Mutter hatte doch Anteil an einem Bauerngute."

„Mein Onkel hat das Gut übernommen, und der Vater und ich, wir sind mit Geld abgefunden worden."

„Ah — das ist ja interessant."

„Es war eine langwierige Geschichte — ich verstehe nicht viel davon. Mein Vater hat das alles für mich mit abgemacht."

„So! — Du bist also Kapitalist."

„Mein Vater verwaltet das Geld."

„Du bist doch mündig. Von Rechts wegen kannst du dann dein Vermögen für dich selbst beanspruchen."

„Ich verstehe nichts davon. Ich brauche auch nicht viel. Mein Vater schickt mir den Zuschuß."

„Da sollte ich an deiner Stelle sein. Donnerwetter! Kerl, hast du ein Schwein entwickelt. In deinem Alter eigenes Vermögen. Ein toller Dusel."

Kritzel nahm eine nachdenkliche Miene an, wobei er die Backen aufblies und die Stirn runzelte. Er

schien in ein Rechenexempel vertieft. Dann flog plötzlich ein Lächeln über seine aufgedunsenen Züge. Mit der kurzen, fetten Hand ergriff er den Schoppen am Deckel:

„Na prost! — Dein Spezielles, Weikert!"

Inzwischen hatte der Kellner das Essen herzugebracht, und beide begannen zu speisen.

„Und du willst also weiter Gottesgelahrtheit studieren, hier?" fragte der Mediziner zwischendurch.

„Ja!"

„Wohl gar Examen bauen — was?"

„Ja, im nächsten Semester wollte ich mich melden."

„Kerl! Wieviel Semester hast du denn?"

„Fünf."

„Und das spricht von Examen. Na, viel zu lernen habt ihr ja nicht, ihr Theologen. Da ist die Medizin freilich ein ander Ding — hast du nicht Lust, umzusatteln? Zeit ist noch tausendmal. Oder studiere Jura. Das ist doch wenigstens noch ein Beruf — aber Theologe: sich selbst und den Leuten was vorschwindeln, woran kein Mensch mehr glaubt; das ist doch eigentlich unwürdig."

Weikert errötete bis unter das hellblonde Haar. Er rückte unruhig auf seinem Sitze hin und her. Die Worte des Mediziners hatten ihn zu tief verletzt, als daß er sofort eine Erwiderung hätte finden können.

Kritzel aß ruhig weiter. Nach einiger Zeit räusperte sich der Theologe und meinte mit niedergeschlagenen Augen:

„Dein Vater war doch auch Pastor."

„Gewiß — natürlich. Es ist ja schließlich ein Beruf wie der andere — nämlich was das Fortkommen anbelangt. Wenn man Glück hat und eine gute Pfarrstelle erwischt, ist man gut gebettet fürs Leben. Schwer

ist das Studium ja, wie gesagt, auch nicht. Aber — bitte, nimm mir's nicht übel — in meinen Augen ist es nun einmal eines Mannes nicht würdig, aus seiner Überzeugung ein Geschäft zu machen. Gerade als Pastorssohn habe ich hinter die Kulissen geblickt. Freilich, wenn einer dran glaubt, dann ist's ja was anderes."

„Du zweifelst daran, daß ich glaube?" fragte Weikert in ehrlichem Entsetzen.

„Na ja — meintswegen. Ich lasse jeden nach seiner Fasson selig werden, verlange die gleiche Toleranz aber auch von anderen — also, nichts weiter darüber. — Komme dir übrigens meinen Rest." —

„Wo ist denn deine Bude?" fragte der Mediziner bald darauf.

Weikert erklärte, daß er in der Marienstraße wohne.

„Marienstraße — das ist gut! Wie kommst du denn in die Gegend?"

„Ist gegen die Straße etwas einzuwenden?"

„Es kommt darauf an. Eigentlich ist die Gegend sogar sehr beliebt — hast du noch nichts bemerkt?"

„Es wohnen viele Studenten dort."

„Allerdings, und auch noch andere. — Na, du wirst schon dahinter kommen. — Sage mal, wie gedenkst du dir denn die Zeit zu vertreiben in Berlin?"

„Ich habe fünf Kollegs belegt."

„Du wirst doch nicht etwa Kollegs besuchen?"

„Natürlich."

„Na, dann gratuliere ich."

„Ich will tüchtig arbeiten."

„Gut, gut, du willst büffeln; das ist sehr anerkennenswert. Aber Vergnügen und Zerstreuung muß der Mensch doch auch haben. Wo wirst du denn abends hingehen?"

„Ich esse abends zu Haus. Das habe ich schon mit der Wirtin abgemacht; und dann arbeite ich.“

„Philister!“

„So habe ich's immer gemacht bisher.“

„Das nimmt noch ein schlimmes Ende, Weikert. Du wirst an mich denken. Das ist keine rationelle Lebensweise. Ein Mensch wie du, strotzend von Kraft und Gesundheit. Ich war ja stets ein Knirps gegen dich. Höre mal, das ist gegen die Natur. Man kann auch in der Enthaltsamkeit zu weit gehen. Und gerade du, so wie ich dich von früher her kenne, bist nicht zum Asketen geboren.“

Der Theologe blickte unverwandt auf seinen Teller.

„Hast du denn niemals Versuchungen — he!“

„Genug!“ erwiderte jener mit leiser Stimme und saß da, wie mit Blut übergossen.

„Na, da haben wir's.“

Der Theologe war sehr unruhig geworden; das Thema wurde ihm unbehaglich. Wiederholt fuhr er sich mit seinen starkknochigen Bauernhänden durch das volle, hellblonde Haar.

„Darüber sprechen wir noch ein andermal — ich habe in der Beziehung meine eigene Theorie,“ meinte Kritzel, sich eine Zigarre anzündend.

„Rauchst du? — Natürlich auch nicht. Mensch, du bist ein krasser Philister geworden. — Wenn ich an frühere Zeiten zurückdenke; wir waren ein paar gottvergessene Rangen, in der ganzen Gegend berüchtigt. Deine Mutter meinte einmal, wir seien ‚Teufelsvorlauf‘. Ich glaube übrigens, du warst der wildere von uns beiden. Weißt du, wenn's Keilerei gab mit der Gassenbrut? Du hattest schon damals Bärenkräfte. Sage mal — gefochten hast du wohl niemals?“

„Nein."

„Schade, daß du Theologe bist. Die wärst ein Renommierfuchs, wie er im Buche steht. Hm — hast du eigentlich gedient?"

„Nein, ich bin frei."

„Du militärfrei — weshalb denn?"

„Hier — die Hand."

„Der Mittelfinger ganz verstümmelt — an der Rechten. Wie bist du denn dazu gekommen?"

Der Theologe wurde verlegen. Er erwiderte hastig: „Noch als Junge. Bald nachdem dein Vater versetzt wurde und ihr aus der Gegend kamt. Da gab's mal wieder Prügelei im Dorfe — abends — ich war leider auch dabei. Da habe ich einem ins Messer gegriffen."

„Sieh mal an —"

„Seitdem habe ich mich nie wieder in solche Geschichten eingelassen."

„Du hast dich sehr verändert seitdem, das ist richtig. Daß aus einem stößigen Bock so ein zahmes Lamm werden konnte — nein — — Du, daß nur der alte Adam nicht gelegentlich wieder aufmuckt, wo man's am wenigsten vermutet."

Beide schwiegen eine Weile; Weikert spielte nervös an seiner stählernen Uhrkette. Da fragte Kritzel:

„Wie bist du denn eigentlich auf den Gedanken gekommen, nach Berlin zu gehen?"

„Mein Vater wünschte es."

„Du scheinst ja höllisch unter der Fuchtel des Alten zu stehen."

„Wir haben Verwandte in Berlin."

„So — wen denn da?"

„Ein Vetter meines Vaters — eigentlich ziemlich weitläufig verwandt — ein Oberkonsistorialrat Böhme."

„So, so, Oberkonsistorialrat . . . Ich verstehe; die Konnexion ist nicht zu verachten."

„Mein Vater wollte diese Beziehung von neuem auffrischen, deshalb wünschte er, daß ich nach Berlin gehen möchte. Und dann ist ja auch die Universität hier sehr bedeutend."

„Gewiß, gewiß! Berlin ist überhaupt gar nicht zu verachten. Sehr erleuchtet von deinem alten Herrn, daß er dich hierher geschickt hat. Der Herr Pastor Weikert ist überhaupt nicht auf den Kopf gefallen. Ich entsinne mich seiner noch sehr gut, mit seinen dunklen Schlitzaugen und der etwas schiefen Nase. Du bist ganz nach deiner Mutter geraten. — Ja, ja, der Vetter Konsistorialrat! — Hast du denn schon Besuch gemacht?"

„Jawohl, gestern!"

„Nun, wie sind denn die Leute?"

„Sehr vornehm und dabei liebenswürdig — aber —"

„Nun?"

„Es liegt, glaube ich, an mir. — Ich bin etwas verlegen, besonders vor Damen."

„Was! Sind Frauenzimmer da?"

„Ja, die Mutter und drei Töchter."

„Sind die Mädel hübsch?"

„Ich weiß wirklich nicht."

„Kerl, das machst du mir nicht weiß. So was sieht man doch."

„Ich habe sie nicht angesehen."

„Gott strafe mich — so ein Kaffer. Das ist mir doch noch nicht vorgekommen. — Kellner, zahlen! Es ist drei Uhr geworden; ich muß auf den Fechtboden. — Wo treffen wir uns denn heute abend? Na, das versteht sich ganz von selbst, du mußt doch Berlin

kennen lernen. — Weißt du was, ich werde dich auf deiner Bude abholen. Korrekter wäre es zwar, wenn du als Neuangekommener mir zuerst deinen Besuch machtest, aber, wir wollen mal einen Pflock zurückstecken, weil du's bist. Also, ich komme heute abend um acht. Habe auch nichts dagegen, wenn du mir ein Butterbrot vorsetzt, dann wird losgegangen. — Keine Einwände! Nützt dir gar nichts. Ich nehme dir's sternübel, wenn du mir die Ehre abschlägst, dich in Berlin einzuführen. — Heil!"

Damit hielt er Weikert mit gekrümmtem Arme die Hand hin, mit der anderen die bunte Mütze von dem wohlpomadisierten, durchgezogenen Scheitel abhaltend, griff zum Stock mit dem breiten Elfenbeinknopf, auf welchem vielverschlungene Zeichen eingraviert waren, und schob seinen kurzen Leib durch die Glastür des Lokals.

Zweites Kapitel.

Weikert saß an seinem Schreibtisch, vor sich ein Buch, in dem er vergeblich zu lesen versuchte. Seine Wirtin, Frau Habelang, hielt sich unter dem Vorgeben, den Tisch zum Abendessen decken zu wollen, bereits eine geraume Weile im Zimmer auf und unterbrach den Lesenden unausgesetzt durch Fragen und Bemerkungen.

„Wollen Se nich uf det Sofa sitzen? Herr Weikert, et is en janz neuen Sofa aus'n Ausverkauf. Soll ich det Brot vorschneiden oder besorgen Se det selbst? Manche Herren sin darin sehr eigen, das kenn ick schon. — Wollen Se nich noch wat Mettwurst kommen lassen, hier nebenan aus det Kellerjeschäft? Se is jut und kost man bloß en paar Iroschen det

janze halbe Pfund. Se haben's ja derzu — wat soll det schlechte Leben nutzen, pflegte mei Mann zu sagen."

So ging das in einem fort; zwischendurch erzählte Frau Habelang von ihren früheren Mietern und deren Gewohnheiten.

Wenn Weikert eine ihrer zahlreichen Fragen nicht beantwortete, so schien sie das auch nicht weiter zu bekümmern; sie war in laut geführten Selbstgesprächen sehr stark.

Der Theologe stand Qualen aus, aber er fand nicht den Entschluß, die Frau aus dem Zimmer zu weisen. Um sie los zu werden, forderte er sie endlich auf, etwas von der gepriesenen Mettwurst zu holen; aber siehe da, das Manöver war verfehlt; Frau Habelang öffnete nur die Zimmertür und rief mit gellender Stimme: „Lieschen — herst de nich — Lieschen! Sollst ma gleich bein Kaufmann jehn, für'n Herrn Doktor."

Lieschen, ein kleines, zierlich lebendiges Ding mit großen, gewitzigten Augen, kam herbei und empfing den Auftrag, um dann, wie vom Wind gepackt, von dannen zu sausen.

„Se wern sich am Ende wunnern, Herr Weikert, wie ich zu das Kind komme," begann die Frau von neuem, „weil ich doch man nur ne Witfrau bin un mei Mann schon an die fünfzehn Jahre tot is — Se haben sich sicherlich schon Jedanken jemacht darüber, wa? Det is se nämlich man nur en Ziehkind, von en feines Fräulein aus Potsdam, die sich verplempert hat — Se verstehen. Daß ich Sie det mal verzähle — —"

Und der unglückliche Weikert sah alle Hoffnung schwinden, an diesem Abende sein vorgenommenes Pensum zu erledigen.

Als endlich die Vorsaalklingel ertönte, eilte Frau Habelang hinaus, um Weikerts Freund einzulassen.

Der Mediziner fand kaum Zeit zu einem flüchtigen Händedrucke mit dem Wirte, um dann auf den gedeckten Tisch zuzueilen und denselben einer eingehenden Musterung zu unterwerfen.

„Bravo!“ meinte Kritzel, befriedigt schmunzelnd. „Ich werde dich wahrscheinlich öfters hier aufsuchen —“

„Wie heißt deine mütterliche Freundin?“ fragte er, auf die Wirtin deutend.

„Amalie, verwitwete Habelang,“ antwortete diese selbst.

„Verwitwet — bravo! Nun, Sie scheinen mir ganz die rechte zu sein für den braven Gotthold. — Haben Sie Kinder?“

„Nein, damit hat mir der liebe Gott nich bedacht.“

„Was war denn das für ein Wurm, über das ich da draußen gestolpert bin?“

Frau Habelang war glückselig, die interessante Geschichte des kleinen Lieschen zum zweiten Male an einem Abende erzählen zu können.

Kritzel hatte sich inzwischen gesetzt, Weikert war ihm gefolgt. Das Essen begann. Der Mediziner hieb ein, als habe er den ganzen Tag über gefastet. Hin und wieder hielt er inne, um mit vollen Backen ein Zeichen des Verständnisses zu Frau Habelangs Erzählung zu geben.

„Wer wohnt denn sonst noch hier bei Ihnen, Frau Habelang?“ fragte Kritzel.

„Es sind man nur vier Zimmer ins Janze und denn noch die Küche und der Hängeboden. Det is allens. Ich schlafe hinten raus mit des Kind, hier is

der Herr Doktor und de beiden Zimmer nebenan hat das Fräulein Emmy."

„Wer ist Fräulein Emmy?"

„Se jeht in en Jeschäft für Damenkonfektion auf die Leipzigerstraße."

„Was, ne Konfektioneuse!"

„Probiermamsell is se von wegen ihre jute Figur."

„Das ist gut! Und die wohnt also hier nebenan?"

„Ein sehr feines Mädchen — janz propper. Da is jar nischt jegen zu sagen — verstehen Se!"

„Hm, kennen wir schon. — Sagen Sie mal, lebt denn die junge Dame von dem, was sie als Probiermamsell bekommt?"

„Ne, damit würde se wohl nich weit kommen. Det wern Se wohl selbst nich jloben."

„Na also!"

„Natürlich hat se en Verhältnis, aber det is en janz festes Verhältnis. Se jeht schon über en Jahr mit ihm."

„Wer ist er denn?"

„Det Verhältnis? Das is en Bankier, jlobe ich; en schwer reichen Mann."

„Jude natürlich."

„Ach wat, danach wird nich jefragt."

„Wenn er man zahlt — nicht wahr, Frau Habelang? Sie haben von Ihrem Standpunkte aus ganz recht. — Ist denn das Mädel hübsch?"

„Die Emmy? Det will ick meinen. Wie de Leute der anjaffen, das jloben Se nich, wenn Se's nich erleben. Neulich abend nahm se mir mit ins Theater. En Jraf und zwei Barone ließen sich uns vorstellen. Aber mit der konnten se nischt anstellen —"

Hier wurde Frau Habelangs Redefluß unterbrochen. Es klingelte draußen.

„Det is se selbst, de Emmy!“ rief sie und eilte hinaus.

Man vernahm eine jugendliche Frauenstimme vom Korridor her und gleich darauf Schritte im Nebenzimmer.

„Du, Gotthold!“ flüsterte der Mediziner und kniff das eine Auge zu, „gratuliere zu der Nachbarschaft. Das trifft sich ja famos — dem Hebräer das Mädel abknöppen — —“

„Ich weiß gar nicht, was du damit meinst,“ erwiderte Weikert und rieb in nervöser Erregung die Ballen seiner großen Hände gegeneinander.

„Na, hier nebenan — eine Gelegenheit erster Klasse, wie's scheint. Du bist ein hübscher Junge, gut gewachsen — —“

„Laß das!“ fuhr der Theologe barsch heraus und machte ein böses Gesicht, „solche Frivolitäten will ich nicht hören.“

„Nanu!“

„Jawohl, mir ist jedes Spaßen mit einer so ernsten Sache zuwider — von Grund der Seele zuwider.“

„Auch gut! Meinetwegen. Ich werde mich eines tugendhaften Tones zu befleißigen suchen, obgleich mir's schwer fallen wird. Übrigens habe ich dich nun genug geschädigt. Dein Souper war gut, danke dir. Jetzt können wir losgehen.“

„Ich bliebe am liebsten zu Haus.“

„Sei kein Frosch! Außerdem geht es gar nicht, daß du kneifst. Ich habe meinen Bekannten bereits gesagt, ich brächte einen Freund mit. Ohne dich kann ich nicht kommen; sie erwarten dich. Willst du mich wortbrüchig machen?“

„Es ist das erste und das letzte Mal," meinte Weikert und fuhr mit verdrossener Miene in seinen Überzieher.

Drittes Kapitel.

Sie begaben sich in ein Bierlokal nicht allzu weit von Weikerts Wohnung. Dort waren sie bereits erwartet worden und wurden von den Freunden des Mediziners mit lautem Hallo empfangen. Kritzel stellte den Theologen vor.

Die anderen waren meist Juristen und Mediziner, zum größten Teil Verbindungsbrüder Kritzels, „aber die Kouleur wird heute abend nicht gezeigt," wie Kritzel dem Theologen ins Ohr raunte.

Weikert fühlte sich verlegen und unbehaglich in dieser lauten Gesellschaft. Man kümmerte sich übrigens wenig um ihn, nur hin und wieder kam ihm einer seine Blume oder einen Halben; dann soufflierte ihm Kritzel, was er zu erwidern und wie er nachzukommen habe. —

Es hatte sich eine lebhafte Diskussion darüber entsponnen, wie man den Abend zubringen wolle. Eine Menge verschiedenartigster Vorschläge waren gemacht worden.

Ein dürrer Mensch mit einem Rattengesicht und einem goldenen Klemmer auf der Nase, an dem er fortgesetzt beim Sprechen rückte, schlug ein Lokal vor, bei dessen Erwähnung allgemeine Zustimmung erscholl.

Bald schien es beschlossene Sache, daß man dorthin gehen werde.

„Für alle Fälle wollen wir noch einige rohe Eier kaufen," meinte das Rattengesicht, — ein Vorschlag, der mit wieherndem Applaus angenommen wurde.

Auf der Straße ging man zu zweien, mit eiligen Schritten, Weikert und Kritzel als letzte.

„Wo gehen wir hin?“ fragte der Theologe.

„Du wirst schon sehen. Heute abend lernst du eine der größten Sehenswürdigkeiten Berlins kennen, — eine Spezialität. Eigentlich ist es ein großer Humbug; aber man lacht sich tot. Du wirst schon sehen.“

Sie stiegen eine schmale Holztreppe hinauf, auf der ihnen eine Anzahl Herren mit hellen Überziehern, Monokels eingeklemmt, die Zylinder im Genick, entgegengepoltert kamen.

Dann wurden Billetts gelöst, und man trat in einen niedrigen, raucherfüllten Saal. Hier saßen auf einem erhöhten Podium eine Anzahl bunt kostümierte Frauen in einer Reihe, eine einzelne stand und sang ein Lied mit Klavierbegleitung.

Die Zuschauer, nur Herren, saßen oder standen, die Hüte auf dem Kopfe, mit geröteten Gesichtern, rauchend, trinkend, lachend, schwatzend, schreiend, applaudierend oder zischend.

Der Gesang der Mädchen schien Nebensache zu sein, zeitweise ward er völlig von dem allgemeinen Lärme übertönt. So wie die Sängerin ihr Lied herabgesungen, erhob sich eine andere, trat schwänzelnd und lächelnd vor, machte einen nachlässigen Knix und begann ihren Vortrag.

Derweilen unterhielten sich die anderen Sängerinnen mit einigen Herren, die sich bis dicht an das Podium herangedrängt hatten, und tranken aus den ihnen zugereichten Wein- und Biergläsern. Gegen Derbheiten aller Art schienen diese Frauen völlig abgebrüht zu sein, nur wenn einer der Zuschauer allzu zudringlich wurde, kreischte die eine oder andere auf und rief in

affektierter Weise um Hilfe. Dann erhob sich von seinem Stuhle neben dem Eingange ein kleiner Herr mit dunkelrotem Gesichte und versuchte mit völlig heiserer, keuchender Stimme zu Ruhe und Anstand zu ermahnen. Sein Bemühen entfesselte nur noch ärgeren Unfug.

Da rief der kleine Mann, halb erstickend vor Wut, einen langen Menschen in Livree herbei, der sich sofort auf den ersten besten Spektakelmacher stürzte, um ihn unter lautem Beifall der anderen zur Tür hinaus zu befördern.

Darauf begann die unterbrochene Vorstellung von neuem.

Weikert folgte diesen Vorgängen halb mit Grauen, halb voll Neugier, während Kritzel neben ihm sich ausschütten wollte vor Lachen.

Einige Freunde des Mediziners hatten sich bis an das Podium vorgedrängt, wo sie bald in lebhaften Verkehr mit den Sängerinnen traten.

Das Rattengesicht trieb seine Scherze mit einem reiferen Mädchen, das seine außergewöhnlich starken Formen in ein rotsamtnes, goldbordiertes Mieder gezwängt hatte. Während er sie reichlich mit Wein traktierte, war es ihm gelungen, die Schleppe des Mädchens, unbemerkt von ihr, an das Stuhlbein zu befestigen. Als sie sich zum Vortrage erhob, fiel der Stuhl um und schleppte ihr polternd nach.

Die Rotsamtne keifte, die anderen Mädchen schrien und lachten. Einige Herren sprangen auf das Podium, um dort noch ärgere Verwirrung anzurichten. Der kleine Herr schien angesichts dieser Szene vor Ärger bersten zu wollen, der lange Diener sprang herbei, um den Anstifter zu entfernen; er fand lebhafte Gegen-

wehr. Plötzlich fielen, aus dem Hintergrunde geschleudert, einige rohe Eier auf der Bühne nieder. Schreiend sprangen die Mädchen von dem Podium herab unter das jauchzende Herrenpublikum.

Mitten in diesem Wirrwarr verlöschte das Gaslicht, von kundigen Händen ausgedreht, und nun gab es ein Puffen, Schieben, Umstürzen von Tischen, Stühlen und Gläsern, Quetschen und Drängen in dem dunklen Raume und auf der engen Treppe, — ein unbeschreibliches, wüstes Durcheinander.

Weikert glaubte der Hölle entflohen zu sein, als er sich endlich auf der Straße befand.

Einer der Bekannten nach dem anderen kam herbei; alle rangen nach Luft, so hatten sie geschrien, minutenlang dauerte das Lachen noch auf der Straße fort, sie hielten sich die Seiten, und man erklärte einstimmig, dies sei das beste gewesen, was man jemals erlebt.

„Wo geht's nun hin?" hieß es. „Ins Türkische!" ertönte eine Stimme.

„Jawohl, ins Türkische!"

Der Zug setzte sich von neuem in Bewegung.

Nach einiger Zeit stand man vor einem Hause, in dessen erster Etage die Fenster erleuchtet und mit roten Gardinen verhangen waren.

Weikert nahm seinen Hut ab und meinte stockend: „Ich möchte mich jetzt empfehlen."

„Was!" riefen mehrere Stimmen, „Sie wollen gehen? Jetzt kommt ja das Beste. Sind Sie schon einmal im Türkischen gewesen? Wenn Sie das nicht gesehen haben, haben Sie nichts gesehen."

Und er sah sich am Arme gefaßt und in das Haus gezogen.

Man betrat eine Reihe Zimmer, die in maurischem

Stile gehalten waren, mit bunten Ampeln, türkischen Teppichen und Ottomanen. In einer Nische plätscherte sogar ein kleiner Springbrunnen. Das Ganze war weder besonders elegant noch geschmackvoll, aber auf Weikerts unerfahrenen Sinn brachte das Neue dieser Umgebung einigen Eindruck hervor. Er war völlig verblüfft; das gedämpfte Licht der Ampeln, die Teppiche, das Flimmern von Gold und Glas an den Wänden, der elastische Diwan, auf den ihn Kritzel niederzwang, das alles hatte etwas Zauberhaftes für den unblasierten jungen Menschen.

Ein Neger mit einem weißen Turban, in gelbes Seidengewand gekleidet, kam herbei, um Bestellungen entgegenzunehmen.

Man war eine Zeitlang unentschieden, was bestellt werden sollte, dann hieß es:

„Sekt!"

„Wo sind denn die Mächen heute abend?" fragte das Rattengesicht.

„Eens nach des andere, meine Herren," erwiderte der Schwarze in reinstem Berliner Dialekt, was stürmische Heiterkeit erregte; „die Damen sind noch bei die Tojelette."

Weikert begann zu begreifen; er erschrak im Innersten. Er sann, wie er wohl am besten von hier entkommen könnte.

„Laß gut sein, Gotthold," flüsterte ihm Kritzel mit schadenfroher Miene zu; er schien ihm die Fluchtgedanken vom Gesicht abgelesen zu haben, „du wirst deinen Hut und Überzieher schwerlich finden."

Die Mädchen kamen herbei, eine nach der anderen, in schlecht sitzenden Salontoiletten, die abgelebten Gesichter durch Schminke und Puder noch mehr verunziert,

mit unechtem Schmuck behängt, falsche Blumen im Haar, die Hände in mehrfach gewaschene Handschuhe eingezwängt, geziert in ihren Bewegungen, die großen Damen imitierend.

Anfangs herrschte ein steifer Ton in der Unterhaltung vor. Man hatte einander nichts zu sagen; sogleich mit Zoten zu beginnen, dazu war man noch nicht animiert genug. Das Rattengesicht versuchte einige Witze zu machen, die nur ein erzwungenes Lachen erregten.

Die Mädchen saßen mit gelangweilten, unzufriedenen Mienen da und gaben nur einsilbige Antworten.

Nur eine von ihnen, welche Peppi genannt wurde und österreichischen Dialekt sprach, zeigte sich geschwätzig und ließ bei häufigem Lachen ihre weißen Zähnchen sehen.

„Wos is denn des für einer?“ fragte sie plötzlich, auf den in stummer Bestürzung dasitzenden Weikert deutend.

„Gestatten die Herrschaften, daß ich sie bekannt mache,“ sagte Kritzel, sich an Weikerts Schrecken weidend.

„Herr Gotthold Weikert, stud. theol., Fräulein Peppi.“

„Wos, a Theolog!“

„Jawohl, ein Gottesgelehrter.“

„Jesses Maria, was für a süßes Gesichterl! Die Taubenaugerl und die blonden Här — Menschenkinder, in den bin ich alleweil schon vernarrt.“

„Natürlich, die Peppi ist wieder mal verliebt,“ bemerkte eins der Mädchen.

„Spoaß beiseiten, der hot mir's angetan. Is wohl noch ganz unschuldig — was?“

Kritzel nickte beistimmend. „Heilige Jungfrau, so was sieht man nicht alle Täg. — Laßt mi aus!“ rief sie, sich von ihrem Nachbar los machend. „Laßt mi aus, sag i — den muß i hoben.“

Sie ließ sich neben dem Theologen nieder, auf den jetzt alle Blicke gerichtet waren.

Weikert wußte nicht mehr, wohin er sehen sollte, bis unter die Haarwurzeln war er errötet und Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn.

Das Mädchen kehrte sich wenig an seine Verlegenheit. Er mußte ihr sagen, wo er herkomme, wer seine Eltern seien, was er treibe, wo er hier in Berlin wohne.

Auch zum Trinken veranlaßte sie ihn.

Sie wußte es dahin zu bringen, daß er seine Verdutztheit ein wenig ablegte. Schon wagte er es, sie hin und wieder von der Seite anzublicken. Sie verlangte seine Augen voll zu sehen, aber er schlug sie nieder.

Sie hatte eine seiner Hände ergriffen, die sie nicht mehr los lassen wollte; dann strich sie ihm über das Haar und schnitt ihm eine Locke ab, die sie als Andenken behalten wollte. Sein buntes, großgemustertes Taschentuch nahm sie ihm weg, band es sich als Kopftuch über, um es dann wieder abzunehmen und aus einem Kristallglasfläschchen etwas Starkduftendes hineinzugießen.

Weikert fing an, sich an das Außergewöhnliche seiner Lage zu gewöhnen; ihm ward auf einmal zumute, als müßte das alles so sein, wie es war.

Das Mädchen ließ ihm keine Zeit, recht zur Besinnung zu kommen.

Sie schenkte ihm ein, und er trank gehorsam sein Glas aus. Sie fragte ihn: „Wie hieß deine Mutter

mit Vornamen?“ und er antwortete ihr sofort, ohne daß ihm die Stimme versagt hätte.

Schon getraute er sich, ihr frei ins Gesicht zu blicken. Sie hatte ein kokettes Stumpfnäschen und kleine, graue Katzenäuglein. Von den Mädchen war sie die frischeste, aber die dunklen Augenränder und einige Fältchen um Mund und Nase verrieten, daß auch sie schon mancherlei durchgemacht habe.

Es war dem Mädchen gelungen, sich in Weikerts Gefallen einzuschmeicheln. Er sah sie häufig an und mit wachsender Bewunderung. Ihr Nacken und die bloßen Arme schienen ihm das Schönste, was er jemals gesehen hatte. Und welch ein Duft von ihr ausging. Weikerts Züge nahmen einen Ausdruck an, den das Mädchen wohl verstand.

„Gelt, du hast doch Feier,“ flüsterte sie ihm ins Ohr und drückte seine Hand.

Eine Flasche nach der anderen wurde geleert. Weikert sträubte sich gegen nichts mehr. Sobald ihm eingeschenkt wurde, trank er das Glas auf einen Zug aus.

„Seht den Theologen, der säuft ja wie ein Loch,“ rief eine Stimme. Weikert lächelte nur blöde zur Antwort.

Es wurde ihm schwer, seine Gedanken zusammenzuhalten, sie glitten ihm fort, ehe er sich's versah. Er vermochte auch nicht mehr, seine Gebärden zu kontrollieren und noch weniger seine Worte. Er begann in Absätzen, gewissermaßen stoßweise zu denken. Mehrfach mußte er sich gewaltsam darauf besinnen, daß er er selbst und nicht ein anderer sei.

Zeitweise jedoch mahnte ihn das Gewissen.

„Es ist abscheulich, was du tust — schäme dich — deine Mutter — alle meine guten Vorsätze — ah, wie

unglücklich werde ich morgen sein," so fuhr es ihm hin und wieder blitzartig durch den Sinn.

Das war ein schreckliches Gefühl. Für einen Augenblick sah er ganz klar ein, daß er ein großes Unrecht begehe, er hätte aufspringen und laut weinen mögen.

Aber gleich darauf war diese Stimmung von einer anderen verjagt. Er schlug in den verwegensten Übermut um, begann lebhaft zu erzählen, aufzuschneiden.

Dann plötzlich empfand er das Bedürfnis, den anderen zu zeigen, daß er keineswegs betrunken sei, er erhob sich und hielt eine Ansprache.

Lauter Beifall lohnte ihn. Man lobte ihn. Er sei ein Theologe und trotzdem kein Duckmäuser. Das schmeichelte ihm. Er fing an zu renommieren mit dem, was er vertragen könne, und trank einem jeden aus der Gesellschaft zu.

Peppi wurde auf die Verstümmelung seiner rechten Hand aufmerksam und wollte wissen, wie er dazu gekommen. Er erzählte die Geschichte und begann, sich seiner Kräfte zu rühmen. Man lachte ihn aus.

„Was!" rief er und sprang mit funkelnden Augen auf, „glaubt ihr mir's nicht? Seht her!" und er hob ein Marmortischchen an seinem bronzierten Fuße mit gestrecktem Arme in die Höhe.

Die Mädchen wollten seine Muskeln anfühlen, aber Peppi litt es nicht.

„Du bist mein, nicht wahr, Blonderl? Du bleibst mir trei, so lange ich in Berlin bin," so flüsterte sie ihm unter Küssen und Drücken ins Ohr.

Was weiter mit ihm und um ihn her vorging, davon gewann Weikert nur noch ganz verschwommene Vorstellungen. Wie ein grauer, wallender Schleier lag

es zwischen ihm und den Menschen und Dingen um ihn her. Aus dem untersten Grunde seines Ichs schien eine Macht emporgestiegen zu sein, die sein gesamtes Wesen in ihre Gewalt gezwungen hatte.

Er lachte, schwatzte und schrie, ohne zu wissen, warum. Zeitweilig wunderte er sich über sich selbst und lachte dann wie wahnsinnig über sein sinnloses Benehmen.

Verschiedene Gesichter tauchten vor ihm auf und verschwanden wie Geistererscheinungen. Herren, die eintraten, mit Stöcken, weitausgeschnittenen Westen, weißen Krawatten und blanken Zylindern.

Man rauchte. Auch er fand sich plötzlich mit einer Zigarette in der Hand.

Dann wieder sah er Peppis lachendes Gesicht dicht vor dem seinen, so daß er eine Goldplombe in einem ihrer vorderen Zähne ganz deutlich erkannte. Sie kramte in seinen Taschen herum und fand einige Bogen aus einem Kollegheſte, die sie zu verlesen begann.

Es kamen griechische und hebräische Worte darin vor; er half ihr ein. Eine Bibelstelle erregte allgemeine Heiterkeit, und Weikert lachte mit.

Und dabei fühlte er in seinem Innersten wieder jenes unklare Gefühl, daß er eine große Schande auf sich lade; aber er war gänzlich unfähig, sich aufzuraffen, an seinem Zustande etwas zu ändern.

Jetzt tauchte die Erscheinung des Schwarzen wieder auf. Der schrieb etwas mit Bleistift auf die Marmortafel, worauf sich ein Streit zwischen ihm und einigen der jungen Leute entspann. Der Schwarze behauptete, sieben Flaschen seien getrunken worden, jene wollten nur von sechsen wissen.

Später schien man sich zu einigen.

Man zog die Börsen. Jemand schlug vor, die Zeche auszuknobeln.

Ein Lederbecher und Würfel erschienen. Man würfelte; das Resultat war, daß Kritzel zu bezahlen hatte. Der Mediziner fluchte, die anderen lachten.

Darauf erhob man sich. Um Weikert begann sich alles zu drehen, er hielt sich an dem Tische fest.

Einige nahmen sich seiner an und führten ihn. Der Überzieher ward ihm angezogen und der Hut aufgesetzt.

Peppi lief ihm bis auf die Treppe nach und küßte ihn dort noch einmal. Er mußte ihr versprechen, fortan jeden Abend zu ihr zu kommen.

Die frische Morgenluft, die ihm auf der Straße entgegenschlug, brachte den Theologen ein wenig zur Besinnung. Verwundert blickte er die graue, ausgestorbene Straße hinab, deren Laternenreihen sich in die Endlosigkeit zu dehnen schienen.

Er machte sich von seinen Führern los und schwankte, allerhand Unverständliches murmelnd, vor den anderen her. Häufig tappte er an den Häuserreihen entlang oder rannte an einen Laternenpfahl an.

Das Trottoir hallte von den Schritten der jungen Leute wieder. Einige versuchten zu singen; es artete in wüstes Gejohle aus.

Die wenigen Menschen, die ihnen begegneten, wichen dem Trupp wohlweislich aus.

An einer Straßenecke traf man auf einen Mann, der sich unter der Laterne stehend die Zigarre anzündete. Weikert rannte mit voller Wucht an ihn an, daß jener Mann vom Trottoir herabstolperte.

„So ein besoffener Esel!"

Weikert blieb stehen. — „Was — was war das — besoffen!"

„Na, sind Sie vielleicht nüchtern?" klang es wieder.

Der Theologe führte einen schweren Schlag, der dem Manne den Hut bis tief ins Gesicht trieb.

Die anderen fielen Weikert in die Arme. Der Fremde rief um Hilfe.

Mehrere packten den Theologen an. „Fort, fort — die Wächter!"

Durch mehrere Straßen wurde Weikert im Sturmschritt geschleppt.

„Hier wohnt er," erklärte Kritzel endlich. „Laßt nur, ich werde ihn raufschaffen. Rücke deinen Hausknochen raus, Gotthold!"

Viertes Kapitel.

Der erste Sonnenstrahl, der am nächsten Morgen gegen elf Uhr durch Weikerts Stubenfenster fiel, traf ein bleiches Gesicht mit verwildertem Haar und weit offenem, qualvoll verzerrtem Munde.

Der Theologe stöhnte, öffnete ein Auge und ließ den Kopf zur Seite sinken.

„Die Sonne kitzelt ihn an der Nase," sagte Kritzel, der sich halb angezogen auf dem Sofa breit gemacht hatte und bereits die zweite Tasse Kaffee schlürfte. „Passen Sie auf, Frau Habelang, jetzt wird er bald aufwachen."

Ein gurgelnder Ton vom Bette her schien diese Behauptung zu bestätigen.

„Na, denn will ick man den Kaffee für en warm setzen. Mei Seel'ger kam och manchmal mit en Affen nach Hause, und dann schrie er früh immer jleich nach'n Kaffee."

Damit entfernte sich Frau Habelang aus dem Zimmer.

Der Mediziner schlug ein Buch auf, das vor ihm lag, und vertiefte sich darein.

„Was für ein haarsträubender Blödsinn!" rief er nach kurzer Zeit, „und das soll nun eine Wissenschaft sein, die Theologie. — He, Gotthold!"

Er blickte nach dem Bette hinüber und fand, daß Weikert die Augen aufgeschlagen hatte.

„Na endlich! Wie ist dir denn zumute, Gotthold!"

„Schlecht — fürchterlich — ach!"

„Das kann ich mir denken. Mir war auch nicht gut heute morgen. Ich habe nämlich hier bei dir geschlafen auf dem Sofa. Wozu sollte ich denn erst bis auf meine Bude laufen. Es war ja bereits gegen vier Uhr, als wir nach Hause gingen. Na, Kerl, du warst wie eine Sackstrippe. Wie ich dich hier herauf gebracht habe, ist mir selber unverständlich. Sauzeug, dieser Sekt, das reine Gift. Und dabei sechs Mark die Flasche. Mein halber Monatswechsel ist drauf gegangen. Auch so ein elendes Pech zu haben; daß ich's gerade sein mußte, der den ganzen Ramsch zu zahlen hatte; ich, der Sohn einer Witwe."

„Wie — wie bin ich denn herauf gekommen?" fragte Weikert mit matter Stimme.

„Hast wohl alles vergessen — was? Na, das Gedächtnis wird schon wiederkommen."

Der Theologe schluckte und schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen.

„Armer Kerl! Na, das geht schon vorüber. Hübsch war's doch letzte Nacht. — Du, besinnst du dich noch auf die fesche Peppi? He!"

„Peppi —"

„Nun ja, der du versprochen hast, sie fortan jeden Abend zu besuchen. Du bist mir ein Schöner."

Weikert setzte sich mit einem Rucke im Bette auf.

„Was?"

„Zum Teufel, besinnst du dich denn auf gar nichts mehr?"

Der Theologe saß lange, ohne ein Wort zu sprechen, ja ohne sich zu rühren.

Kritzel las in dem dickleibigen Buche weiter.

„Trink' was! Das wird dir gut tun. Soll ich die Habelang rufen?" fragte der Mediziner nach einiger Zeit.

Er erhielt keine Antwort.

„Kerl, was hast du denn eigentlich? Du bist wohl noch betrunken? Dann hau' dich nur gleich wieder hin. Ausschlafen ist das beste für den Brummschädel."

Weikert starrte unverwandt vor sich hin.

Als der Mediziner aufstand und zu ihm herantrat, fand er, daß jener die Augen voll glänzender Tränen hatte.

„Hat der Mensch richtig das besoffene Elend. — Komm, hier ist Wasser."

Weikert wehrte ihm ab: „Laß nur — laß nur!" Die Tränen rannen ihm über die Backen. Trostlos blickte er um sich und griff sich wie verzweifelt nach dem Kopfe.

Kritzel stand vor ihm, die Hände in die Seiten gestemmt, und betrachtete ihn mit Staunen.

„Das ist mehr als normaler Kater."

„Gib mir meine Sachen. Ich will aufstehen," sagte der Theologe.

Frau Habelang trat ein und brachte den Kaffee. Sie schlug vor, man solle saure Gurken holen lassen oder einen Hering. Ihrem Seligen, meinte sie, hätte in solchen Fällen ein Hering zum Kaffee immer gut getan.

Der Theologe zog sich langsam an, von Zeit zu Zeit den Kopf in beide Hände stützend.

„Kerl, du hast doch nicht etwa moralischen?“ meinte Kritzel, als die Wirtin sich entfernt hatte, um Lieschen nach einem Hering zu entsenden.

Weikert blickte mit dem Ausdrucke tiefster Bekümmernis auf. „Ich schäme mich — o, ich schäme mich so.“

„Schämen — was denn — worüber denn? Daß du dich besoffen hast —?“

„Ja, ja — wie ein Tier.“

„Das kommt in den besten Familien vor.“

„Und das andere — ist denn das alles wahr? Mir fällt eins nach dem anderen ein.“

„Na, was denn, 's ist ja gar nichts weiter passiert.“

„Habe ich denn nicht — dort mit dem Mädchen — ah!“

„Das war ja sehr nett — wirklich nur sehr nett. Ich habe meine Freude an dir gehabt.“

„Und dann — dann habe ich doch auch einen Menschen geschlagen auf der Straße.“

„Ja, das war famos. Das war sogar sehr gut. Wie dem Kerl der Hut auf der Nase saß. Er wußte gar nicht, wie ihm geschah.“

„Ein Mensch, der mir nichts getan hatte.“

„Das fehlte auch noch.“

„Wer war es denn?“

„Der Geprügelte? Ein beliebiges Rauhbein. Karten habt ihr nicht gewechselt. Übrigens machte er auch keinen satisfaktionsfähigen Eindruck.“

„Nicht einmal um Verzeihung kann ich ihn bitten.“

„Verzeihung bitten! Das ist allerdings naiv.“

„Diese Schande — diese Schande!“

„Du, steck' mal den Kopf ins Waschbecken; vielleicht kommst du dann zur Vernunft.“ —

Weikert beendete seine Toilette. Als er mit bleichem, traurigem Gesichte endlich am Kaffeetische saß, fragte ihn der Mediziner:

„Gotthold, kann man jetzt ein vernünftiges Wort mit dir reden?"

„Was denn?"

„Besinnst du dich vielleicht, daß ich heute nacht habe die ganze Zeche tragen müssen?"

„Es wurde gewürfelt, glaube ich."

„Und ich verlor. Ja! Ich hatte an die fünfzig Mark zu zahlen. Du kennst meine Verhältnisse. Meine Mutter ist nicht in der Lage, mir viel zu geben von ihrer Witwenpension. Sie hat schon tüchtig zugesetzt, die Alte; ich möchte sie jetzt nicht wieder angehen; im vorigen Monat habe ich sie nämlich schon geschröpft. Wenn ich schreibe, schickt sie mir's mit wendender Post. Aber schließlich — man hat eben auch ein Gewissen. Mit kurzen Worten: kannst du mir fünfzig Mark pumpen bis zum nächsten Ersten?"

Weikert erhob sich und holte seine Geldtasche herbei.

„Hier sind fünfzig Mark."

„Danke schön! Sollst sie pünktlich wieder haben. — Treffen wir uns heute irgendwo?"

„Nein!"

„Was, ein Katerfrühstück wirst du doch wenigstens genehmigen."

„Nein, nein! Ich will dir was sagen, Kritzel. Mit dir gehe ich nicht mehr aus — überhaupt nicht — nein, nirgendwohin."

„Was?"

„Ja, ich habe mir das vorgenommen. Wir haben eine verschiedene Weltanschauung. Solche Vergnügungen sind nichts für mich."

„Na nu! Letzte Nacht hat dir's doch verdammten Spaß gemacht. Du gingst ja los wie ein Alter."

„Eben weil ich leider den Hang dazu habe, muß ich mich davon fern halten. Wenn ich mich nicht in Zaum und Zügel halte —"

„Ach, Quatsch!"

„Wenn ich nicht Wache halten wollte über meine Triebe und Gelüste, dann würde es bald schlimm mit mir stehen."

„Nur nicht den pastoralen Ton!"

„Diese Nacht soll mir eine Warnung sein. Nie, nie wieder!"

„Na, darüber sprechen wir noch. Es wird nichts so heiß gegessen, wie's gekocht ist. — Adieu, Gotthold! Amüsiere dich auf deine Weise. Ich sehe gelegentlich einmal nach, wie dir's geht."

Damit ging er.

Weikert saß lange auf einem Platze. Je mehr er über das Geschehene nachdachte, desto unglaublicher und unverständlicher kam es ihm vor.

„Wie konnte ich nur — wie konnte ich nur!" murmelte er vor sich hin.

Und je mehr von den Einzelheiten des Erlebten sich in seinem Gedächtnisse wiederfanden, um so abschreckender, ekelhafter erschien ihm alles.

Dazu peinigte ihn ein bohrender Kopfschmerz. Er konnte ein Gefühl steten Schwindels und widerwärtiger Übelkeit nicht loswerden. Sein Mund war wie ausgedörrt; es kam ihm geradezu vor, als sei sein Gaumen von Holz.

Er begann den Kaffee zu trinken und zwang sich, ein wenig Butterbrot zu essen. Dann sah er nach der Uhr.

Ein Uhr durch. Das Kolleg verschlafen. „Erklärung der Apokalypse, was gerade so schön ist — abscheulich!“

Seine Gedanken kehrten zu den Erlebnissen der letzten Nacht zurück.

Er sah das Mädchen vor sich, mit jedem Zuge ihres Gesichtes, so genau; er hätte sie malen können.

„Hübsch war sie — diese Schultern! Und wie sie küßte —“

Eine fliegende Erregung kam über ihn.

Er erschrak.

„Was für Gedanken!“

Er fuhr sich mit dem Taschentuch über das Gesicht, um sich den Schweiß abzutrocknen. Der Geruch, den das Tuch entwickelte, zauberte ihm blitzartig schnell die Person des Mädchens vor die Sinne.

Aufspringend, warf er das Taschentuch von sich. Gab es denn kein Mittel, diese Visionen zu bannen?

Er riß ein kleines, abgegriffenes Buch vom Bücherspinde herab: „Die Waffen des Christen“. Umsonst versuchte er sich in diese Lektüre zu vertiefen. Er konnte nicht den Zusammenhang von zwei Sätzen verstehen.

Wütend begann er zu blättern. Da stieß er auf eine Stelle, die angestrichen war; er mußte es selbst vormals getan haben.

Mit wachsender Aufmerksamkeit las er:

„Lieber Christ! Der Teufel ist gar ein feiner Kopf, der sein Handwerk wohl versteht, nicht ein Untier mit Pferdefuß, Hörnern und Schweif, wie unsere Vorfahren meinten, nein, er ist ein gar wohlgezogener glatter Geselle, voll schmeichlerischer Manieren und honigsüßer Reden. Er ist ein Kenner der Menschen,

er faßt einen jeden gerade an der Stelle, wo bei ihm der Panzer locker ist. Und wer unter uns, möge er auch noch so fest im Glauben sein, hätte nicht eine solche gefährdete Stelle? — Lieber Christ, wenn du diese Stelle bei dir herausgefunden hast, dann halte Wacht bei Tage und bei Nacht, mit scharfen Waffen, und laß keinen Schlummer in deine Augen kommen. Laß ja kein Fensterlein offen im Wohnhause deiner Seele, daß nicht die böse Lust dort ihren Einzug halte. Auch laß dich nicht in falsche Sicherheit wiegen, denn sei gewiß, der Versucher wacht und wartet, daß er dich überliste und mit dem Leibe dir die Seele verderbe. Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet."

„Ja, ja, ja!" rief Weikert, „das ist wahr. Herr Gott im Himmel —" und er begann ein inbrünstiges Gebet zu murmeln.

Als er geendet, fühlte er sich beruhigter.

„Was nun? Er blickte zum Fenster hinaus. Die Sonne lag auf den gegenüber liegenden Dächern und spiegelte sich in den Scheiben.

Er öffete das Fenster. Die frische Luft tat ihm wohl. Er empfand auf einmal eine schier unüberwindliche Sehnsucht nach Feld und Wald und freien Himmel.

„Ich werde einen Spaziergang machen, einen tüchtigen Spaziergang," beschloß er.

Fünftes Kapitel.

Weikert überschritt die Kronprinzenbrücke und kam an der Siegessäule vorbei.

Die mächtige Säule mit der goldschimmernden Figur, die er nur mit blinzelnden Augen zu betrachten vermochte, imponierte dem einfachen Landkinde.

Auf der Charlottenburger Allee bestieg er einen Pferdebahnwagen und erklärte, mitfahren zu wollen, so weit der Wagen laufe. Die Gegend war ihm völlig unbekannt.

In Charlottenburg angekommen, schlug er aufs Geratewohl den ersten besten Querweg ein. Er wollte nur fort, aus den Häusern heraus, ins Freie.

Die Landschaft mit ihrer flachen Kahlheit, den sandigen Äckern und dem mageren Baumwuchse setzte ihn in Erstaunen. Von der Heimat her war er an Berge gewöhnt, an Abwechselung von frischem Wald, Wiesen, Gebüschen und heimlich dazwischen nistenden Dörfern mit Gärten und Obstbäumen.

Hin und wieder kam er noch an Villen vorbei mit Gärten, in denen keine Blumen, kaum ein grünes Blatt zu sehen war. Hier waren Straßen abgezeichnet, die mitten im Felde verliefen. In der Ferne erblickte er einige große kesselartige Gebäude, deren Bestimmung ihm unbekannt war, Essen ragten auf, am fernen Horizont stand ein viereckiger, mächtiger Kasten, wohl eine Kaserne oder Schule.

Weikert strebte dem Walde zu, in dem er ohne Steg dahinschritt.

Ein Wasserspiegel blitzte vor ihm auf zwischen den Kiefern. Überrascht stand er an einer Seefläche. Aber da waren Gebäude, eine Restauration und Menschen; er wandte sich wieder in die Waldeseinsamkeit zurück.

Die Sonne stand bereits tief als Weikert an die Rückkehr dachte.

Die Abendbeleuchtung verlieh selbst dieser Landschaft einen gewissen Reiz.

Wie eine schwarze Mauer erhob sich der Grunewald vom blaßgelben Himmel ab. Über den kahlen

Äckern webte Altweibersommer: ein Gewebe von tausend Silberfäden, ein weitmaschiges, silberschimmerndes Spinnennetz. In der Ferne lag Berlin; ein braungrauer Dunst wogte über seinen Kuppeln. Die Brandmauern der Vorstadthäuser strahlten gelb und rot im Glanze der Abendsonne.

Hoch, ganz hoch und einsam, gleichsam dem Zenite der Himmelsglocke zustrebend, bemerkte Weikert einen Luftballon.

Lange staunte er das Wunder an, wie dieser kleine, birnenförmige Fleck regungslos im Äther schwebte. Ihm schwindelte bei dem Gedanken, daß da drinnen Menschen seien.

Allmählich verblaßte das Pünktchen am Himmelsgewölbe, vom Ätherblau aufgesogen, und als Weikert für einen Augenblick weggeblickt, war er nicht mehr imstande, den Verlorenen wieder aufzufinden.

Er mußte an die Heimat denken. Ein Junge von acht oder neun Jahren war er gewesen, da waren einmal Luftschiffer bei ihnen gelandet.

Der Vorgang stand deutlich vor seinen Augen.

Welch eine Aufregung hatte es in dem kleinen Dorfe gegeben! Eine alte Frau auf dem Felde glaubte, der Teufel schwebe über ihr, und hatte sich platt auf den Leib geworfen, damit sie der Gottseibeiuns nicht sehe.

Weikert selbst war in der Schule gewesen, als die Kunde von dem Luftballon wie ein Lauffeuer das Dorf durchlief.

Da war kein Halten mehr; die ganze Klasse stürmte hinaus und der Lehrer folgte.

Da draußen trieb er nun, etwa hundert Fuß über den höchsten Dächern, wie eine Riesenbirne, und die

beiden Männer in dem kleinen Boote riefen den Dorfleuten allerhand Unverständliches zu, bis schließlich ein Gescheiter merkte, daß sie die ausgeworfenen Anker am Boden befestigt haben wollten.

Dem Boote entstiegen zwei Leute in sonderbarer Tracht, die einen fremdartigen Dialekt sprachen.

Der Vater forderte sie auf, mit ihm in das Pfarrhaus zu kommen, wo sie bewirtet wurden, viel erzählten und viel Wein tranken und auch übernachteten.

Weikert besann sich noch, daß die Mutter nachher ungehalten war und den Fremden nichts Gutes nachsagte. Warum, das wußte er nicht genau, aber wenn er jetzt darüber nachdachte, so ward es ihm wahrscheinlich, daß jene der sparsamen Hausfrau zu viel verzehrt haben mochten.

Was für eine derbe Frau sie doch gewesen war, seine Mutter, und wie er sie gefürchtet hatte als Kind, ohne sie zu verstehen.

Er wußte, der Vater hatte auch manchmal ein Gefühl des Unbehagens ihr gegenüber gehabt.

Als er sich aber bei dem Gedanken ertappte, der Vater sei am Ende ganz zufrieden, sie los zu sein, da erschrak er und beschleunigte seine Schritte, um solchen Gedankengängen zu entfliehen.

Die harte Chaussee ertönte von seinen festen Tritten. Weikert war ein rüstiger Fußgänger. Die körperliche Anstrengung tat ihm wohl. Sein Kopf war ganz frei geworden; er empfand einen tüchtigen Appetit.

Als ob Jahre dazwischen lägen, so erschien ihm jetzt die vergangene Nacht in der Erinnerung.

Fast mit Gleichmut vermochte er an die nächtlichen Erlebnisse zurückzudenken. Eine gewisse Befriedigung

bemächtigte sich seiner bei dem Gedanken, daß er gegen derartige Versuchungen nunmehr völlig gefeit sei. Wie angenehm war es, sich in dem Gefühle des Sündenhasses und der Tugendfestigkeit zu wiegen.

„Wer weiß,“ dachte er, „dies alles war Schickung, denn nun ich das durchgemacht habe, bin ich gewitzigt. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie ekelhaft das Laster ist, und erfahren, wie qualvoll die Reue. Um so mehr werde ich in Zukunft auf meiner Hut sein.“

In freudiger Siegesgewißheit schritt er weiter, voll Selbstbewußtsein und Daseinsfreude. Am liebsten hätte er es gesehen, wenn sogleich eine Versuchung aus dem Boden vor ihm aufgewachsen wäre, damit er seine Kampflust an ihr erproben könne. Zum Beispiel, wenn er Kritzel beim Nachhausekommen in seiner Wohnung fände und der ihn aufforderte, mit ihm auszugehen, jenes Mädchen zu besuchen — wie würde er ihn abfertigen. „Hebe dich weg von mir, Satan!“ würde er ihm zurufen.

Der Theologe lächelte zufrieden in sich hinein.

Dann malte er sich ein Bild der Zukunft aus.

Der Winter sollte in ernstem, angestrengtem Studium zugebracht werden. Dann das Examen. Vor allem mußte man sehen, eine gute Zensur zu erringen. Darauf vielleicht eine kleine Reise, um den Kopf „aufzuräumen“, wie der Vater sich ausdrückte. Und dann eine Anstellung als Diakonus irgendwo, nahe seiner Heimat, auf dem Lande, nur nicht in der Stadt mit ihrem Lärm und ihren Versuchungen. Und wenn man so weit war — heiraten! Irgendein frisches Mädel mit weichen, weißen Armen. Das Blut schoß ihm zum Herzen bei dem Gedanken.

„Ja, ja, heiraten, sobald wie möglich!“

Die Sonne war hinter dem Walde verschwunden. Die Landschaft hüllte sich in ihr stumpfes Dämmerlichtgewand.

Zur Seite der Landstraße mehrten sich die Bauplätze und Häuser. Nach einiger Zeit fühlte Weikert wieder Pflastersteine unter seinen Füßen..

Durch Fragen machte er eine Pferdebahn ausfindig, die ihn nach längerer Fahrt in die Nähe seiner Wohnung brachte.

Eigenartig berührte ihn der Anblick seines Zimmers. Es lag eine Enttäuschung darin, daß hier alles war wie vordem. Er selbst kam sich so ganz verändert vor, wie neugeboren, und dieses Zimmer, das ebenso aussah wie gestern abend, mahnte ihn daran, daß der Mensch an die Verhältnisse geschmiedet ist, wie an einen Block.

Ein häßlich fader Geruch erinnerte ihn an ein beschämendes Ereignis der vergangenen Nacht.

Er öffnete beide Fenster. „Der Böse soll ja einen Schwefelgestank hinterlassen, wo er gewesen ist,“ dachte er und mußte über den eigenen Einfall lächeln.

Dann bestellte er sich ein reichliches Abendessen bei Frau Habelang. Die Wirtin wollte ihren Mieter wie gewöhnlich unterhalten. Aber heute ermannte sich Weikert so weit, ihr rundweg zu erklären, daß er allein gelassen zu sein wünsche.

Er vertiefte sich in die Kirchengeschichte; las bis ihm die Augen zu schmerzen begannen.

Zufrieden gähnend klappte er das Buch zu und fing an, sich zu entkleiden.

„Was für ein sonderbarer Tag,“ dachte er. „Meinte ich nicht heute früh, ich könne nie wieder glücklich werden. Gott hat's doch schließlich zum Guten geführt.“

Er saß eine Weile entkleidet auf dem Bette, streckte gähnend seine knochigen Arme und schlug sich einige Male mit der flachen Hand auf die hochgewölbte Brust, daß es schallte. Dann fuhr er in sein grobleinenes Nachthemd und kniete vor dem Bette zum Gebete nieder.

Als er aufgestanden und die Lampe auslöschen wollte, wurden im Nebenzimmer Stimmen laut.

„Emmy!“

Die eine Stimme war tief. Er lauschte.

„Wahrhaftig, ein Mann!“

Man kicherte und schäkerte.

„Also doch, ihr Verhältnis — schamlose Gesellschaft!“

Er löschte das Licht aus und legte sich zu Bett.

Nebenan wurde weiter gesprochen und gelacht. Jeden Laut konnte er durch die dünne Tür, an der sein Bett stand, vernehmen.

Er dachte daran, daß dies wohl die Versuchung sein möchte, die er sich herbeigewünscht hatte.

„Wahrhaftig, nur Ekel empfinde ich dabei, weiter nichts,“ sagte er sich schon halb im Schlafe.

Dann kam er in das Stadium des Einschlafens, wo man einen und denselben Gedanken immer wieder von neuem denkt.

„Diese Emmy — nein, diese Emmy!“

Und damit schlief er ein.

Sechstes Kapitel.

Weikert führte seinen Plan, arbeiten zu wollen, mit anerkennenswertem Eifer durch. Die Kollegs sahen keinen fleißigeren Besucher, als ihn, die Abende fanden ihn zu Haus an seinem Schreibpulte.

Kritzel wandte alle Beredsamkeit auf, um ihn von „diesem philisterhaften Lebenswandel" abwendig zu machen — umsonst!

Weikert fühlte sich ziemlich zufrieden mit seinem Dasein, wie es jetzt war, nur eins störte ihm die Ruhe, seine Zimmernachbarschaft.

Der Theologe hatte bereits unter einem nichtigen Vorwande sein Bett von der Tür weg an die andere Wand setzen lassen. Er wollte nichts von dem vernehmen, was im Nebenzimmer vor sich ging.

Aber sonderbar, sobald sich dort nur das Geringste regte — es mochte manchmal nur ein Gegenstand sein, der zu Boden fiel oder Emmy trällerte ein Lied vor sich hin — so fuhr er auf und seine Aufmerksamkeit bei der Arbeit war dahin. Zehnmal mochte er sich's vornehmen, nicht darauf zu achten, er horchte doch auf, sein Geist beschäftigte sich mit dem, was drinnen vorging, er vergegenwärtigte sich die Situation, in der sich das Mädchen hinter jener Wand befinden mochte.

Er war ihr inzwischen mehrfach auf der Treppe und im Korridor begegnet. Er pflegte dann wegzusehen oder die Augen niederzuschlagen, wie instinktiv; nachher beschlich ihn stets eine Art von Bedauern, daß er ihr nicht ins Gesicht geblickt habe.

Sie schien sich nicht besonders vor ihm zu genieren; einmal, als er es doch wagte, sie von der Seite anzusehen, glaubte er zu bemerken, daß sie ihn anlächele.

Sie ging früh gegen zehn Uhr aus und blieb über Mittag weg. Abends kam sie zu sehr verschiedenen Zeiten wieder.

Die Lebensweise des Mädchens war dem Theologen allmählich ganz vertraut geworden. Verschiedene ihrer Geheimnisse hatte er durch die im Nebenzimmer ge-

führten Gespräche erfahren, das übrige ergänzte Frau Habelangs Redseligkeit, deren Lieblingsthema „Emmy und ihr Verhältnis“ bildete. —

Eines Abends, als Kritzel bei dem Theologen zu Besuche war und „Abendessen nassauerte“, wie er es selbst offenherzig zu bezeichnen pflegte, kam Emmy etwas zeitiger als gewöhnlich mit ihrem Freunde in die Wohnung zurück.

Man hörte Lärm in der Nebenstube. Eine männliche Stimme rief: „Frau Habelang, Abendessen!“ Eine ausführliche Bestellung folgte nach.

„Verdammter Geldprotz,“ knurrte der Mediziner, der etwas von Trüffelpastete verstanden hatte. „Was für eine Art Kerl ist es denn eigentlich? Hast du ihn schon mal gesehen?“

„Ein kleiner Mann mit Platte und grauschwarzem Backenbart.“

„Ein alter Sünder noch dazu. — Pfui Deibel!“

„Ja, es ist ganz entsetzlich. Von der Immoralität, wie sie hier in Berlin herrscht, habe ich mir doch keinen Begriff gemacht.“

„Redensarten! An und für sich wäre ja gar nichts weiter dabei. Heiraten können doch einmal nicht alle. Gerade in den besten Jahren, wo man kräftig und lebenslustig ist, fehlt den meisten das Geld dazu. Da bleibt schließlich nur das Verhältnis. Bekreuzige dich nur, mein Lieber, vom medizinischen und nationalökonomischen Standpunkte aus angesehen ist das ganz natürlich. Ich verdenke es nur dem Mädel, sich mit so einem alten Kerl einzulassen, um des Geldes wegen — das ist ja ekelhaft!“

„Es ist unter allen Umständen im höchsten Grade verwerflich.“

„Unsinn! Wenn du zum Beispiel ein Verhältnis mit dem Mädel anknüpftest, würde ich gar nichts darin finden.“

„Kritzel!“

„Nein, im Gegenteil! Ich würde mich nur freuen.“

„Du redest puren Unsinn.“

„Ich rede sehr vernünftig. Hör' mal her! Ich wollte dir das längst schon — —“

Im Nebenzimmer wurde jetzt eine Flasche entkorkt, der Ton machte Kritzel unwillkürlich auffahren.

„Wein! Widerwärtiger, alter —. Höre mal, dem Kerl Hörner aufsetzen, das wäre wirklich ein Verdienst. Ich hätte selbst Lust dazu. Ist denn das Mädel einigermaßen?“

„Ich kenne sie nicht.“

„Na, wie sie aussieht, wirst du doch wissen. Ist sie leidlich hübsch?“

„Nicht häßlich.“

„Gut gewachsen?“

„Jawohl, ziemlich groß.“

„Sieh mal an. Ist sie blond?“

„Nein, brünett — nein — ja doch, dunkel sind, glaube ich, ihre Haare.“

„Da haben wir's. Du bist blond, sie braun. Ihr seid also füreinander geschaffen, wenigstens wenn man dem seligen Schopenhauer glauben soll.“

Das Gespräch nebenan wurde jetzt lauter.

„Still!“ flüsterte der Mediziner, „laß mal hören.“ Er brachte sein Ohr dem Schlüsselloche nahe und lauschte.

„Übermäßig zart scheint er nicht gerade mit ihr umzuspringen. Wie er sie anschnauzt! — Du, das ist ja ein hundsgemeiner Kerl.“ —

„Ja, er ist ein ganz schlechter, gemeiner Mensch,“

bestätigte Weikert erregt. „Er zankt beständig mit ihr und beschimpft das arme Mädchen selbst."

„Du stehst wohl ganz auf ihrer Seite — was?"

Weikert errötete jäh und schüttelte ein paarmal energisch den Kopf.

„Du mißverstehst mich ganz," sagte er, ohne dabei den Mediziner anzusehen. „Ich will sie nicht reinwaschen, sie hat ja auch sehr viel schuld. Aber er scheint mir doch der bei weitem schuldigere Teil. Sie weiß es vielleicht nicht einmal besser, sündigt aus reinem Unverstand."

„Bravo, bravo! Jetzt kommst du ja auf das, was ich vorhin sagte. Ich freue mich, zu sehen, daß auch ein Theologe tolerant sein kann."

„Nein, Toleranz ist das nicht — gewiß nicht. Ich empfinde die tiefste moralische Entrüstung über dieses Treiben."

„Aber doch eine gewisse Sympathie für die Gefallene — ah, nicht wahr?"

„Nein, nein — höchstens Mitleid. Jenes Mitleid, das jedem Sünder gebührt, da wir doch alle Sünder sind."

„Ach, Mumpitz!" — Ich will dir mal was sagen, mein guter Weikert, du spielst Komödie vor dir selbst."

„Wieso?"

„Das Mädel ist dir viel interessanter, als du es zugeben willst."

„Nein — ich beklage sie nur."

„Versuche doch, sie zu bekehren, das wäre eigentlich deine Pflicht als zukünftiger Seelsorger."

„Das ist nicht meines Amtes."

„Du besorgst, daß du selbst der Bekehrte werden könntest — nicht wahr? Ich kenne dich. Gleichgültig ist dir das Mädel nicht, darauf möchte ich meine Hand

ins Feuer legen. Neulich habe ich dich mit dieser Peppi beobachtet —"

„Da war ich betrunken."

„In vino veritas. — Ob nüchtern oder angezecht, das spielt hier gar keine Rolle; so was liegt tief im Blute. Und die Betrunkenheit bringt's eben an die Oberfläche. Das Frauenzimmer hier nebenan ist dir nicht gleichgültig, dabei bleibe ich. Ein bißchen ansehen möchtest du dir die verbotene Frucht doch gar zu gerne, wenn du dir auch selbst weismachen willst, daß du gar keinen Appetit danach hast."

„Das ist nicht wahr — bei Gott nicht!" rief der Theologe und fuhr sich mit den Händen durch die Haare, ein Zeichen, daß er aufs äußerste erregt war.

„Nun, nun, mein Alter, erhitze dich nur nicht, du bist da in einen bösen Konflikt geraten. Gib's nur zu, nicht wahr?"

„Ganz gleichgültig läßt sie mich nicht, das ist wahr — freilich — Herr Gott, man ist eben ein armer, sündhafter Mensch mit allen Schwächen des Fleisches."

„Laß dir mal einen Rat geben, Gotthold. Du hast's bisher mit der Abstinenz versucht und fühlst dich dabei elend; du bist runtergekommen in den letzten Wochen, ganz bleich und elend siehst du aus — armer Kerl! Dabei kommt nichts heraus — nein, laß mich nur ausreden. Sei mal auf eine Woche Epikuräer. Wenn dir's nicht gefällt, kannst du ja immer wieder zur Askese zurückkehren. Laß dir von deinem Alten ein halb Dutzend Lappen schicken, und dann wollen wir mal in die Vollen gehen; das ist die Kur, die ich dir als Arzt verschreibe. Du wirst ein ganz anderer Mensch werden, paß mal auf! Wie heißt es doch gleich in der Bibel von Adam, er würde wissen, was gut und was böse —"

„Das ist Blasphemie.“

„Kein Bein! Diese jüdisch-christliche Enthaltsamkeitslehre hat unseren Verstand ganz umnebelt, daß wir gar nicht mehr imstande sind, zu erkennen, was natürlich und vernünftig ist. Hat man je etwas Tolleres, Widersinnigeres erfunden, als den Gedanken, der Mensch solle sich kasteien. Wann werden wir endlich diese vorsintflutlichen Ideen loswerden? Zur naiven Sinnlichkeit der Alten muß man zurückkehren. Du bist ein rechtes Beispiel dafür, wie verkehrt wir denken, du bist geradezu ein Opfer dieses atavistischen Dogmas.“

Der Theologe schritt im Zimmer auf und ab. Die letzten Worte des Mediziners hatte er wenig beachtet.

„Ich werde kündigen,“ stieß er plötzlich hervor.

„Du willst hier ausziehen?“

„Ja, das ist das einfachste — dann bin ich die ganze Sache los.“

„Ausreißen — ist das männlich?“

„Das ist mir ganz egal.“

„Ausreißen vor der Versuchung — die hat schnellere Beine als du. ‚Im eigenen Busen sitzt der Versucher‘. So was Ähnliches muß mal mein Alter auf der Kanzel gesagt haben. Ich sah ihn ordentlich sitzen, den bösen Kerl, den Versucher, mit meiner Jungenphantasie. — Also, du willst kündigen? Da wird sich Frau Habelang grämen; einen solchen Mieter wie dich kriegt sie so leicht nicht wieder. Übrigens, heute ist der dritte. Du kannst erst am letzten des Monats umziehen — verstehst du, wenn ihr nichts Besonderes ausgemacht habt.“

„Ich kündige noch heute.“

„Du, Wohnungssuchen ist auch keine Annehmlichkeit. Daß du nur nicht aus dem Regen in die Traufe

kommst, mein guter Gotthold. Bei den Berliner Wohnungen ist fast immer so ein kleiner weiblicher Appendix. Du zahlst hier dreißig, nicht wahr? — Du, à propos, da wir gerade vom Mammon sprechen, deine Fünfzig kann ich dir jetzt doch noch nicht wiedergeben. Das Aas, mein Schneider, hat die Frechheit gehabt, mich auf Zahlung zu treten — aber am nächsten Ersten bestimmt."

„Laß nur —"

„Na, dachte mir's schon. Du sitzt in der Wolle und kannst dir's leisten, würdigen Armen Gutes zu tun. — Du, da drinnen geht's ja hoch her; er macht schon die zweite Flasche auf. — Übrigens muß ich jetzt gehen. — Heute haben wir offiziellen Kneipabend. — Überlege dir mal, was ich gesagt habe, von wegen eines Systemwechsels." —

Nachdem Kritzel gegangen, rief Weikert die Wirtin herein zum Abdecken. Er erklärte ihr kurzerhand seinen Entschluß, die Wohnung aufgeben zu wollen.

Frau Habelang war nicht wenig überrascht und forschte nach dem Grunde.

„Es ist mir zu viel Unruhe im Nebenzimmer, ich kann dabei unmöglich arbeiten."

„Na, det is och wahr! Allens was recht is, aber det is zu ville. Det Frauensmensch vertreibt mer de Mieter — aber ick werde ihr et schon stecken. — Ne, ne, Herr Doktor, bleiben Se man ruhig hier. Von morgen ab soll et besser wern. — Mit de Emmy läßt sich ja am Ende sprechen. 's wird nischt so heeß jejessen, als et jekocht is — wat — hm — Se wern sich det och noch überlegen. Beschlafen Se's mal."

Weikert versuchte an diesem Abende zu arbeiten, aber er fand nicht die rechte Sammlung dazu. Er hörte,

wie Frau Habelang ins Nebenzimmer trat und dort mit gedämpfter Stimme etwas erzählte.

Er wußte, daß von ihm die Rede war.

Das Mädchen lachte auf, auch die männliche Stimme war vernehmbar.

Weikert nahm sich vor, nicht mehr hinzuhören. Aber plötzlich warf er die Feder wütend auf den Tisch, daß sie mehrere Hefte befleckte, rannte zur Kommode, kramte in dem Wäschfache herum, bis er einen Fetzen alter Leinewand fand; den zerriß er in kleine Stücke und rollte sie zusammen. Mit den Stöpseln verstopfte er sich beide Ohren.

„Ich will doch sehen!" sagte er und drohte nach der Tür des Nebenzimmers.

Dann begann er einen Brief an seinen Vater, in welchem er diesem über den Fortgang seiner Studien schrieb, aber nichts über die Versuchungen, mit denen er zu kämpfen hatte.

Siebentes Kapitel.

Weikert fand eines Tages, als er aus dem Kolleg zurückkehrte, eine Einladung in seiner Wohnung vor. Der Konsistorialrat Böhme bat ihn auf Sonntag um zwei Uhr zum Mittagbrot.

Diese Einladung versetzte ihn in große Aufregung.

Von Jugend auf war er daran gewöhnt, den Onkel Böhme als einen ganz besonders großen und außerordentlichen Mann anzusehen. Der Vater hatte stets mit Weihe von dem Vetter gesprochen, der eine Frau aus vornehmster Familie heimgeführt und dann eine so außerordentliche Karriere gemacht hatte.

Der Fall, daß der Sohn in das Haus des großen

Mannes eingeladen werden möchte, war von Gottholds Vater vorausgesehen worden.

Verhaltungsmaßregeln wurden dem Studenten mitgegeben; er hatte sich auf diese Veranlassung hin einen besonderen schwarzen Rock anfertigen lassen müssen, nicht in der kleinen Kreisstadt, wo er sonst seine einfache Garderobe herstellen ließ, sondern bei einem Berliner Schneider.

Pastor Weikert, dem Gotthold die Tatsache der erfolgten Einladung pflichtschuldigst gemeldet hatte, erwiderte umgehend und ermahnte den Sohn, sich einen neuen Zylinder anzuschaffen, da die Cousine Wert auf so etwas lege. „Dergleichen kann nicht schaden. Man weiß nie, wozu Konnexionen gut sein können. Ich habe Leute in meinem Leben kennen gelernt, die es nur durch günstige Verbindungen mit Hochgestellten zu etwas gebracht haben. Und es ist kein Unrecht dabei, sich vorwärts bringen zu wollen."

So schrieb Gottholds Vater.

Außer Weikert waren noch eine Anzahl anderer angehender Theologen, Studenten und Domstiftskandidaten von Konsistorialrats zu Tisch gebeten worden. Ferner waren ein Offizier und ein Assessor da.

Weikert kam um den gefürchteten Umstand herum, eine Dame zu Tisch führen zu müssen. Er hatte zwar seine jüngste Cousine zur Nachbarin, aber diese war ganz in die Unterhaltung mit dem Assessor vertieft und ließ den Vetter völlig unbeachtet. Neben ihm saß ein Domstiftskandidat, ein Mensch von außerordentlicher Magerkeit, kurzsichtig, mit einem stereotypen Lächeln auf der einen Gesichtsseite, während die andere sehr ernst dreinschaute. Dieser Jüngling vermochte Erstaunliches im Essen zu leisten; mit der Befriedigung seines

ungewöhnlichen Appetites schien er aber auch seine Pflichten bei Tisch als vollkommen erfüllt zu betrachten; sobald er Messer und Gabel weggelegt, versenkte er sich in den Anblick seines leeren Tellers, die eine Gesichtsseite schien sich auf den nächsten Gang zu freuen, die andere den dahin gegangenen zu betrauern, aber ein Wort kam nicht über seine Lippen.

Dafür richtete die Tante, die ihm schräg gegenüber saß, eine Frage an Weikert, die dieser, gänzlich verwirrt durch die Vornehmheit, welche diese Dame umschwebte, nur mit gesenktem Blicke und leiser Stimme zu beantworten sich unterstand. Die Frau Konsistorialrat lächelte, nickte gnädig, wandte sich aber nicht von neuem an ihn.

Nach Tisch nahm dann der Konsistorialrat die jüngeren Herren mit sich in seine Studierstube, während der Leutnant und der Assessor bei den Damen blieben.

Der große Mann war in vortrefflicher Laune. Weikert wußte gar nicht, wie ihm geschah, als der Onkel ihn auf die Schulter klopfte und vor all den anderen zu ihm sagte: „Nun, mein lieber Gotthold, es freut mich außerordentlich, dich hier bei uns zu sehen — und deinem lieben Vater geht's auch gut, wie ich höre — freut mich — freut mich," und er zwang den verdutzten jungen Mann neben sich auf einen Sessel nieder.

Konsistorialrat Böhme hörte sich gern sprechen, besonders aber da, wo er sicher war, daß ihm niemand widersprechen konnte. Diese Korona junger Leute, die ihm gegenüber den Mund nur gebrauchten, um ihn staunend zu öffnen, reizte seine Redseligkeit.

Er hatte die Angewohnheit, sich während des Sprechens häufig bedeutungsvoll zu räuspern und die Zuhörer der Reihe nach mit seinen leeren Augen an-

zusehen, darauf mit besonders erhobener Stimme fortzufahren und schließlich das Ende der Periode in ein unverständliches Gemurmel auslaufen zu lassen.

Heute schien der Herr Konsistorialrat besonders angeregt zu sein. Er sprach in salbungsvoller Weise über Weltliches und Geistliches, nannte hin und wieder den Namen eines oder des anderen hochgestellten Mannes und zitierte gelegentlich aus profanen und auch religiösen Schriftstellern.

Weikert hing bewundernd an seinen Lippen. Welch ein Mann! Er wußte nicht, was er mehr anstaunen sollte, die faltenreichen, glatt rasierten Wangen des Konsistorialrats, seine glänzende Platte, umrahmt von einem Kranze wohlgepflegter grauer Haare, sein tadelloses schwarzes Gewand, oder die Würde und das Selbstbewußtsein, die aus jeder seiner Gebärden und Mienen dieses Mannes sprachen.

Überhaupt diese ganze Familie erschien ihm wie eine Gesellschaft höherer Wesen, mit denen verwandt zu sein er sich einzugestehen kaum wagte.

Hätte er schärfere Augen gehabt, so würde er vielleicht bemerkt haben, daß dieser so würdige und von sich selbst durchdrungene Mann in seinem eigenen Hause nicht das Geringste zu bedeuten habe, daß hier alles nach dem Willen der Frauen gehe.

Es könnte ihm wohl auch an seinen Cousinen aufgefallen sein, daß diese beiden so ernst gekleideten jungen Damen mit dem Ebenholzkreuzchen auf der Brust, den schlichten Scheiteln und dem taubenhaften Augenaufschlag im Umgange mit jungen Leuten eine Routine an den Tag legten, die auf natürliche Anlage zu dergleichen und eine vortreffliche mütterliche Anleitung schließen ließen.

Als der Konsistorialrat seine Zuhörer endlich mit gnädigem Händedrucke entlassen und Weikert im Salon der Hausfrau und ihren Töchtern einige ungeschickte Kratzfüße gemacht hatte, begab er sich auf den Heimweg mit dem befriedigten Gefühle, heute in einem sehr wohlanständigen, vornehmen Hause gewesen zu sein.

Ihm war, als führe er etwas von der Luft, die in jenem Hause geweht, mit sich. Wie hoch erhoben über seine sonstige Umgebung fühlte er sich jetzt. Er dachte an Kritzel; wie würde dessen gottloser Spöttermund wohl verstummen müssen, vor einem Mann, wie Konsistorialrat Böhme.

Was für wohlgeordnete Verhältnisse waren das in dieser Familie. Diese Töchter wie schlicht und dabei doch wie vornehm in ihrer Erscheinung; das war echte Weiblichkeit. Wenn er dagegen an jene Wesen zurückdachte, die er kürzlich in einer wüsten Nacht kennen gelernt — — ihn schauderte.

Ja, einen geordneten Lebenswandel führen, sittsam und gottgefällig, das war nicht nur vom moralischen Standpunkte aus das Richtige, nein, es war auch das Praktischste. Das leuchtete dem Theologen jetzt ganz klar ein. Sein Onkel Böhme hätte es sicher nicht soweit gebracht ohne strenge Moralität. Wie schön es doch auf der Welt eingerichtet war, daß die braven und anständigen Leute es schließlich immer am weitesten brachten.

Sein Onkel sollte ihm fürderhin zum Vorbilde dienen. Er wollte von nun ab auch etwas mehr auf sein Äußeres achten; das hatte er bisher zu sehr vernachlässigt.

Vor allem aber würde er sich in Zukunft seinen Umgang mit besonderer Sorgfalt wählen.

Kritzel zum Beispiel, den mußte er sich entschieden mehr vom Leibe zu halten suchen. Sie waren zwar Spielgefährten und hatten in früheren Zeiten mancherlei gemeinsam durchgemacht, aber seitdem — seitdem hatte er sich geändert und Kritzel auch; aber Kritzel nicht zu seinem Vorteile. Wenn man bedachte, daß dieser Mensch ein Pastorensohn war, der Sohn eines orthodoxen evangelischen Geistlichen — es war nicht zu glauben.

„Vor allem aber," so dachte Weikert, als er sich der Marienstraße näherte, „muß ich aus dieser Wohnung fort, aus dieser ganzen Nachbarschaft, denn wenn mich mein Onkel zum Beispiel einmal besuchte und er sähe etwas davon — Herr Gott, was müßte er denken!"

Als Weikert vor seiner Korridortür stand, entdeckte er, daß er den Drücker nicht bei sich habe; er hatte ihn im Alltagsrocke stecken lassen. Er mußte also klingeln. Lange kam niemand. Er klingelte wiederholt.

Endlich ging eine Tür, leichte Schritte ertönten, es ward geöffnet, und vor ihm stand seine Stubennachbarin.

„Ach, Sie, Herr Doktor — das ist gut. Ich dachte, 's wäre sonst wer. Wenn ich das wußte, hätte ich gleich geöffnet."

Der Theologe stand mit offenem Munde vor dem Mädchen. Sie schloß vergnügt lächelnd die Korridortür hinter ihm.

„Danke — danke schön!" stammelte er.

„Sie haben wohl Ihren Drücker vergessen gehabt — was?"

„Ja — allerdings."

„So was kommt vor. Ist mir neulich auch so

gegangen. Sie hätten lange warten können, wenn ich nicht da war. Die Habelang ist nämlich ausgegangen zu 'ner Kindtaufe auf der Ackerstraße bei ihrer Cousine, der Monicke, und das Lieschen hat sie auch mitgenommen. Dort is en Junge angekommen, und die Habelang ist zu Gevatter gebeten. Sie hätten mal bloß sehen sollen, wie sich das alte Frauenzimmer rausgeputzt hatte, mit en Hut von mir, ene Straußenfeder drauf und en Paar abgelegte sechsknöpfige Handschuh. Sah das Mensch aus! Schade, daß Sie das verpaßt haben, Herr Weikert."

Sie schwieg und sah ihn unbefangen lachend an. Der Theologe machte eine Bewegung mit dem Oberkörper, die als eine Verbeugung gedeutet werden konnte, und wollte nach seinem Zimmer abschwenken.

„Herr Weikert!" rief sie ihm nach, „ich hätte noch was mit Ihnen zu sprechen."

Er blieb vor seiner Tür stehen und sah sie verwirrt an.

„'s ist eigentlich weiter gar nichts, 's ist nur, weil ich nämlich von der Habelang gehört habe, daß Sie sich über mich beklagt hätten —"

„Ich — mich beklagt — nein, wenigstens nicht über Sie, Fräulein," stotterte der Theologe.

„Ich verdenk's Ihnen nämlich gar nich. Mir ist das Quartier auch nicht recht. Aber das kann ich doch nicht auf mir sitzen lassen — Sie denken womöglich noch was Schlechtes von mir. Kommen Sie nur herein." Damit öffnete sie die Tür zu ihrem Zimmer, „kommen Sie man ruhig rein, die Habelang kommt nicht vorm späten Abend nach Hause."

Weikert rührte sich nicht vom Flecke. Mechanisch griff seine Hand nach der Türklinke. Er fühlte, daß er

im nächsten Augenblicke nicht mehr Herr seiner Entschließungen sein würde.

„Herr Gott, so machen Sie doch keine Geschichten. Wenn ich mich nich jeniere, so brauchen Sie doch auch nich — — Ach so — Sie denken wohl — ne, das müssen Se nich, Herr Weikert. Ich bin en anständiges Mädchen. An meiner Wiege ist mir's nämlich auch nicht gesungen worden, daß ich mir mal mein Brot würde selber verdienen müssen — ne! Kommen Se nur ruhig rein, wir wollen mal ein vernünftiges Wort zusammen sprechen."

Weikert trat ein.

Er befand sich in einem traumartigen Zustande. Er empfand ein ganz eigenes Gefühl, als ob das, was sich jetzt ereignen würde, sei es was es sei, sich ereignen müsse, infolge einer Naturnotwendigkeit.

„Bitte, nehmen Sie doch Platz, Herr Weikert."

Sie nahm ihm seinen Zylinder ab und schob ihm einen Stuhl hin.

„Sie sind wohl in Gesellschaft gewesen?"

„Jawohl!"

„Die Habelang hat mir's schon erzählt, daß Sie sich einen neuen Zylinder gekauft hätten. Gott, was das Frauenmensch klatschhaft ist! Hat sie Ihnen auch schon von mir was erzählt — was?"

„Nein!"

„Na, na!"

„Nein, wirklich nicht."

„Glauben Se ihr nicht. Die lügt, wie gedruckt und macht immerwährend Stänkereien."

Emmy hatte sich auf dem Sofa niedergelassen. Vor ihr auf dem Tische lag eine Taille und Nähzeug. Sie trug eine helle Schürze zum Schutze des Kleides

vorgesteckt, die ihre starke Figur nur noch üppiger erscheinen ließ.

Die Hände auf die Hüften gestützt, blickte sie den Theologen herausfordernd an. Der fingerte unaufhörlich an den Spitzen seiner Handschuhe herum, die ihm etwas zu lang waren.

„Ziehen Sie doch die schwarzen Dinger von den Händen — das sieht so dumm aus. — Also, was ich sagen wollte; Sie ziehen am letzten hier aus — was?"

„Allerdings, ich will ausziehen."

„Die Habelang hat gesagt, Sie zögen, weil ich Ihnen zu viel Lärm machte."

„Nein, so ist es nicht — das ist eine Entstellung der Wahrheit."

„Dachte mir's doch, daß die Olle geflunkert hat."

„Sie hat mich jedenfalls mißverstanden; ich brauche zu meinem Studium ein durchaus ruhiges Quartier."

„Natürlich. Das läßt sich ja denken. Die Wände sind hier verflucht dünne, man hört jedes Wort. Sie hören wohl auch, wenn hier gesprochen wird? Ich habe manchmal Besuch. Haben Sie's schon bemerkt? Das ist nämlich ein älterer Freund, sehen Sie. Ich gehe schon über ein Jahr mit ihm. Das kommt Ihnen am Ende wunderbar vor — was?"

„Nun ja — allerdings — Fräulein —"

„Ach Gott, das müssen Se nich so auffassen. Besser wär's ja freilich, wenn's nicht sein müßte. Sehen Sie, ich bin aus einer ganz feinen Familie. Mein Vater war Kanzleibeamter in Fürstenwalde, ein Bruder von mir ist im Postfache — na, das kann Sie am Ende nich interessieren. Ich wollte man nur sagen, daß ich 'ne gute Erziehung genossen habe. Meine Eltern wollten mich erst Gouvernante lernen lassen. Sogar

Französisch habe ich getrieben. Na, wie das nu so kommt, das verdammte Geld langte eben vorne nich und hinten nich. Mit der Gouvernante war's Essig. Dann kam noch so 'ne Geschichte, wo mich einer betrogen hat, ein Freund von meinem Bruder. Wir waren ganz richtig verlobt, und die Hochzeit und alles war schon besprochen, da brennt der Mensch eines Tages mit seinem Chef seine Kasse durch. Ja, sehen Sie, das sind nun so Geschichten des Lebens — ich habe mir's natürlich sehr zu Herzen genommen, was mir wohl auch niemand verdenken kann. Dann kam so'n Handlungsreisender nach Fürstenwalde, der hat meinen Eltern geraten, sie möchten mich nach Berlin schicken. Die Konfektion, das wäre mein Fach, sagte der. Nachher stellte sich's raus, daß der Mensch auch mehr versprochen hatte als dran war. Mit dreißig Mark en Monat auskommen, das kann kein Mensch, nich wahr? Das is zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben. Und wie nu so eins aus dem anderen kommt — ich zum Beispiel treibe 's noch lange nicht so schlimm wie die anderen, das kann mir niemand nachsagen. Wenn zum Beispiel die Habelang sagt, daß ich ihr die Mieter vertreibe, indem daß es hier zu laut zuginge in meinem Zimmer — denn darüber haben Sie sich doch beschwert — nich?"

„Nein, wirklich, Fräulein, so war das nicht aufzufassen."

„Lassen Se man gut sein. Ich bin aber nicht dran schuld. Sie werden am Ende schon selbst bemerkt haben, was das für 'ne Sorte von Mensch is, der mich hier immer besucht. Lange geht das auch nicht so weiter. Ich bin ihm herzlich satt. So 'n alter Ekel. Für seine paar Mark denkt er, er kann mit mir auf-

stellen, was er will. Ne! Und dabei is der Mensch nämlich filzig. Neulich — na, das is 'ne Chose für sich — ne, das müssen Se doch selbst sagen, Herr Weikert, wie der Mensch sich manchmal hier aufführt — ich bin doch gewiß ein anständiges Mädchen und mir —"

In diesem Augenblicke klingelte es an der Korridortür.

Emmy horchte auf.

„Die Habelang hat den Schlüssel mit — wäre das am Ende der Silberstein? — Was will denn der Mensch, der war doch zum Diner gebeten."

Weikert sprang auf die Füße und suchte hastig nach seinem Zylinder.

„Nur keine unnütze Aufregung, Herr Weikert. Er kann ja nich rein. Treten Se man leise auf, daß er nischt merken tut. Er is nämlich furchtbar eifersüchtig."

Sie öffnete ihm die Tür, und er schlich sich auf den Zehen, vor Erregung zitternd, nach seiner Stube. Hinter seiner Tür blieb er stehen und lauschte, während sein Herz ihm selbst hörbar pochte.

Von draußen ertönte wiederholtes heftiges Klingeln, schließlich auch Pochen.

Weikert hörte, wie Emmy ihre Tür öffnete und laut rief: „Ich komme ja schon, — en Paar Schuhe wird man sich doch anziehen können, wenn man gerade geschlafen hat."

Bald darauf ging Emmy nach der Korridortür, ohne sich zu beeilen.

Der Theologe vernahm die ihm wohlbekannte hohe und dabei belegte Stimme des Bankiers, der über das lange Warten räsonierte.

Man ging an Weikerts Tür vorbei ins Nebenzimmer. Seine Sinne schienen sich verschärft zu haben,

er vernahm jede Bewegung, glaubte durch die Wand sehen zu können. Er selbst wagte sich nicht zu rühren.

„Zünde die Lampe an," erklang die belegte Stimme, „hier ist ja eine gottlose Finsternis. Was hast du denn getrieben in der Dunkelheit?"

„Geschlafen — und erst ein bißchen genäht," erwiderte Emmy laut gähnend.

Weikert vernahm, wie der Zylinder in ihrer Hand gegen die Lampenglocke anstieß.

„Reichenstein hat mir abgesagt — seine Kinder haben die Masern gekriegt. Habe zwei Billetts für den Zirkus gekauft — mach dich fertig."

„In den Zirkus — heute?"

„Na, was denn sonst — is dir wohl nich mal recht?"

Es entstand eine Pause. Emmy mußte mit dem Anzünden der Lampe fertig geworden sein.

„Was zieh' ich denn an?"

„Natürlich dein neues schwarzes — in den Zirkus."

Wieder eine Pause. Dann auf einmal die belegte Stimme:

„He — was ist denn das, ein Paar Handschuhe — Herrenhandschuhe —"

Weikert fuhr es wie ein Schlag durch den Körper; er hatte seine Handschuhe drüben gelassen.

„Wem gehören die Handschuhe?"

Keine Antwort.

„Wem gehören die Handschuhe? Ich will's wissen."

„Dem Herrn nebenan."

„Dem Studenten?"

„Ich sollte einen Knopf annähen, — er hat mich nur gebeten —"

„Lüge! Fehlt gar kein Knopf — alles Lüge!"

„Na, mach' keine Geschichten. Er war vorhin hier bei mir. Er will kündigen. Weiter is nichts."

„Alles Schwindel — Donnerwetter!"

Weikert hörte den Mann keuchen und schnappen, ihm selbst war der Atem versetzt.

„Du hast ein Verhältnis mit ihm. Wo ist die Habelang? So ein Frauenzimmer, und dieser Mensch, dieser Student — wart', ich werde euch — —" erklang es jetzt mit überschriener Stimme in einem Durcheinander, dessen einzelne Sätze Weikert nicht mehr auseinander zu halten vermochte. Dazwischen Rufe des Mädchens, das sich rechtfertigte. Dann Rücken von Möbeln und Schimpfworte gemeinster Art. Ein Stuhl fiel krachend zu Boden.

„Jetzt wird er sie schlagen," dachte Weikert. „Ob ich ihr zu Hilfe eile?"

„Herr Weikert, Herr Weikert!" ertönte plötzlich Emmys Stimme, begleitet von hohen Tönen des Schmerzes.

Ohne Überlegen stürzte der Theologe aus seinem Zimmer und riß drüben die Tür auf.

Ein mittelgroßer, korpulenter Herr stand vor ihm mit gebogener Nase und leuchtender Platte, die Hände zur Abwehr gegen den Eindringling vorgestreckt.

„Unterstehen Sie sich, das Mädchen zu schlagen!" schrie der Theologe.

„Was — was — wer sind Sie denn?"

„Ich dulde nicht, daß Sie das Fräulein hier mißhandeln!"

„Geht Sie gerade was an — Sie, Sie —"

Weikert fühlte eine Siedehitze in seinem Blute aufsteigen. Mit hochrotem Kopfe und funkelnden Augen stand er da, die Faust erhoben, es zuckte ihm in den Fingern.

Der Bankier zog es vor, den Tisch zwischen sich und den jungen Menschen zu bringen.

„Was fällt Ihnen denn ein — was wollen Sie denn eigentlich von mir?“ keuchte er. „Machen Sie sofort, daß Sie herauskommen, oder ich hole die Polizei.“

„Sie haben das Mädchen mißhandelt.“

„Ist mir nicht eingefallen — außerdem —“

„Neulich auch schon haben Sie das Fräulein beschimpft, in gemeinster Weise — das muß ein Ende haben.“

„Was geht Sie das an? Sie stecken mit dem Frauenzimmer unter einer Decke. Ich werde Sie bei der Universität anzeigen, jawohl, das werde ich tun.“ —

Weikert war betroffen durch diese Drohung.

Der andere erspähte das sofort, und sein Mut wuchs. „Saubere Geschichten,“ rief er und wagte sich hinter dem Tische hervor, „saubere Geschichten — Sie wollen ein Theologe sein und bändeln hier mit dem Mädel an — —“

„Raus!“ schrie Weikert da mit fürchterlicher Stimme und gänzlich verzerrtem Gesichte. „Raus, auf der Stelle, raus!“

Der Bankier sprang entsetzt zur Tür.

„Raus!“

Weikert kannte in diesem Augenblicke nur das eine Wort. Er warf dem Flüchtenden Hut und Stock in den Gang nach und schlug die Stubentür ins Schloß, daß es krachte.

„So, der kommt nicht wieder.“

„Herr Gott, können Sie aber böse werden, Herr Weikert,“ meinte Emmy und blickte den Theologen halb erschreckt, halb bewundernd an.

„Ja, so was macht mich rasend — solche Gemeinheit —“

„Nein, das hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut —"

„Dergleichen dulde ich nicht," sagte Weikert, der sich in seiner Rolle als Retter zu fühlen begann. „Der wird nicht wiederkommen."

„Wie ich den Silberstein kenne, ist er morgen schon wieder da."

„Aber sehen wird er Sie nicht, dafür werde ich Sorge tragen."

„Das ist alles ganz schön und gut, aber sehen Sie —"

„Wie meinen Sie —"

„Wenn er wenigstens die Miete für diesen Monat bezahlt hätte, dann wäre mir's ganz recht."

„Nun — im Notfalle schieße ich Ihnen das vor."

„Sie, Herr Weikert?" Emmy riß die Augen weit auf.

„Ich halte mich gewissermaßen für verpflichtet dazu."

„Nein, das könnte ich doch wohl nicht annehmen."

„Es ist eine moralische Verpflichtung," sagte der Theologe und begann seine Hände gegeneinander zu reiben.

Emmy sah ihn mit ihren schlauen Augen unausgesetzt an.

Als er aufblickte, bemerkte er ein Lächeln auf ihrem Gesichte.

„Warum lachen Sie?"

„Ach, nichts! — Ich dachte nur daran, wie er Ihre Handschuhe fand — das Gesicht! Und dann, wie er hinter den Tisch retirierte vor Ihnen. Nein, das war zu gut!"

Emmy hielt sich die Seiten vor Lachen.

„Sie sind aber wirklich sehr mutig, Herr Weikert."

Der Theologe lächelte geschmeichelt.

„Das ist gut!" rief das Mädchen plötzlich. „Hier

hat er die Billetts für'n Zirkus liegen lassen — da könnten wir am Ende zusammen drauf gehen — was?"

„O nein! Was denken Sie denn."

„Geht das nicht? — es wäre so hübsch. Mit dem Silberstein, da machte ich mir nichts draus, aber mit Ihnen, da ginge ich gleich."

„Nein, das geht auf keinen Fall."

„Na, och jut! Denn bleiben wir hier beieinander. Wir werden uns schon nicht langweilen. Was, Herr Weikert? Die Habelang kommt vor zwölf, eins nicht wieder, das hat sie mir gleich beim Gehen gesagt."

Dem Theologen wurde es schwül zumute.

„Ich — ich wollte eigentlich noch arbeiten heute abend — Fräulein."

„Ach, was, am Sonntag wird nicht gearbeitet. Wir wollen lieber zu Abend essen. Ich bin fürchterlich hungrig. Von neulich abend is noch ne Pulle übrig — und Fleisch is auch da — die Habelang wird wohl irgendwo Butter und Brot haben."

Weikert wollte Einwände machen, aber sie war oft schon mit der Antwort da, wenn er seinen Satz noch nicht beendet hatte.

„Heute abend sind Sie bei mir zu Gaste — ich halte Sie frei, Herr Weikert — wir müssen doch die neue Freundschaft feiern."

Sie schaffte allerhand herbei und begann den Tisch zu decken.

„Wenn der Silberstein das wüßte, der würde Galle spucken. Wie Sie den angeschrien haben ‚raus!' Ich glaube, der kommt doch vielleicht nicht wieder. Na, mir kann's am Ende auch schnuppe sein — nicht wahr, Herr Weikert?"

Nach einer Pause begann Weikert sich räuspernd:

„Ja, Fräulein, was ich sagen wollte — sollte es denn nicht gehen — ich meine, können Sie denn wirklich nicht mit Ihrem Gehalte auskommen?"

„Nein, das ist partout unmöglich."

„Wie machen's denn die anderen?"

„Die haben alle Freunde, die meisten gleich mehrere."

Der Theologe versank in Nachdenken. Ein Plan war in seinem Geiste aufgewachsen, pilzartig schnell. „Ich will mich dieses Mädchens annehmen; es ist meine Pflicht. Es war gewiß höhere Schickung, daß sie mich kennen gelernt hat. Ich werde sie aus dem Sumpfe reißen, in dem sie zu verkommen droht. Es ist ein guter Kern in ihr. Sie ist von Natur gutmütig, offenherzig und ehrlich. Wie sie sich gleich an mich angeschlossen hat — das spricht für sie. Es ist eben zum ersten Male, daß sie mit einem moralischen Menschen zusammenkommt; der günstige Einfluß, den ich auf sie ausübe, ist gar nicht zu verkennen. Die Arme, sie hat es bisher eben nicht besser gewußt. Ob sie mich mit Silberstein vergleicht — — nein, ich werde mich dieser Arbeit unterziehen, ich will ihr Herz reinigen von allen Schlacken, ich will eine brave, ordentliche Person aus ihr machen. Und ganz selbstlos werde ich dabei verfahren, nur den hohen Zweck im Auge behalten. Eine Seele retten, wie schön muß das sein — das ist eine Aufgabe, schwer, aber groß, und ich werde sie lösen."

Er legte sich im Geiste schon seinen Plan zurecht, wie er vorgehen wolle.

„Das Abendessen ist fertig, Herr Weikert," sagte Emmy, „wollen Sie, bitte, zulangen."

„Und wie viel würden Sie denn ungefähr brauchen?" fragte Weikert, „ich meine, um leben zu können?"

Emmy stutzte und streifte ihn mit einem eigentüm-

lichen Blicke: „Na, Herr Weikert, das können wir am Ende ja auch ein andermal besprechen — kommen Se, jetzt wollen wir lustig sein — prost!“

Damit erhob sie das Glas. „'s ist zwar dem Silberstein sein Wein, aber das tut nichts, schmecken tut er doch. Ich trinke Ihr Wohl, Herr Weikert.“

Dem Theologen überkam Unbehagen; der Ton, den das Mädchen da anschlug, gefiel ihm nicht.

„Aber, so trinken Sie doch aus, Herr Weikert. Warum sind Sie denn so triste?“

„Nein, bitte, schenken Sie mir nicht mehr ein. Ich vertrage nicht viel.“

„Dann erst recht! Kaufen Sie sich leicht en Affen — was? Das möchte ich mal sehen, wenn Sie — Ha, ha!“ Und sie bekam einen ihrer Lachanfälle.

Ihm wurde bange. Er fühlte, daß das Terrain, auf das er sich gewagt, doch ein sehr schlüpfriges sei. Er wäre am liebsten aufgesprungen und hätte das Weite gesucht.

Sie setzte ihm zu, er solle trinken. Er trank noch ein Glas, dann dankte er und ließ das vollgeschenkte unberührt stehen.

„Wollen wir denn nicht Brüderschaft trinken?“ fragte sie und blickte ihm schmeichelnd in die Augen.

Er errötete über und über und wußte nicht, was erwidern; da stand sie von ihrem Stuhle auf und setzte sich neben ihn auf das Sofa.

„Wir sind ja ganz allein — die Habelang kommt nicht vor Mitternacht wieder.“

Dabei legte sie ihre Hand auf die seine. Er fuhr zusammen bei der Berührung.

„Sieh mich doch an — nein, wie sonderbar du aber auch bist.“

In Weikerts Kopfe verwirrte sich alles. Er fühlte, wie sein Begehren wuchs, nur vermöge einer gewaltsamen Anstrengung hielt er sich zurück.

„Komm, sei lustig — Was ist dir denn passiert? Erzähl' mir doch mal was, von dir, wo du her bist. Da drinne, in deinem Zimmer, hängt ein Bild. Ist das deine Mutter — so erzähle mir doch was."

Weikert war inzwischen zu einem Entschlusse gekommen. „Ein andermal," sagte er und stand hastig auf. „Ich kann heute nicht — habe gar keine Zeit."

„Was hast du denn vor?"

„Ich habe noch was Wichtiges zu schreiben."

„Das ist ja Unsinn."

„An meinen Vater."

„Ach, bleib doch — es war ja so hübsch."

„Nein, nein!"

„Ach, du bist langweilig."

Er war schon zur Tür hinaus.

In seinem Zimmer machte er sich sofort daran, die Lampe anzuzünden. Die Hände flogen ihm so, daß er eine ganze Weile brauchte, ehe er mit diesem einfachen Geschäft zustande kam. Dann riß er einen Briefbogen hervor und ließ sich an seinem Schreibtische nieder, ängstlich aufpassend, ob sie ihm etwa nachkommen würde. Aber das geschah nicht; er hörte nur, wie sie im Nebenzimmer abräumte.

Er schrieb: „Berlin, den —," dann sann er lange über das Datum nach. Die Gedanken kamen und gingen, unkontrollierbar, wider seinen Willen. Um ihn her war es wie eine wilde See, und er ohne Steuer und Ruder, machtlos auf dieser Brandung.

Er raffte sich halb verzweifelt auf und schrieb: „Lieber Vater!" Was nun? Bilder tauchten vor ihm

auf, von außen her kommend, die er nicht gerufen hatte und die er auch nicht zu bannen vermochte. Er warf die Feder weg und rannte im Zimmer auf und ab. Er dachte an die Szene mit dem Bankier. Leibhaftig stand der kahlköpfige Mann vor ihm; er sah ihn mit den Händen erregt in der Luft herumfuchteln.

Dann wieder saß Emmy neben ihm. Er fühlte ihre warme Nähe, den Atem, der seine Wange gestreift, die weiche Hand auf der seinen ruhen.

Bedauern, daß er nicht zugegriffen habe, schlich sich in seine Seele ein. Es war ihm plötzlich zumute, als habe er die Seligkeit verscherzt.

„Wenn ich die Hand ergriffen hätte und das Mädel an mich gezogen — ah!"

Seine Gedanken wurden wie im Wirbel dahingerissen. Eine mächtige, verzehrende Feuersäule schlug die Begierde in ihm empor.

Angezogen, wie er war, warf er sich auf das Bett und verbiß sich stöhnend in die Kissen.

Plötzlich störten ihn Töne aus dem Nebenzimmer in seinem Paroxysmus. Sie trällerte ein Lied.

Er lauschte, sah im Geiste ihr sinnliches Gesicht, das ihm so reizend erschien.

In der Nachtstille konnte er jede ihrer Bewegungen vernehmen. Jetzt zog sie sich die Schuhe aus. Jetzt hielt sie inne im Entkleiden und seufzte.

Der Theologe sprang auf. Nur noch ein Empfinden beherrschte ihn: gut machen, was er vorhin versäumt.

Er stürmte hinüber; die Tür war nicht verschlossen. Er stürzte auf das Mädchen los, ihre Arme umfingen ihn.

Gesprochen wurde nicht viel. Gerade daß Emmy noch Zeit hatte, die Lampe auszublasen.

Achtes Kapitel.

Als Frau Habelang am nächsten Morgen das Frühstück in Weikerts Zimmer brachte, fand sie ihn mit offenen Augen im Bette liegend.

„Nanu!“ rief die Frau, „det is och was Neies. Se machen wohl blauen Montag, Herr Doktor?“

Der Theologe wandte sich zur Antwort nur im Bette um, der Wand zu. Er wollte noch schlafen, lange so weiter dämmern im Halbdunkel undeutlicher Gefühle. Nur nicht aufwachen zur Tageshelligkeit des klaren Bewußtseins.

Er nickte ein. Leises, unausgesetztes Klopfen riß ihn aus dem Halbschlafe. Verwundert lauschte er; das kam nicht von draußen, nein — jetzt hörte er's ganz deutlich, es war an der Tür zum Nebenzimmer.

Wie elektrisiert fuhr er auf und lief mit bloßen Füßen zu jener Tür.

„Guten Morgen, Schatz. — Wie geht dir's?“ hörte er Emmy flüstern.

„Guten Morgen, guten Morgen,“ antwortete er, „ich danke, sehr gut.“

Emmy lachte drüben. „Du —“ fing sie an, dann trat die Wirtin ins Nebenzimmer, und der Verkehr war unterbrochen.

Weikert rieb sich die Augen, dehnte und streckte sich. Er fühlte sich noch halb wie im Traume. War denn das, worauf er sich jetzt besann, wirklich geschehen; spielte ihm seine Phantasie keinen Streich?

Er setzte sich und konnte sich lange nicht entschließen, zum Anziehen zu schreiten.

Eine befremdende Mattigkeit lag in seinen Gliedern, träge und lässig fühlte er sich und doch so angenehm durchwärmt, als sei er einem lauen Bade entstiegen.

Er tastete mit seinen Gedanken umher, bald diesen, bald jenen Gegenstand vornehmend und hütete sich wohl, tiefer nachzudenken, zu erwägen, zu ergründen.

So, wie es war, war es ja so schön; wenn man erst zu grübeln begann, sich tiefer darein versenkte, kam man sicherlich bald auf die bittere Hefe.

Eine sanfte Erregung hielt sein Blut in leichter Erwärmung.

Er hatte ein Glück genossen, wie er ein ähnliches bisher nicht gekannt, wie er es in den kühnsten Phantasien sich nicht hatte träumen lassen.

Endlich machte er sich ans Ankleiden. Zweimal so viel Zeit als an anderen Tagen brauchte er zu jedem Handgriffe.

Er hörte, wie Emmy ihr Zimmer verließ. Sie ging zum Geschäft. Seine Tür öffnete sich, und ihr Kopf mit dunklem Kapotthut und Schleier blickte herein. Sie lachte, nickte ihm zu und verschwand.

Der Anblick ihrer weißen Zähne hatte genügt, sein Blut in neue Wallung zu bringen.

Wann würde er sie wiedersehen? Am Abend, wenn sie aus dem Geschäfte zurückkam. Welche Wonne dann! Die Zeit schien ihm lang bis dahin.

Er schenkte sich Kaffee ein und sah nach der Uhr: dreiviertel auf elf. Zwei Kollegs waren versäumt.

Diese Entdeckung war ihm doch peinlich.

„Herr mein Gott, was habe ich getan — —“ Es gelang ihm, den Gedanken abzuschneiden.

Hastig beendete er sein Frühstück und rannte nach der Universität.

Was der Mann auf dem Katheder da dozierte, kümmerte ihn heute nur sehr wenig. Er machte ein paar schwache Anläufe, seinen Geist zur Aufmerksam-

keit zu sammeln — vergebens. Wie Blätter im Winde, so wirbelten seine Gedanken umher. Am Schlusse erst, als der Professor zu diktieren begann, schrieb er mechanisch die unverstandenen Worte nach.

Die Stunde zwischen dem letzten Kolleg und dem Mittagessen brachte Weikert heute nicht, wie gewöhnlich, unter den Linden, vorm Schlosse oder im Museum zu; ihn trieb es, etwas anderes zu sehen, seine Gedanken abzulenken. Er schlug einen neuen Weg ein und kam bald in einen ihm gänzlich unbekannten Stadtteil.

Die Schlaffheit, die er anfangs nicht unangenehm empfunden hatte, verwandelte sich allmählich in Müdigkeit. Kopfschmerz begann sich einzustellen.

Die Umgebung hatte nichts, das ihn hätte aufheitern können.

Wie nüchtern war hier alles: die hohen, kahlen, grauen Häuser, die Leute in vernachlässigten Arbeitskleidern, die Lastfuhrwerke mit ihrem lästigen Rattern.

Militär marschierte vorbei, begleitet von alten und jungen Leuten, die gleichen Tritt mit der Truppe hielten.

Der Theologe blieb mit anderen Gaffenden stehen; er suchte nach einer Zerstreuung.

Vor dem Fenster eines Kleiderladens machte er Halt und starrte hinein, wie angezogen von diesen gleich Herren gekleideten Puppen hinter der Scheibe.

Er beschäftigte sich mit ganz anderem als den Kleiderpuppen. Schließlich bemerkte er, daß die Kommis sich über ihn aufhielten, und er ging errötend von dannen.

„Du hast dich furchtbar vergangen," das war jetzt der Refrain seines Denkens. „Das, was du getan hast, ist nie wieder gut zu machen — nie wieder! Die Unschuld ist nur einmal zu verlieren."

Die Reue war etwas Furchtbares, er haßte und

fürchtete sie, wie der Patient das schneidende Messer; aber sie ließ sich nicht abschütteln, sie saß ihm auf den Schultern, ein grauenhaftes Gespenst.

Verzweifelt rannte er durch Kreuz- und Querstraßen, ohne Ziel und Plan.

In der Stadtgegend, wo er sich jetzt befand, fiel ein blasses Gesicht mit dem Stempel des Schmerzes nicht besonders auf; niemand achtete auf ihn.

Also war alles umsonst gewesen, die Erfahrung von neulich, die Reue, das Gebet. Wie ein Kartenhaus war das Gebäude seiner guten Vorsätze zusammengefallen bei dem ersten Windstoße.

Er war ein verworfener, erbärmlicher, elender Schwächling.

Was nützten alle Vorsätze zum Guten, alles Beten und Ringen, wenn er einer jeden Versuchung, die an ihn herantrat, schimpflich erlag!

Was sollte er nun beginnen, wie dieses nutzlose, verpfuschte Dasein weiterführen?

Die Versuchung fliehen, dem Mädchen absagen — das ging ja gar nicht. War er der Mann dazu, vor sie hinzutreten und zu sagen: „Es darf nicht sein." Soweit kannte er sich nun auch schon, daß er sich das selbst nicht zutraute.

Er dachte an Emmy. Nein, hassen konnte er sie nicht. Sie war leichtsinnig, aber doch kein schlechtes Mädchen — nein, schlecht war sie wirklich nicht.

Sie war ihm sehr nahe getreten. Es kam ihm vor, als habe sie ein gewisses Recht auf ihn; jedenfalls hatte er Verpflichtungen gegen sie.

Obgleich er jetzt frei von aller sinnlichen Glut war, fühlte er es doch ganz deutlich, daß die letzte Nacht Bande zwischen ihm und dem Mädchen ge-

knüpft hatte, die nicht ohne weiteres gelöst werden konnten.

Sollte es denn nicht möglich sein, sie zu bessern, zu läutern? Er fuhr schon wieder in dem gestern verlassenen Geleise. —

Die Nebel über seinem Gemüte begannen sich zu lüften. Rüstig liefen seine Gedanken auf dem eingeschlagenen Wege weiter bis zu einem gewissen Punkte — hier stutzte er, erschrak, wollte nicht weiter; das war zu außerordentlich:

„Heiraten — das Mädchen heiraten!"

Es überlief ihn warm und kalt.

Er verwarf den Gedanken, wollte ihn verbannen, nahm ihn gleichwohl wieder auf, erwog ihn nach allen Seiten hin, mit dem Verstande und mit dem Gemüte.

Der Kopf sagte anfangs entschieden „nein!", das Herz rief dagegen: „ja, ja" und abermals „ja!" Und bald sah der Kopf ein, daß er Unrecht habe.

Jawohl, er würde sie heiraten. Wie war es nur möglich, daß er nicht sogleich auf diesen Ausweg gekommen, der alle Schwierigkeiten so einfach löste?

Die Ehe machte das Geschehene ungeschehen, wenigstens wurde es nachträglich sanktioniert. Er erfüllte dem Mädchen gegenüber seine Pflicht, handelte anständig, ja edelmütig an ihr.

Und auf der anderen Seite, wie viel Angenehmes und Gutes sprang für ihn dabei heraus! Er fand das, wonach er sich immer so innig gesehnt: ein Herz, das ihn verstand, und überdies ein reizendes, junges, blühendes Geschöpf als Lebensgefährtin, ein Mädchen, das ihn liebte, denn an ihrer Liebe konnte er nicht zweifeln; er hatte noch ihre glühenden Liebkosungen frisch im Gedächtnis. Und in der Ehe würde sie ihn

noch ganz anders lieben, reiner, heiliger und doch nicht minder warm.

Freilich, ihre Vergangenheit war eine Schattenseite, eine sehr dunkle sogar. Aber sollte sich denn das nicht in irgendeiner Weise gut machen lassen? Den Leuten gegenüber ganz sicher, die brauchten ja einfach nichts davon zu erfahren. Er machte sein Examen, ließ sich anstellen und heiratete. Wer würde sich auch in einem kleinen Dorfe unten in Schlesien um die Vorgeschichte seiner Frau kümmern!

Und er selbst, der diese Vorgeschichte kannte, er würde verzeihen — hatte denn der Heiland nicht auch die Ehebrecherin in Schutz genommen? — er würde sie emporziehen zu sich, in die Sphäre einer höheren Moralität. Und sie wiederum würde ihm dafür ewig dankbar sein, ihm seine Großmut mit Liebe vergelten.

„Sie wird eine ganz vortreffliche Frau für mich abgeben," das war der Schlußsatz einer langen Reihe von Erwägungen.

Neuntes Kapitel.

Weikert glaubte eine Vision zu haben, als er in sein Zimmer trat. Auf dem Sofa saß ein alter Mann, der ihm die Hände entgegenstreckte: sein Vater.

„Vater, du!"

„Jawohl, mein Sohn, du siehst mich hier in der Reichshauptstadt. Ich wollte doch einmal sehen, was mein Filius treibt. Auf Retourbillett bin ich rübergekommen. Du — aber das ist eine lange Reise. Na, und dir geht's gut?"

„Ja, danke — aber —"

„Das ist schön. Du siehst übrigens etwas blaß aus. Macht wohl das Studieren? — Ha, ha! Über-

treib's nur nicht. Man kann auch im Eifer für das Gute zu weit gehen — na, was sagst du denn eigentlich zu mir?"

„Ja — Vater —"

„Nicht wahr, ich bin dir unerwartet gekommen? Siehst du, das habe ich mir nun gerade zum Spaße ausgedacht, dich zu überraschen. Herkommen wollte ich schon lange; ich muß doch auch mal Berlin sehen, wie sich's verändert hat. Vor dreißig Jahren, so lange ist's wohl her, wohnte ich im Hotel Becker zur Stadt Dresden; existiert das noch? Kennst's wohl nicht — na, diesmal werde ich bei meinem Herrn Sohn logieren — klingt gut, was — ha, ha! Ich habe schon mit deiner Wirtin gesprochen, eine sehr verständige Frau — ich werde auf dem Sofa schlafen, sie wird mir's einrichten. Die echte Studentenmutter. Gott, wie einen das an die eigene Studienzeit erinnert! 's ist mir sehr lieb, daß ich nicht ins Hotel brauche — die Trinkgelder und alles das — was? Na, sagst du denn gar nichts, Gotthold?"

„Vater, daß du gerade heute gekommen bist."

„Wieso?"

„Nein, das ist eine zu merkwürdige Fügung."

„Gewiß, es ist alles Fügung; mein Sohn, das lernt man immer mehr einsehen, je älter man wird. Ohne des Herrn Wille fällt kein Haar von unserem Haupte. Und das ist wörtlich zu nehmen. Übrigens wie kommst du auf diese Beobachtung im Zusammenhang mit meinem Kommen?"

„Ich will dir das später erzählen, lieber Vater, wenn du gestattest. Hier kann ich's nicht gut. Nein, daß du gerade heute gekommen bist —." Der junge Mann verfiel in Nachsinnen.

„Wie wäre es, lieber Sohn, wenn wir gemeinsam das Mittagsmahl einnähmen — ich habe Hunger,“ meinte der alte Herr und erhob sich.

Er war um einen Kopf kleiner als der Sohn. Überhaupt waren sie sich sehr unähnlich.

Der Vater hatte einen schmalen, an den Schläfen eingedrückten Schädel, eine spitze, etwas zur Seite gebogene Nase und kleine, trotz seines Alters lebhaft blitzende Augen unter buschigen Augenbrauen. Sein Haar fiel ihm in langen, trockenen, grauschwarzen Strähnen streifenweise ins Genick.

Die Figur war dürftig und mager, der Kopf saß ihm etwas tief in den hohen, knochigen Schultern, und da er beim Gehen es liebte, die Hände zusammengefaltet auf dem Rücken zu tragen und mit eingedrücktem Genick das Kinn in seiner weiten, weißen Halsbinde zu verstecken, sah er einem Wasservogel mit zusammengeklappten Flügeln, langem Schopf, spitzem Schnabel und mageren Beinen nicht ganz unähnlich.

„Ich werde dich in ein Restaurant führen, wo ich täglich speise,“ erwiderte der Sohn. „Entschuldige, lieber Vater, daß ich dich nicht gleich gefragt habe, ob du schon gegessen hast.“

Der Geistliche zog ein mächtiges, buntgemustertes Taschentuch aus der hinteren Tasche seines langschößigen Rockes und wischte damit sorgfältig über den Zylinderhut von vorsündflutlicher Fasson, ehe er ihn aufsetzte. Über die Hände zog er sich graue Zwirnhandschuhe, griff nach dem mächtigen baumwollenen Regenschirm und schritt dann mit knarrenden Stiefeln dem ehrfurchtsvoll folgenden Gotthold voran.

Bei Tisch bestellte der Herr Pastor eine Flasche Rheinwein, stieß wiederholt mit dem Sohne an und

pries die Traube. Auch das Essen ließ er sich schmecken mit jenem animalischen Vergnügen am Werke der Sättigung, das alten Leuten häufig eigen ist.

Man war beim Kaffee angelangt; der Herr Pastor lag bequem in einer Ecke des Ledersofas, wohl gesättigt, vom Weine animiert und offenbar in bester Laune. Er bestellte sich eine Zigarre, „aber extrafein!“ wie er dem Kellner zurief.

Der Sohn war im Gegensatz zum Vater unruhig, zerstreut; das Essen hatte er hastig, ohne alles Verständnis verschlungen. Für die Berichte des Vaters über die neuesten Ereignisse in der Parochie hatte er nur ein halbes Ohr.

Der Alte bemerkte davon nichts, er hatte vollauf mit sich selbst zu tun. Da er zufrieden und guter Dinge war, fiel es ihm nicht ein, zu erkunden, wie es in der Seele des anderen aussehe. Übrigens war er in seiner Stellung als Landgeistlicher gewöhnt, das große Wort zu führen, und besonders von seinem Sohne hatte er wohl noch niemals eine selbständige Ansicht oder gar einen Widerspruch zu hören bekommen.

Der Herr Pastor verfehlte nicht, sich nach seinen Verwandten, den Böhmes, zu erkundigen. Er nickte zufrieden mit dem Kopfe, als Gotthold ihm von dem gestrigen Mittagessen bei dem Onkel berichtete und sprach die Absicht aus, den Vetter Konsistorialrat persönlich aufzusuchen.

„Denn,“ meinte Gottholds Vater, und seine kleinen pfiffigen Augen blitzten auf, „für deine Zukunft, mein Sohn, sollen beizeiten die rechten Schritte getan werden. Gott hat gute Gaben und Fähigkeiten in dich gelegt, er hat dich auch mit materiellen Mitteln gesegnet, — Vorteile, die nicht jedem zuteil werden und für die du

in aller Demut nicht dankbar genug sein kannst. Es ist darum nur recht, wenn wir dich zu fördern suchen. Man soll ja mit dem anvertrauten Pfunde wuchern. Und so der Herr seinen Segen dazu gibt, muß etwas Bedeutendes aus dir werden."

Der Alte wurde ganz lebhaft bei diesen Gedanken, seine mageren Wangen röteten sich; er begann vor den Augen des Sohnes ein verlockendes Zukunftsbild zu entrollen.

Gotthold versank immer mehr in Schweigen, je mehr der Vater sprach.

Er hatte sich freilich ein ganz anderes Bild von der Zukunft zurechtgelegt. Was bedeuteten für ihn die Ehren und Erfolge, die ihm der Vater in Aussicht stellte! Davor hatte er ein instinktives Grauen; er wollte ein rein individuelles Glück, Liebe und weiter nichts.

Dem Vater wurde die Einsilbigkeit des Sohnes schließlich doch auffällig. Er stellte ihn zur Rede, wollte wissen, wie er sich zu dem Vorgeschlagenen stelle.

Gotthold hielt erst zaghaft hinter dem Berge, dann plötzlich brach er los mit seinem Geständnis.

Schwer, stoßweise kam es heraus, wie der Dampf aus einer Maschine, die in Gang kommen soll.

Der Alte horchte mit gespannten Zügen, den Mund weit offen; selbst die Zigarre ließ er ausgehen, so ganz vergaß er alles über dieser außerordentlichen Neuigkeit.

Hin und wieder tat er kurze Zwischenfragen; er sah noch nicht klar in der Sache.

Gotthold hatte ihm ein Bild der Geliebten gegeben, in dem günstigen Lichte gehalten, in welchem er sie durch seine verliebten Augen sah. Sie war

schön, liebenswürdig, gut — würde eine vortrefflich Gattin sein.

„Wer und was ist sie?“ fragte der Vater.

„Sie geht in ein Geschäft, ich glaube ein Modewarengeschäft — man nennt das hier Konfektioneuse.“

„Ah!“ machte der Alte.

„Aber sie ist ein durchaus anständiges Mädchen — wirklich, es ist ein guter Kern in ihr.“

„Wie alt ist sie?“

Das wußte Gotthold nicht genau anzugeben; „so um die zwanzig herum,“ meinte er schließlich.

„Hat sie eigenes Vermögen?“

Der Sohn war beinahe ungehalten über diese Frage. Was hatte das hier zu tun. Natürlich besaß sie nichts.

„So — nicht einmal die Ausstattung. Wer sind denn ihre Eltern?“

Auch über diesen Punkt wußte Gotthold nicht viel zu berichten.

„Sage mal, mein Sohn, wie bist du denn eigentlich zu der Bekanntschaft gekommen?“

Gotthold zögerte, er versuchte sogar eine Verschleierung der Wahrheit, aber er kam nicht weit damit; bald kannte der Alte den Roman seines Sohnes ziemlich genau.

Der Herr Pastor war rot geworden im Gesicht bis hinauf zur Stirn. In Ermangelung von Vorderzähnen preßte er die mageren Lippen aufeinander und riß sie wieder auf, daß es klang, als öffne man eine Flasche. Die teure Zigarre war längst zu Boden gefallen.

Der Sohn hatte geendet und wartete gesenkten Hauptes auf die Erklärung des Vaters.

„So — so — also du willst das Frauenzimmer da heiraten?“

„Ja, das will ich.“

„Das, erlaube mir dir zu sagen, mein Sohn, ist — ist eine große Dummheit.“

„Ich halte es für meine Pflicht, weil —“

„Pflicht! Wie so deine Pflicht? Das ist ja der pure, blanke Unsinn.“

„Ich habe mich an dem Mädchen schwer vergangen, Vater.“

„Allerdings — natürlich, hast du eine große Dummheit — ein großes Unrecht begangen.“

„Und das muß ich doch gut machen.“

„Nun ja doch — ganz gewiß, aber doch nicht durch Heiraten.“

„Ich sehe keinen anderen Weg.“

„Heiraten, das ist ganz unmöglich. Siehst du denn das nicht selbst ein? Deine Karriere wäre ruiniert, einfach ruiniert, wenn du eine solche Person zum Altar führst. Denkst du etwa, danach wird nicht gefragt? Gar sehr wird danach gefragt, sage ich dir. Selbst wenn sie es zulassen, du versperrst dir durch eine solche Unbesonnenheit den Weg zu allen besseren Stellen. Herr mein Gott, was würde der Konsistorialrat Böhme dazu sagen! Der ist so recht ein Beispiel dafür, wie weit es einer durch eine vernünftige Partie bringen kann. Umgekehrt kann man sich durch eine dumme Heirat ins Unglück stürzen. Das mußt du doch einsehen, sage —“

„Aber, lieber Vater,“ wendete der Sohn in bescheidenem Tone ein, „ich komme doch nicht allein in Betracht. Was soll denn mit Emmy — aus dem Mädchen werden? Ich habe sie verführt — —“

„Verführt? Blödsinn! Ist das wohl verführen? Du sagst selbst, sie hat vorher schon ein Verhältnis gehabt. Wie kann denn da von verführen die Rede sein? Du scheinst mir selbst der Verführte zu sein —"

„Nein, ich allein trage die Schuld, und ich muß es gut machen."

„Himmel Sakrament! Da soll doch — — nein, so etwas ist doch unerhört!"

Der Alte war sehr erregt, seine pastorale Würde vergaß er gänzlich. Er drückte die Serviette in einen Ball zusammen und warf sie auf den Tisch, ja, zu verschiedenen Malen stampfte er mit den Füßen auf den Boden.

„Und dabei scheinst du ganz und gar den moralischen Standpunkt außer acht zu lassen," begann er, nachdem er sich ein wenig verpustet hatte. „Oder ist es vielleicht vom sittlichen Standpunkte aus zu rechtfertigen, wenn ein Theologe ein gefallenes Mädchen zu seiner Frau erhebt? Was für ein Beispiel! Fürchtest du denn nicht den Skandal in der Gemeinde? Sprich! Ist dir denn dein Ruf völlig gleichgültig?"

„Vater, kann ich denn ein derartiges Mädchen nicht bessern?"

„Unsinn — Unsinn!"

„Wenn ich nun den Versuch machte, sie zu bessern, das wäre doch meine Pflicht. Sie ist der Besserung fähig. Nur durch die Gelegenheit ist sie verführt worden."

„Eine Gefallene bleibt eine Gefallene."

„Vater, ich meine, unser Herr Christus hat sich anders über die Ehebrecherin geäußert."

Der Herr Pastor war für einen Augenblick aus dem Konzept gebracht; er sah erstaunt auf seinen

Sohn; so hatte ihm dieser bisher noch nie zu erwidern gewagt.

„Führe mir, bitte, die Bibel nicht an," fuhr er dann auf; „das fehlte mir gerade noch, um deine frevelhaften Wünsche zu beschönigen. Mein Sohn, mein lieber Sohn, auf was für Wegen finde ich dich! Wenn nicht deine Jugend, deine Unerfahrenheit wäre, der man vieles zugute halten muß — aber ich hätte dich doch für klüger gehalten. Solche Geschichten! Ich bin, wie's scheint, gerade zur rechten Zeit nach Berlin gekommen. Diese Sache muß abgeschnitten werden, und zwar sofort! Du sprachst vorhin von Fügung; ich glaube nunmehr allerdings auch, daß mich der Herr hierher geschickt hat."

Gotthold wagte nichts mehr zu erwidern. Er war daran gewöhnt, die väterliche Autorität als das höchste Tribunal auf Erden anzusehen.

Man war aufgebrochen. Vater und Sohn schritten die Friedrichsstraße hinab, auf der das regste Nachmittagstreiben herrschte.

Der Alte achtete kaum auf die Sehenswürdigkeiten der Stadt. Er fuhr fort zu eifern und dem Sohne die Unausführbarkeit seiner Absichten vorzuhalten.

Eine seiner Angewohnheiten war, mitten im Gehen stehen zu bleiben, wenn die Ausführung eines Gedankens ihm Schwierigkeiten machte.

Häufig wurde er gestoßen und angerannt, und er klagte schließlich über das hastige und rauhe Wesen, das in Berlin eingerissen sei seit den dreißig Jahren, während der er es nicht gesehen hatte.

Gotthold hörte der Hauptsache nach schweigend zu. Er war bestürzt über den Widerstand, den er gefunden. Ohne Eindruck blieben die Worte des Vaters nicht

auf ihn; sie hatten sein Selbstvertrauen erschüttert, ihn schwankend in seinen Absichten gemacht. Er war seiner Sache nicht mehr sicher.

Der Vater mußte es doch am Ende wissen, was recht und was gut war, er, ein ordinierter Seelsorger und Gewissensrat für so viele. Wer war er selbst mit seinem unreifen Urteile gegen einen solchen Mann?

Und doch sagte ihm eine leise Stimme, die aus dem lautersten Teile seines Gewissens kommen mußte, daß er recht habe und daß der Vater mit all seinen Argumenten von Lebensklugheit und Moral im Unrechte sei.

Zehntes Kapitel.

Da der Geistliche erklärte, die Reisemüdigkeit nun doch zu empfinden, so wurde der Rückweg angetreten.

Als sie die Stube Weikerts betraten, fanden sie dort den Mediziner vor.

„Ich hörte hier, dein Herr Vater sei angekommen," sagte Kritzel. „Ich wünschte die Ehre seiner Bekanntschaft zu erneuern; vielleicht entsinnt er sich meiner noch."

Gotthold nannte den Namen des Mediziners.

„Ist es möglich!" rief der Geistliche, „der junge Kritzel, der Sohn meines alten, guten, nunmehr in Gott ruhenden Freundes und Amtsbruders Ephraim Kritzel. — Es freut mich von Herzen, junger Mann, Sie zu begrüßen. Als ich Sie das letzte Mal sah, da waren Sie ein Knäblein wohl nicht viel über zehn Jahre alt; nun ist mit Gottes Hilfe ein junger, blühender Mann daraus geworden. Und Mediziner sind Sie — ein schöner, ein gesegneter Beruf, wenn man ihn recht und zu Ehren Gottes ausübt."

„Der Herr Pastor haben sich nicht ein bißchen

verändert, auch nicht ein bißchen," meinte Kritzel, und ein Lächeln flog um seinen Mund.

„Nun, nun —" erwiderte der Alte schmunzelnd, „Sie schmeicheln wohl, mein junger Freund."

Man frischte gemeinsame Erinnerungen auf.

Anfangs stand Gotthold unter der Befürchtung, Kritzel werde mit einer seiner Gottlosigkeiten herauskommen, aber im Gegenteil: der Mediziner führte sich mustergültig auf und gewann zusehends an Wohlgefallen bei dem alten Herrn.

Der Geistliche verließ auf kurze Zeit das Zimmer. Als Gotthold, der seinem Vater den Weg gezeigt hatte, zurückkehrte, trat der Mediziner mit einer spöttisch schalkhaften Miene vor ihn hin und fragte:

„Nun, wie ist dir denn der Apfelbiß bekommen?"

„Was willst du damit?"

„Ich meine heute nacht — Eva, Emmy oder wie sie heißt — der Name tut nichts zur Sache."

„Du bist — unverschämt!"

„Nur keine Verbalinjurien."

„Du hast spioniert."

„Umsonst habe ich freilich nicht hier gesessen und mich mit Frau Habelang unterhalten."

„Was, die weiß auch —?"

„Eine Berliner Wirtin! Übrigens hat sie nur Vermutungen geäußert, und ich schlug auf den Strauch. Nun hab' ich's ja raus. — Gratuliere, mein lieber Gotthold, gratuliere von Herzen, daß du deine Tugendhaftigkeit endlich losgeworden bist. Das war ein lästiger Ballast. Fühlst du dich nicht ganz anders? Das ist die wahre Wiedergeburt des Menschen — heute bist du als Mann geboren."

„Du bist ein Teufel!"

„Du, übrigens, das ist Pech, daß dir dein Alter gerade dazu in die Bude hageln muß. So was stört die Flitterwochenstimmung. Soll ich ihn loseisen — was? Ich bin erbötig, ihn auf mich zu nehmen, wenn du etwas Zeit für dich haben willst zu Schäferstündchen. Ich verspreche, ihn so zu führen, daß er bald seine Koffer packen soll.“

„Laß den Unsinn!“

„Der Alte muß dir doch unbequem sein — he? Er will nachts hier schlafen, höre ich.“

„Selbstverständlich schläft mein Vater hier.“

„Was wird denn Emmy dazu sagen — hm?“

Der Theologe gab keine Antwort; er saß da mit gesenktem Haupte, eine seiner mächtigen Hände vor der Stirn. Kritzel musterte ihn mit stummem Behagen.

„Hör' mal, Kritzel,“ brach Weikert plötzlich los, „kann man ein vernünftiges Wort mit dir reden, aber bitte im Ernst. Laß deine Frivolitäten ganz außer Spiel. Mir ist die Sache gar nicht zum Spaßen.“

„Na, was gibt's denn — schieß mal los!“

Weikert erklärte ihm, häufig stockend, was sich zwischen ihm und dem Mädchen zugetragen. Kritzel war mit dem Verlaufe der Dinge äußerst zufrieden, besonders die Episode mit dem Bankier fand er „tadellos — erster Klasse!“

Als aber der Theologe von den Absichten zu sprechen begann, die er für die Zukunft hegte, sprang Kritzel auf.

„Bist du toll geworden — Mensch! Heiraten? Du ein solches Frauenzimmer — eine Konfektioneuse, die so und so viel Verhältnisse —“

„Was weißt du von mehreren Verhältnissen?“

„Eins oder hundert, das ist ganz dasselbe. Ich

bin doch sonst nicht zimperlich, aber ein solches Mädchen heiraten — nein, das tut man nicht. Und außerdem die Emmy und Pastorin — da schlage doch einer gleich lang hin."

„Du hast also auch diese Ansicht?"

„Wie wer?"

„Wie mein Vater. Er äußerte ähnliche Bedenken wie du."

„Du hast deinen Alten in die Geschichte eingeweiht?"

„Ich tue nichts ohne seine Zustimmung."

„Gotthold, du bist — ein Fünfwochenkind an Naivität; dem Alten hat er die Geschichte erzählt! Dachtest wohl, er würde dir gerührt um den Hals fallen und der lieben Schwiegertochter seinen väterlichen Segen geben — nein, mein Lieber, dein Alter ist ein ganz heller Kopf, trotzdem er Theologe ist, der hat's hinter den Ohren —"

Auf dem Gange erklang jetzt das Knarren schwerer Stiefeln.

„Hast du ihr denn schon ein Heiratsversprechen gegeben?" hatte Kritzel gerade noch Zeit zu fragen.

„Nicht gerade ein Versprechen — aber ich halte mich für moralisch gebunden — —"

Der Herr Pastor trat ins Zimmer.

„Es freut mich," meinte der Alte und verzog sein Gesicht zu einem freundlichen Grinsen, das einen tiefen Einblick in seine Zahnlücken gewährte, „es freut mich von Herzen, daß mein Sohn einen so lieben Jugendgespielen hier in der Haupt- und Residenzstadt wiederfinden durfte. In einer großen Stadt allein sein, ist eine Prüfung, eine schwere Versuchung selbst für den sittlich Festen. Die Anfechtung lauert überall; wir sind umstellt — —" und er hielt eine Abhandlung über diesen Text.

Kritzel hörte mit der andächtigsten Miene der Welt zu; nur in seinen kleinen, zwinkernden, klugen Augen blitzte heimliches Vergnügen über die Kreuz- und Quersprünge des Alten, der gar zu gern gewußt hätte, ob der Mediziner Gottholds Liebesaffäre kenne und wie er sich dazu stelle.

Ein Zufall kam dem geistlichen Herrn zu Hilfe. Aus dem Nebenzimmer erklang plötzlich ein helles Lachen.

Der Alte unterbrach sich und fragte: „Wer ist das?"

Es entstand eine Pause. Gotthold war dunkelrot geworden.

„Das ist eine gewisse junge Dame, die hier wohnt," meinte schließlich der Mediziner leichthin. „Emmy, glaube ich, heißt sie."

„Ah, ah!" machte der Alte. „Wer ist denn bei ihr drin?"

„Sie scheint mit der Wirtin zu sprechen."

„So — hm! Kennen Sie diese junge Dame eigentlich, Herr Kritzel?"

„Ich habe noch nicht die Ehre gehabt, ihr vorgestellt zu sein."

„Ladenmädchen oder Verkäuferin ist sie, wie ich höre."

„Ja, und sie soll eine sehr hübsche und liebenswürdige Dame sein," meinte der Mediziner mit unbefangenster Miene.

„Lieber Vater, Kritzel weiß alles," fiel hier Gotthold ein. Er wollte nicht, daß sein Vater weiter von dem Mediziner gehänselt werde.

„So — ah! Also Sie sind Mitwisser in dieser Sache — vielleicht wohl auch Mithelfer?"

„Nein, Vater, ich habe ihn eben erst eingeweiht. Ich allein trage die Schuld an allem."

„Schön — nun und was sagen Sie, was ist Ihre Meinung, Herr Kritzel, über die Sache?“

„Eine sehr delikate Angelegenheit, Herr Pastor.“

„Ja, ja, das ist sie.“

„Gotthold hat sich da, wie man so sagt, verplempert.“

„Mein Sohn ist leider auf böse Abwege geraten.“

„Ja, was geschehen ist, ist geschehen, und vielleicht noch nicht das Schlimmste; aber heiraten ist Unsinn.“

„Ganz meine Ansicht! Heiraten ist Unsinn. Es freut mich zu sehen, lieber junger Freund, daß Sie so viel gesunden Sinn entwickeln. Heiraten kann mein Sohn ein solches Mädchen nicht; das wäre im höchsten Grade unsittlich —“

„Nein, es wäre dumm!“

„Das auch — also wir sind ganz einer Meinung. Siehst du, Gotthold, dein Freund hat strengere sittliche Anschauungen und Grundsätze als du.“

„Da hörst du's,“ meinte der Mediziner und wandte sich nach Gotthold um, dem er unbemerkt von dem Alten eine komische Grimasse schnitt.

„Geben Sie Ihren Rat, lieber junger Freund,“ fuhr der Geistliche fort. „Was ist zu tun in dieser, wie Sie vorhin selbst sehr richtig bemerkten, äußerst delikaten Angelegenheit? Natürlich kann von Heiraten keine Rede sein. Aber das Schlimme ist, er ist schon so weit gegangen — sehr weit, und das Mädchen wird sich an ihn halten, Ansprüche erheben —“

„Natürlich wird sie das.“

„Nicht wahr?“

„Sie wäre dumm, wenn sie es nicht täte.“

„Es ist schrecklich! Nein, auch so unbesonnen zu sein. Also, was ist da zu tun? Raten Sie! Wenn

das Mädchen nun Lärm macht, wenn sie sich auf meinen Sohn beruft, ist er für alle Zeiten kompromittiert. — Warum lachen Sie?"

„Entschuldigen Sie, Herr Pastor, aber die Idee ist wirklich zu gut — ein solches Mädchen heiraten — und gerade Gotthold —"

„Mir ist die Sache sehr ernst. Wenn nur für Gotthold keine schlimmen Folgen —"

„Ach was, wir müssen ihn loseisen. Mit dem Mädel wird sich wohl sprechen lassen. Im schlimmsten Falle kriegt sie Schweigegeld. Wie wär's, wenn wir mal zu ihr rüber gingen?"

„Sie meinen —?"

„Ja, das wäre das Einfachste. Wir gehen zu ihr. Sie ist gerade da. Rausschmeißen wird sie uns schon nicht, dafür garantiere ich."

„Also Sie meinen, wir sollen selbst zu ihr — wirklich?"

„Warum nicht? Sie, Herr Pastor, und ich; wenn ihr das nicht imponiert."

„Und mein Sohn?"

„Der bleibt hier. Den können wir dabei nicht brauchen. Die Sache muß höllisch fein bedeichselt werden. Wir müssen erst ganz ernst tun, damit ihr bange wird. Sie muß sich einbilden, daß sie die Schuldige ist. Und dann verzeihen wir ihr, und wenn sich die Gelegenheit bietet, könnten Sie vielleicht Ihre milde Hand auftun, Herr Pastor . ."

Kritzel sprach die letzten Worte halblaut und nahm den Geistlichen beiseite. Sie zischelten eine Zeitlang eifrig zusammen, dann schienen sie handelseinig.

„Na, Gotthold, was sagst denn du eigentlich zu der ganzen Sache?" fragte Kritzel.

„Wie du die Sache behandelst, Kritzel, das ist

geradezu frivol," sagte der Theologe mit einer Stimme, die vor Erregung bebte.

„Nanu!"

„Ihr tut unrecht —"

„Mein Sohn!" fiel hier der Geistliche mit ganzer Würde ein, „du sprichst von Unrecht. Die moralischen Gesichtspunkte scheinen sich in deinem Kopfe gänzlich verschoben zu haben —" und er ließ seinem sittlichen Pathos den freiesten Lauf.

„Sehr richtig!" meinte Kritzel, als der Alte geendet. „Ich habe dir's stets gesagt, Gotthold, deine Weltanschauung ist eine verfehlte. Nun hörst du's auch von deinem Herrn Vater."

„Kritzel, du bist schlecht, du —" der Theologe schluckte das übrige hinunter, was er auf der Zunge hatte. Der Mediziner betrachtete ihn mit Wohlgefallen, dann meinte er:

„Herr Pastor, ich schlage vor, daß wir unangemeldet hinüber gehen, und zwar sofort. Sie ist jetzt allein; am besten, wir überrumpeln sie."

Elftes Kapitel.

Der Theologe blieb allein im Zimmer zurück.

Er war beschämt, traurig und aufgebracht zugleich. Die Art und Weise, wie Kritzel mit seinem Vater umsprang, erschien ihm eine Schmach. Die Stellungnahme des Vaters aber zu der ganzen Angelegenheit war ihm unverständlich.

Gotthold war ein zu einfach harmloser Charakter, um Kritik an seiner Umgebung zu üben.

Zufolge göttlicher Weltordnung besaß er einen Vater, seine Kindespflicht war, demselben in Ehrfurcht

untertänig zu sein; nie wäre es ihm in den Sinn gekommen, an der Güte und Lauterkeit des väterlichen Charakters zu zweifeln.

Jetzt drohten sich für den jungen Mann die Begriffe völlig zu verwirren.

Er durchschaute den Vater nicht, aber er empfand doch, daß dessen Standpunkt in dieser Sache unmöglich der richtige sein könne. Über das Unrecht, das geschehen war, hatte sich der Vater weiter gar nicht betrübt, nur die Folgen der Tat schienen ihm Sorge zu machen.

Und plötzlich erschien dem jungen Manne das eigene Tun, das ihm noch am Morgen eine Sünde gedeucht hatte, die durch die Buße eines ganzen Lebens nicht gut zu machen sein würde, gar nicht so schlimm, beinahe wie etwas Natürliches.

Im Nebenzimmer wurde jetzt gesprochen. Gotthold konnte die einzelnen Stimmen ganz gut unterscheiden. Zunächst schien Kritzel das Wort zu führen.

Jetzt machte der Vater einen Einwand.

Gotthold konnte den Sinn des Gesprochenen nicht herausbekommen, so sehr er auch spannte; sie schienen absichtlich mit gedämpfter Stimme zu sprechen.

„Wie wird Emmy die Sache aufnehmen?“ Das war jetzt der Gedanke, der ihn am lebhaftesten beschäftigte. Sie wird verzweifelt sein, außer Fassung, empört. Er erwartete jeden Augenblick einen leidenschaftlichen Ausbruch zu vernehmen, Weinen und Schluchzen. Er sah sie sitzen, als sei keine Wand zwischen ihm und ihr, den Kopf gesenkt, das Taschentuch vor den Augen, untröstlich.

Eine mächtige Wallung von Mitleid und Liebe zu ihr überkam ihn. So nahe, wie sie, stand ihm doch

niemand auf der Welt, das fühlte er plötzlich mit überwältigender Unmittelbarkeit.

Er tat einige Schritte nach der Tür zu. Hinüber wollte er. War es denn nicht schmähliche Feigheit, fern zu bleiben, während jene am Werke waren, seine Beziehungen zu dem geliebten Mädchen zu zertrennen? Dem Mädchen geschah großes Unrecht, und das durfte er nicht dulden.

Da auf einmal, er hatte bereits die Hand an der Klinke, hörte er Emmy lachen — kaum daß er seinen Ohren traute — da nochmals, ganz laut und lustig, und auch sein Vater und Kritzel fielen ein.

Sie war imstande, zu lachen! Wovon in aller Welt sprach man denn da drüben?

Das Gespräch im Nebenzimmer wurde lebhafter und lauter.

„Na, so ernst habe ich die Sache am Ende gar nicht genommen," hörte er Emmy sagen.

Der Theologe fühlte es wie einen Stich im Herzen.

„Das ist mir eine große Beruhigung," meinte der Alte jetzt.

Dann sagte Kritzel etwas von „unerfahren" und „jeder muß seine Erfahrung machen;" später hörte Weikert ihn ganz deutlich vom „Baum der Erkenntnis" sprechen.

Gotthold wurde ganz verwirrt. Er hörte seinen Vater mehrfach lachen, auch Emmy lachte wiederholt.

Die Unterhaltung schien sich um ganz gleichgültige, fernliegende Dinge zu drehen. Emmy erzählte etwas von der Wirtin, das die beiden Männer sehr zu belustigen schien. Dann klang es fast, als ließe sich der Alte über die Stellung einer Konfektioneuse berichten. Gotthold hörte ihn ein über das andere Mal rufen:

„Was Sie nicht sagen — 's ist die Möglichkeit!“ Wendungen, die er an seinem Vater gewohnt war und die ihn hier ganz eigenartig berührten.

Wie anders sich das entwickelt hatte, als er erwartet!

Wie leicht Emmy die Sache nahm. Hatte er sich denn so in ihr getäuscht? Er dachte an die letzte Nacht zurück, ihre Persönlichkeit stand plötzlich mit ergreifender Deutlichkeit vor ihm, und ihm schien es ganz unmöglich, an ihr zu zweifeln. Wenn er hier betrogen worden war, dann war alles falsch und eitel.

Im Nebenzimmer lachten sie schon wieder.

Daß Kritzel frivol sei, das wußte Gotthold ja, und es nahm ihn auch gar nicht Wunder, daß der die Sache ins Lächerliche zog; aber der Vater — wo blieb denn dessen tugendhafter Ernst!

Der Theologe hatte erwartet, sein Vater würde dem Mädchen eine Strafrede halten, voll ernster Ermahnungen, ja selbst strenge Zurechtweisungen aus dem Munde des Geistlichen würde ihn weniger in Erstaunen gesetzt haben, als dieses Lachen, das ihm nachgerade anfing widerlich zu werden.

Der junge Mann fühlte in dieser Stunde etwas von sich weichen: einen Kinderglauben, eine Illusion. Ihm graute vor den Perspektiven, die sich in der Weite auftaten.

Jetzt schienen sie im Nebenzimmer aufzubrechen, Stühle wurden gerückt.

„Nehmen Sie mir's nur nicht übel, Fräulein,“ sagte der geistliche Herr; Emmy erwiderte etwas.

„Sie sind ein sehr anständiges Mädchen — sehr verständig,“ fuhr der Alte fort, dann kam etwas wie „Dankbarkeit erweisen.“

Emmy kicherte und rief: „Ach nein doch — nein doch!“

„Nehmen Sie nur, Fräulein, nehmen Sie.“

„Nur nich dumm tun!“ rief Kritzel dazwischen. „Legen Se’s auf die hohe Kante, Emmy, damit Sie im Alter was haben.“ Darauf wieder allgemeines Gelächter. „A propos,“ meinte dann wieder der Mediziner, „wie steht’s denn mit dem Bankier?“

„Ach, der Silberstein — der Lump hat mir geschrieben —“

„Der is wohl fuchswilde?“

„Ach, was — er fragt an, ob er nich wiederkommen kann —“

Das übrige erstickte ihr Lachen.

Bald darauf traten die beiden Männer wieder zu Gotthold ins Zimmer. Der Geistliche mit geröteten Wangen, angeregt und in bester Laune, Kritzel mit dem Wetterleuchten des Hohnes in den Zügen.

„Mein lieber Sohn,“ begann der Herr Pastor und zwang sein Gesicht in ernste Falten: „Die Gefahr ist beseitigt.“

„Das Mädel hat zehnmal mehr Verstand als du,“ rief Kritzel. „Sie denkt gar nicht daran, dich zu nehmen. Überhaupt, sie ist ein ganz netter Käfer — was, Herr Pastor?“

Der Geistliche überhörte diese Frage. Er hatte inzwischen seine volle Würde in Haltung und Miene wiedergefunden.

„Mein Sohn,“ wiederholte er, „die Gefahr kann als beseitigt betrachtet werden, die Gefahr, in die du dich durch Unbesonnenheit und Leichtsinn gestürzt hast. Deine Sache wird es nun sein, in dich zu gehen und über das Geschehene ernstlich nachzudenken. In diesem

Vorfalle ist manche Lehre enthalten, die wir alle wohl beherzigen können. Und wir wollen nicht vergessen, dem Herrn da droben zu danken, daß er dich so gnädig behütet hat.“

Gotthold erwiderte dem Vater nichts; er hatte noch immer das Lachen in den Ohren, das er aus demselben Munde vernommen, der jetzt so salbungsvoll zu sprechen verstand.

Zwölftes Kapitel.

Inzwischen war es dunkel geworden.

Kritzel machte den Vorschlag, auszugehen und das Abendbrot in einem kürzlich eröffneten Bierpalaste Unter den Linden einzunehmen.

Der Herr Pastor ging freudig darauf ein. Er zeigte sich den ganzen Abend über höchst animiert und trank ein Glas Echtes nach dem anderen. Es stellte sich heraus, daß er den Bierkomment von seiner Studentenzeit her noch nicht ganz vergessen hatte. Je länger er mit dem Mediziner zusammen war, desto vertraulicher zeigte sich der Alte dem jungen Menschen gegenüber.

Gotthold wurde von den beiden anderen wenig beachtet. Er war schweigsam und in sich gekehrt.

Nach einiger Zeit rückte der Geistliche näher an den Mediziner heran und meinte vertraulich, mit gedämpfter Stimme:

„Mein Junge ist ein guter, ein sehr guter Kerl, aber noch ein bißchen naiv — unerfahren. Na, das ist kein Fehler; die Erfahrung kommt mit den Jahren. Die Geschichte ist vielleicht gar kein Unglück für ihn — er wird klüger werden und besser auf seiner Hut sein, künftighin.“

„Das Mädel ist hübsch, Herr Pastor — eh?“ fragte Kritzel mit verschmitztem Augenzwinkern. Er glaubte zu bemerken, daß der Herr Pastor nicht mehr ganz nüchtern sei.

„Auf meine Seele,“ fuhr es dem Alten heraus, „ein hübsches Mädel!“ Er rückte noch näher zu Kritzel heran und drückte dessen Arm. „Ich kann's dem Jungen schließlich nicht so sehr verdenken — Herr mein Gott, wir sind alle mal jung gewesen, und das Fleisch — das Fleisch — und die Versuchung — ja, ja — na, aber so was darf eben nicht sein. Ich bin doch froh, daß wir den Jungen so glücklich losbekommen haben. Das geht nicht immer so glatt ab. Herr du mein Gott, wenn ich denke — —“

Gotthold unterbrach durch einen tiefen Seufzer die Mitteilungen des Vaters.

Der Geistliche bezahlte schließlich die Zeche; man nahm Abschied von Kritzel, dann begaben sich Vater und Sohn auf den Heimweg.

Dem Alten wurden die Treppen sauer, Gotthold mußte ihn stützen.

„Ein braver, junger Mann, ein braver, junger Mann,“ wiederholte der Alte. „Danke Gott, mein Sohn, daß du einen solchen Freund hast.“

Oben angekommen, schlief der Alte bald hart und fest in Gottholds Bett.

Der Sohn lag unruhig auf dem Sofa, das für seine Körpergröße bei weitem zu kurz war. Eine unliebsame Gesellschaft von Gedanken umstand sein Lager.

Gottholds Sinne waren in krankhaft wachem Zustande. Jeden Tritt einzelner Verspäteter unten auf dem Trottoir vernahm er durch die Nachtstille. In der Diele knisterte und knackte es in regelmäßigen

Zwischenräumen, und jedesmal fuhr er erschreckt zusammen.

Schließlich lag er in Schweiß gebadet. Das Plaid, mit dem er sich zugedeckt, erschien ihm wie eine Zentnerlast. Er fuhr auf und trat mit der Uhr zum Fenster.

Noch keine halbe Stunde hatte er gelegen, und ihm war sie wie eine Ewigkeit vorgekommen.

Er legte sich in das heiße Kissen zurück.

Was für sonderbare Gedankenverbindungen es doch gab, und daß man sein eigenes Ich so wenig in der Gewalt hatte; da stiegen Empfindungen und Phantasien in einem auf wie Blasen im Wasser, ungewollt kamen sie aus dem tiefen, dunklen Grunde der Seele.

Er warf sich auf dem Lager hin und her, die Hände ringend, stöhnend und rief Gott an.

Da plötzlich hörte er ein leises Klopfen an der Wand. Das kam von Menschenhand.

Wie ein Blitz durchfuhr es ihn von oben bis unten.

„Herr Weikert — Gottholdchen — ich höre dich."

„Emmy — was willst du?"

„Mein Schatz — dein Vater schläft — nicht wahr?"

„Ja!"

„Mach doch die Türe auf — aber leise. Du brauchst nur den Riegel zu ziehen, aufgeschlossen habe ich schon."

Einen Augenblick zögerte er. Es war ein kurzer Kampf zweier feindlicher Schlachtreihen in seiner Seele.

Der Kampf war ungleich, die eine Reihe schmolz schnell dahin.

Das Verzweifeln an der eigenen Kraft und der

Zweifel an allem, was bisher für ihn Autorität gewesen war, gab den Ausschlag.

Noch einen scheuen Blick warf er nach dem Vater hinüber. Er sah deutlich den kleinen Schädel des Alten in dem matten Licht, das durchs Fenster hereinfiel. Mit weit geöffnetem Munde schnarchte jener.

Gotthold erhob sich, vorsichtig leise, zog den Riegel, drehte die Klinke, die Tür öffnete sich, knarrte ein wenig.

Der Vater erwachte nicht.

Glückliche Menschen.

Romanfragment.

Erstes Buch.

Herr von Hindorf kehrte nach einer Abwesenheit von anderthalb Jahren auf sein Gut zurück. Er hatte von Hamburg aus, wo er sich einige Tage lang aufgehalten, um sich wieder an deutsche Luft zu gewöhnen, an seinen Diener Gustav telegraphiert, daß ihm die Pferde zum Abendschnellzug zur Station geschickt werden sollten. Hindorf haßte die feierlichen Empfänge. Seinem Bruder hatte er zuletzt von New York aus geschrieben, daß er sich auf der Heimreise befinde, den Tag der Ankunft im ungewissen lassend.

Als Hindorf an der kleinen Station Kranzfelde, wo der Schnellzug nur eine Minute hält, ausstieg, traf sein Ohr ein Wort, das ihm recht ungewohnt geworden war: „Untertänigst guten Tag, gnädiger Herr!" Der alte Diener stand, Hut in der Hand, vor ihm und bat um den Gepäckschein. Als er das schlohweiße Haar und das glattrasierte Gesicht dieses Greises sah, der sein Wappen auf der Livree trug, begriff Ernst von Hindorf, daß er wirklich in der Heimat sei.

Der vorsorgliche Gustav hatte zwei Wagen mitgebracht. Nachdem er sich überzeugt, daß alle Koffer seines Herrn zur Stelle seien, nahm er neben dem Kutscher auf dem Bock des Halbverdeckten Platz.

Bis Lamnitz war es immer noch eine Stunde zu fahren. Die Fahrt ging in die milde Frühjahrsnacht

hinein. Es hatte geregnet. Aber jetzt war der Himmel wieder ziemlich klar; leichte, gelbumrandete Wolkenfetzen trieben daran hin und verhinderten den Vollmond, der dem Kalender gemäß fällig war, am programmgemäßen Scheinen. Die Pferde, seine alten Füchse, wie Hindorf vor dem Einsteigen konstatiert hatte, gingen ihren bekannten friedlichen Zotteltrab, nur an den sandigen Stellen oder wo der Weg durch den Regen grundlos geworden war, von selbst in Schritt fallend.

Herrn von Hindorf störte es wenig, daß er, der mit den schnellsten Beförderungsmitteln der Welt: den Pacificbahnen und den deutschen Ozeandampfern, gefahren war, am Schlusse seiner Reise den Schneckengang eines durch ostelbischen Sand und Kot mahlenden Landgeschirres schmecken mußte. Diese Art Beförderung ließ Zeit, sich umzusehen; man konnte, soweit das die Nacht zuließ, feststellen, daß daheim alles noch beim alten sei. Die Dörfer, Kirchen, Herrensitze, Wälder, Bachläufe, Brücken, Teiche, Windmühlen, alles wohlbewahrt an seinem Platze. Je mehr er sich seiner Besitzung näherte, desto vertrauter wurde ihm die Gegend. Jeden Stein am Wege, jeden Chausseebaum kannte er schließlich. Und was dem spähenden Auge dunkel blieb, das stellte ihm sein Gedächtnis so deutlich vor das innere Gesicht, daß die weite, nächtliche Landschaft vor ihm lag, hell und farbig, als wäre es Tag.

Die letzte sandige Bodenwelle wurde im Trab genommen, ohne daß der Kutscher die Peitsche gebraucht hätte. Die alten Pferde witterten den Stall. Dann bog man in die Allee von breiten Kastanienbäumen ein, das weitbekannte Wahrzeichen von Lamnitz. Nun kamen Büsche, Rasenplätze, Baumgruppen rechts und links. Angenehm glitt der Wagen auf dem weichen

Parkwege hin. Ein schnell aufblinkender Wasserspiegel bei einer Biegung um ein Boskett, und vor einem lag das weiße Herrenhaus von Lamnitz mit seinen vielen kleinen Fenstern unter dem hohen, dunklen Ziegeldach.

Gustav sprang trotz seiner Siebzig recht behende vom Bock, um seinem Herrn den Wagenschlag zu öffnen. Im Hausflur wurde Licht, die Tür tat sich auf, und zum zweiten Male heute bekam Hindorf ein: „Untertänigst guten Tag, gnädiger Herr!“ zu hören, diesmal von einer weiblichen Stimme. Es war Frau Siebert, die Wirtschafterin, die den Heimkehrenden geräuschvoll begrüßte.

Während zwischen Herrn von Hindorf und seinen männlichen Bediensteten nur die notwendigsten Worte gewechselt worden waren, öffnete sich in Frau Sieberts Mund die Schleuse für einen schnell und unaufhaltsam dahinfließenden Redestrom. Der Hausherr konnte sich den wohlgemeinten Glückwünschen zu seiner gesunden Rückkehr nicht ohne weiteres entziehen. Das Vorrecht der Wirtschafterin, geschwätzig zu sein, gehörte gewissermaßen zum alten Inventar des Lamnitzer Herrenhauses. Der einzige Mensch, vor dem Frau Siebert Respekt hatte, war der alte Gustav. Der rettete jetzt seinen Herrn vor ihr, indem er die Tür zu dem neben dem Hausflur gelegenen Eßzimmer aufriß und meldete, das Abendessen warte.

Der runde Familientisch stand in der Mitte des großen Raumes, ein einziger Stuhl daran, ein einziges Kuvert aufgelegt. Von den dunklen Wänden blickten die steifen Gesichter der gewesenen Hindorfs ernst, würdevoll und nachdenklich hernieder. Auf der Kredenz von Eichenholz das Familiensilber. Der alte, weißhaarige Diener, der sich in aller Eile in den Livree-

rock geworfen hatte, stumm seines Herrn Wink erwartend.

Alles wie in alter Zeit. Sein Mundglas stand vor Herrn von Hindorf, sein Besteck, ein Patengeschenk, lag neben dem Teller. Von seinem Lieblingswein war eine Flasche aufgestellt. Alles hatte Gustav vorbereitet, wie er wußte, daß der Herr es liebte.

So lange Hindorf denken konnte, war dieser Raum von fröhlichen Menschen bewohnt gewesen; denn als das größte Zimmer im Hause hatte der Speisesaal nicht bloß für die Mahlzeiten gedient. Hier hatte er als Kind mit seinen Geschwistern gespielt, hier waren, wenn er später als Gymnasiast oder Student Freunde mitbrachte, Gesellschaftsspiele gespielt, nicht selten war auch getanzt worden. Der Besuch von Freunden und Nachbarn riß niemals ab; Lamnitz war immer ein gastfreies Haus gewesen.

Für einen kurzen Augenblick war es Ernst Hindorf, als sehe er den Raum erfüllt von festlichem Gedränge. Er sah den Vater mit weißem Vollbart, sein schwarzes Käppchen auf dem würdigen Haupt. Und die Mutter, auch schon betagt, aber jung von Herzen und Bewegungen, mit rosigen Wangen unter ihrem grauen Haar, und mit Augen, die bis ins Alter hinein die Munterkeit des Mädchens festhalten zu wollen schienen. Und um dieses Paar her die Kinder und Enkel, die Erzieher und Dienstboten, eine große Familie, eine Gruppe von Menschen, die aufwuchsen, wie im Walde unter einem Paar alter Samenbäume ein neuer Kranz von jungen Stämmen und Stämmchen aufschießt.

Der Vorhang fiel über diesem Abschnitte seines Lebens. Von den Personen, die der erste Abschnitt ihm gezeigt hatte, weilten viele nicht mehr unter den

Lebenden. Hindorf hatte jung Geschwister verloren, Freunde waren ihm in alle Welt zerstreut worden oder ihm längst aus dem Gesichtskreis entschwunden. Die Menschen aus jener Periode, die doch noch gar nicht so lange zurücklag, waren ihm schon zum Gleichnisse geworden, bildeten eine innere Ahnengalerie, in der er der einzigste Besucher war.

Das muntere Leben und Treiben um das alte Paar hatte auf die natürlichste Weise aufgehört. Erst war der Vater, dann die Mutter zur Ruhe gegangen. Die Kinder verließen eines nach dem anderen das Haus. Ernst ging in Staatsdienst, Eberhard, das Nesthäkchen, trat in die Armee ein. Ernst von Hindorfs einzigste Schwester Konstanze hatte schon früher geheiratet. Das alte Haus stand ein paar Jahre lang leer, nur von Gustav, dem treuen Diener dreier Generationen, bewacht.

Dann war Herr von Hindorf mit seiner jungen Frau nach Lamnitz gezogen. Jetzt, vor fünf Jahren war es gewesen, im Frühjahr, als er mit Doris seinen Einzug gehalten hatte. Gegen abend waren sie angekommen von der Hochzeitsreise; Gustav hatte serviert wie heute.

Nun hatte dieser Raum abermals festliches Gedränge gesehen. Die Nachbarschaft kam nur zu gern nach Lamnitz, das von alters her ein geselliger Mittelpunkt für die Gegend war. Doris vereinigte beides in sich, was zur Gutsherrin nötig: gesellschaftliche Gaben zur Repräsentation ihrer Stellung und Hausfrauentugenden. Dann kam die Tauffeier. Eine glänzende Tafelrunde von Verwandten, Freunden, Gevattern freute sich mit dem jungen Paare, daß dem Lamnitzer ein Stammhalter geboren war.

Und schließlich ein Bild, an das der einsame Mann

nicht denken konnte, ohne daß er es wie mit kalter Hand nach seinem Herzen greifen fühlte: ein Paar Särge, der eine groß, der andere klein. Hier in diesem Zimmer hatten sie seine Frau aufgebahrt und seinen Jungen, die ihm in ein und derselben Nacht genommen worden waren. Von hier aus hatten sie Mutter und Kind hinausgetragen in das Familienbegräbnis im Lamnitzer Schloßpark.

„Nicht daran denken!“ sagte Hindorf zu sich selbst und fragte den Diener nach dem Befinden verschiedener Personen in Hof und Dorf.

Gustav antwortete respektvoll, ohne Geschwätzigkeit, mit richtigem Gefühl für das, was der Herr wissen wollte. Wohl niemals hatte ein Dienstbote eine vornehmere Seele besessen! Es war nicht Sklavendienst, was der alte Mann verrichtete; Gustav war nicht Lakai, wenn er auch eine Livree trug mit Wappenknöpfen.

Herr von Hindorf wußte, daß der Alte da hinter ihm am Büfett Vatergefühle für ihn hege. Er, Ernst Hindorf, war für Gustav immer noch der junge Herr, mit dem er vor Jahren auf du und du gestanden hatte. Das „du“ war nur noch auf seiten Hindorfs geblieben aber sonst hatte sich zwischen Herr und Diener wenig geändert. Der Gedanke, den Greis zu schelten, wäre Herrn von Hindorf ebenso unmöglich erschienen wie einen der alten Kastanienbäume zu fällen, wenn sie auch hohl und überständig waren, und obgleich sie zum Ärger aller Inspektoren durch ihren Schatten Schaden machten an der Feldfrucht.

Gustav war unverheiratet geblieben. Seine ganze Zärtlichkeit hatte die Herrschaft absorbiert, der er nun seit fünfzig und mehr Jahren diente. Jene erhabene Verachtung war auch ihm eigen für alles, was nicht

zum Hindorfschen Hause gehörte, die man manchmal bei alten Dienstboten findet; aber seine Anhänglichkeit hatte nicht die unangenehme Zugabe der Aufdringlichkeit, die nicht selten die Schattenseite solch einseitiger Treue ist. Gustav kannte seinen Herrn in- und auswendig; ja, Hindorf hatte Grund zu der Vermutung, daß der Alte Gedanken zu lesen verstehe. Sicherlich kannte der treue Diener auch die Gefühle, die augenblicklich die Seele des Heimgekehrten bewegten.

Herr von Hindorf hatte abgegessen, blieb aber noch sitzen. Inzwischen verließ Gustav geräuschlos das Zimmer, und Hindorf hörte ihn oben im Herrenzimmer, das im ersten Stock lag, die Lampen anzünden und im Ofen krücken. Wieder hatte der alte Diener seine Wünsche erraten, noch ehe er gesprochen; dort gerade wollte er noch eine Weile sitzen, ehe er sich zu Bett begab.

An der Eßzimmertür scharrte jetzt etwas. Es war nur ein leises, bescheidenes Kratzen, aber da es sich in regelmäßigen Zwischenräumen wiederholte, wurde Hindorf aufmerksam und ging zur Tür, sie zu öffnen.

An seine Füße heran kroch ein dunkles, langhaariges Wesen. Erst am Winseln erkannte Hindorf den schottischen Schäferhund. Das treue Tier hatte die Stimme des Herrn erkannt und erschien nun, ihn zu begrüßen. Er rief den alten Hund ins Zimmer; hier, bei hellerer Beleuchtung, sah Hindorf, wie das Tier gealtert war in der Zeit seiner Abwesenheit. Graue Haare hatte Felix um die Schnauze bekommen, die Augen lagen tief und waren trübe. Er schien schwer an Rheumatismus zu leiden. Das brave Tier, dem offenbar jede Bewegung Schmerz bereitete, versuchte an seinem Herrn emporzuspringen; als ihm das kläglich mißglückte,

leckte Felix vor demütiger Zärtlichkeit die hingestreckte Hand seines Meisters.

Der Hund hatte eigentlich der Verstorbenen gehört, die ihn als junges Tier ins Haus gebracht. Er war ihr Freund gewesen; aus niemandes Hand als der schönen seiner Herrin hatte der Verwöhnte das Futter genommen. Es war selbstverständlich gewesen, daß Doris, wenn sie ausging, Felix als Beschützer mitnahm. Selbst zu ihrem Krankenlager war ihm Zutritt gelassen worden. Noch am Tage vor ihrem Tode hatte ihm Doris den klugen Kopf lange gestreichelt.

Herr von Hindorf hatte den Gedanken an das, was gewesen und was unwiederbringlich verloren war, aus dem Wege gehen wollen, aber nun drängten sich ihm die Erinnerungen auf Schritt und Tritt in den Weg.

Inzwischen war Gustav wieder heruntergekommen und mißbilligte durch einen Blick die Anwesenheit des Hundes im Eßzimmer. Er erklärte, Felix schlafe jetzt bei ihm, da er den Aufenthalt im kalten Hundezwinger nicht mehr vertrage. Dann nahm er das leise winselnde Tier auf den Arm wie ein Kind und schaffte ihn in seinen Korb am warmen Ofen.

Hindorf begab sich nach dem ersten Stock. Die Stufen der alten Holztreppe knarrten noch genau so wie früher; jede einzelne hatte ihren besonderen Ton. Einen Augenblick zögerte er vor dem Salon seiner verstorbenen Frau, der der Treppe gerade gegenüber lag. Doch ging er vorbei. Den Anblick dieses Raumes wenigstens wollte er sich heute abend ersparen. In seinem Zimmer angelangt, sagte er zu Gustav, der ihm gefolgt war, er könne zu Bett gehen. Der alte Diener sah noch einmal nach dem Ofen und entfernte sich.

Er war allein! Wie er sich auf diesen Augenblick

gefreut, wie er vor diesem Augenblick gebangt hatte! Dieses Zimmer war von alters her im Lamnitzer Herrenhause das Wohnzimmer des Gutsherrn gewesen. Für Ernst von Hindorf war es bevölkert mit persönlichen Erinnerungen und mit dem heimlich unsichtbaren Walten seiner Vorfahren. Was mochten hier im Laufe der Jahrhunderte für Gedanken, Sorgen, Hoffnungen, Entschlüsse entstanden, genährt und begraben worden sein! Was hatte er selbst, Ernst Hindorf, in diesen holzgetäfelten Wänden, unter dieser vom Alter gebräunten Decke gelitten, gesonnen und gekämpft!

Hier war es gewesen, wo ihn der Vater als den ältesten Sohn eingeweiht hatte in die Vermögenslage der Familie an der Hand der Wirtschaftsbücher. Hier war es auch einige Jahre später gewesen, wo er dem alten Herrn eine Ehrenschuld hatte beichten müssen. Er sah noch deutlich, als wäre es gestern gewesen, das bekümmerte Gesicht des Vaters, der plötzlich um Jahre gealtert schien durch die bestürzende Nachricht. In den Boden hätte der Sohn damals sinken mögen, als der Vater mit sorgenvoll gefurchter Stirn in seiner stillen Weise nur bemerkt hatte: „Nun könne er die Hypothek auf Lamnitz, die er so gern getilgt hätte, nicht abtragen." Die Scham über diese längst verjährte Szene war der Seele doch für alle Ewigkeit eingebrannt, unauslöschlich wie mit glühendem Eisen.

Und dann hatte er selbst hier gesessen anstelle des Vaters, an dessen bauchigem, nun schon wurmgefressenen Schreibpult, hatte gerechnet, gesorgt, vorausgedacht. Da war es ihm erst klar geworden, welch schweres, oft dornenvolles Amt das des Grundbesitzers sei, nicht ein Sport, den man zu seiner Erholung trieb, wie er früher wohl gewähnt hatte, sondern ernste, Kopf und

Herz des ganzen Mannes erfordernde Arbeit. In diesem Zimmer war Herrn von Hindorf das Bewußtsein aufgegangen von der Größe und Herrlichkeit seines Berufes.

Und noch von anderen großen Erlebnissen sprach ihm die dunkle, altersgebräunte Decke, die, treuer als ein Spiegel, jeden Hauch eines Ereignisses, der sie berührt, bewahrt zu haben schien. Hier hatte er eine lange, bange Nacht hindurch gesessen, während drüben im gemeinsamen Schlafzimmer seine Frau ihr Stündlein durchkämpfte. Und hier, wie heute in seinem Sorgenstuhle sitzend, hatte er die Nachricht empfangen, daß ihm ein Sohn geboren sei.

Ein Sohn! Ein Stammhalter, ein Fortsetzer seines Geschlechts, ein Majoratserbe für Lamnitz!

Noch einmal kostete er diesen Augenblick durch, noch einmal musterte der vereinsamte Mann seinen ehemaligen Reichtum an Liebe, Glück und Hoffnung, bohrte sich damit das Bewußtsein, ein Bettler geworden zu sein, nur um so tiefer ins Herz. Es hatte ja keinen Sinn, war unvernünftig, unmännlich obendrein, immer wieder zurückzukehren zu seinem Kummer. Aber Hindorf vermochte die dunklen Gedanken nicht zu bannen, sie waren bei aller Schemenhaftigkeit stärker als die Wirklichkeit. Seit er heute sein Haus betreten hatte, wurde er die Gesichte nicht los. Es kroch aus allen Ecken heran, es griff von den Wänden her nach ihm. Alle Räume waren belebt, jedes Möbel hatte eine Geschichte, an allem, was er berührte, schienen Eindrücke zu haften, die toten Gegenstände belebten sich, bekamen Angesicht und Gliedmaßen.

Die vier Wände, in denen er sich jetzt befand, der Sorgenstuhl, in dem er saß, die gebräunte Decke seines

Zimmers, die wie vor Jahren auf ihn herabblickte, hatten ihm noch eine ganz besondere Geschichte zu erzählen, ihm allein. Die Geschichte seines tiefsten Verzagens, von der außer ihm kein lebendes Wesen etwas wußte. Vielleicht, daß der alte Gustav eine Ahnung davon hatte, wie nahe sein Herr einmal vor dem selbstgewählten Ende gewesen war. Aber über die Lippen dieses Greises kam darüber sicherlich kein Wort.

An diese Periode seines Lebens konnte Hindorf nur mit Grauen zurückdenken. Alles hatte er damals verloren: den Glauben an Gott und an sich selbst, Hoffnung und Liebe, die Teilnahme an den Menschen. Entleert ihres besten Inhalts war seine Seele. Haß gegen alles, was ihn ans Dasein fesseln wollte, erfüllte ihn. Ein furchtbarer Gast zehrte an seinen Kräften: der Lebensekel.

Das Bewußtsein davon hatte einen sehr leichten Schlaf. Es graute Herrn von Hindorf davor, manche Räume seines eigenen Hauses zu betreten, weil er sich im geheimen fürchtete, an gewisse Szenen zu denken, die sich dort abgespielt hatten. Er wollte nicht in den dunklen Gängen schmerzlicher Erinnerungen stöbern, die unter seiner Existenz vielverzweigt hinliefen, wollte nicht Gespenster aufscheuchen, die, wie er wohl wußte, kaum notdürftig gebannt waren. Ein zweites Mal in solchen Zustand zurückzusinken, würde Untergang bedeuten; einmal nur kann man die Kraft haben, sich aus einer Tiefe emporzuarbeiten, in die kein Lichtstrahl dringt, ein zweites Mal nicht.

Lange hatte er sich gegen den Gedanken gesträubt, daß es Heilmittel gebe für seinen Schmerz. Daß der bloße triviale Verlauf der Zeit Macht haben sollte, den Kummer zu lindern, war ihm wie entweihend des

Angedenkens seiner Toten erschienen. Alles, was ihn von seiner Trauer abziehen wollte, hatte ihm als hassenswert, ja verrucht gegolten. Selbst das Familiengut, an dem er so sehr hing, war ihm gleichgültig geworden. Was konnte ihm Lamnitz bedeuten, da er ein Witwer und kinderlos geworden war!

Er ließ fortan alles gehen auf dem Gute wie es wollte. Änderungen, Neuerungen, Verbesserungen, die er in der ersten Besitzerfreude an den Gebäuden, auf den Feldern, im Walde vorgenommen hatte, blieben halbfertig liegen. Alle Ehrenämter in der Gemeinde und im Kreise, die er nach und nach übernommen und mit Glück verwaltet hatte, gab er ab. Nachbarn und Freunde, welche ihm Beileidsbesuche machen wollten, wurden nicht vorgelassen. Kein Wunder, daß sich in der Nachbarschaft die Ansicht verbreitete, der Lamnitzer Hindorf sei tiefsinnig geworden.

Was ihn damals allein zurückgehalten hatte, sein entwertetes Dasein von sich zu werfen, war der Gedanke gewesen, daß damit das Andenken der Toten befleckt werden würde.

Doris war gestorben wie eine Heldin. Sie hatte sich bei der Pflege ihres an der Diphtheritis erkrankten Jungen angesteckt. Frau von Hindorf, eine gesunde, blühende Frau, hatte schwer vom Leben Abschied genommen. Sie war glücklich gewesen in ihrer Ehe, liebte Mann und Kind und fürchtete für sich selbst den Tod weniger als die Vereinsamung für diese beiden. Das Sterben ihres Kindes erlebte sie nicht mehr; einen Tag, nachdem die Mutter vollendet hatte, löschte auch diese kleine Flamme aus.

Aber wer geliebt hatte wie er Doris, der konnte sich nicht in den Gedanken finden, daß es keinerlei Ver-

bindung geben solle zwischen Verstorbenen und Lebenden. Hindorf war kaum, was die Kirche einen positiven Gläubigen nennt. Auch dieses Erlebnis änderte an seinen religiösen Anschauungen nichts. Aber wenn man Frömmigkeit als ein bewußtes Leben in die Tiefe auffaßt, dann durfte Ernst von Hindorf nicht aus der Schar ernster und redlicher Menschen ausgestoßen werden, die, ohne Kirchenchristen zu sein, tief durchdrungen sind von der Heiligkeit ihrer unsterblichen Seele.

In gewissem Sinne war ihm der unersetzliche Verlust, den er erlitten, zu einer Erweckung geworden. Ganz anders glaubte er jetzt den Sinn des Lebens zu verstehen, da er die Toten als ernste Zeugen stets sich nahe fühlte. Ja, zuzeiten konnte er eine gewisse Befriedigung empfinden bei dem Gedanken, daß das Leben nur ein kurzer Gang sei, kaum wert des Lärmes, der davon gemacht ward. Das reinste, erhabenste Gefühl blieb doch die Freude auf den Tod. Wenn man bis zu der Erkenntnis durchgedrungen war, daß das Leben nur eine Vorbereitung bedeute für das Sterben, dann erschien selbst das sinnwidrigste Unglück erträglich.

Ja, er wollte es noch einmal mit dem Leben aufnehmen! Hier an dieser Stätte, die seine tiefste Verzweiflung gesehen hatte, schwor er sich's zu. Hier, wo seine Toten lagen, wollte er fortan wohnen bleiben. Dieser Grund und Boden mit solcher Aussaat darin war ihm doppelt geheiligt und teuer.

Hindorf trat an das Fenster, das in den Park hinausblickte. Der Mond hatte inzwischen die treibenden Wolken besiegt und stand, eine stille, klare Scheibe, am lichten Himmel.

Der Blick des einsamen Mannes wandte sich nach jener Richtung, wo hinter Büschen und Wipfeln die

Begräbnisstätte der Familie lag. Durch die noch unbelaubten Zweige vermochte er die grauen Mauern des Gebäudes und die dunklen Zypressen vor dem Eingang zu erkennen. Unwillkürlich faltete er die Hände und flüsterte: „Wann werde ich euch wiedersehen?“

* * *

Lange nach Mitternacht erst war Herr von Hindorf zu Bett gegangen. Trotzdem erhob er sich früh. Die Sonne eines herrlichen Frühlingstages schien ihm in die Fenster. Allerhand vertraute, lange nicht vernommene Laute drangen an sein Ohr: das Gezwitscher der Sperlinge in den Fliederbüschen vor dem Hause, das Gackern im Hühnerhofe, das Brüllen der Kühe von den Ställen herüber. Kein Zweifel, er war in Lamnitz!

Der Wunsch, sein Gut zu sehen, trieb ihn bei der Toilette mächtig zur Eile an. Man hatte im Hause nicht erwartet, daß er so zeitig auf sein würde; selbst Gustav war einmal durch seinen Herrn überrascht worden. Hindorf fand das Frühstück noch nicht fertig; eine schnell bereitete Tasse Tee und eine Scheibe Butterbrot genügten ihm fürs erste. Im Hausflur suchte er sich seinen alten krummen Stock unter vielen anderen heraus und schritt ins Freie.

Auf dem Wirtschaftshofe, wohin er sich zuerst gewandt hatte, begegnete ihm der neue Inspektor. Hindorf kannte den Mann noch nicht. Sein alter Beamter, den er vom Vater übernommen hatte, war vor Jahresfrist gestorben. Die Nachricht hatte den Weltreisenden erreicht, als er gerade in Bombay weilte. Von dort aus einen neuen Beamten für Lamnitz auswählen, hätte immerhin seine Schwierigkeiten gehabt. Er schrieb daher

an seinen Bruder, daß er ihm diese Mühe abnehmen möge. Eberhard war Husarenoffizier in Kranzfelde, der Kreisstadt, garnisoniert. Er hatte mit dankenswerter Schnelligkeit unter den Bewerbern einen Inspektor für Lamnitz herausgefunden.

Der Beamte, gestiefelt und gespornt zum Ausreiten, stellte sich selbst vor, dann schloß er sich unaufgefordert dem Gutsherrn bei seinem Gang durch die Wirtschaftsgebäude an.

Hindorf fand es ziemlich unnötig, daß der Inspektor ihm gegenüber den Erklärer mache, als habe er einem Fremden den Hof zu zeigen; noch peinlicher berührte es ihn, daß der Mann sich ein abfälliges Urteil herausnahm über Maßnahmen, die sein Amtsvorgänger getroffen hatte; die eigenen Leistungen wurden dementsprechend stark hervorgehoben. Hindorf hörte sich das eine Weile mit an, dann hielt er es für angebracht, die Prahlerei des Beamten zu dämpfen. Er ließ die Bemerkung fallen, daß zuzeiten seines alten Brodmann das Rindvieh besser genährt und die Pferde weniger abgetrieben gewesen seien. Dem jungen Inspektor fuhr dieser verhüllte Tadel gewaltig in die Krone; er strich sich über den wohlgepflegten Bart und meinte: „Der gnädige Herr sei leider bei der Übernahme nicht zugegen gewesen, sonst würde er wissen, daß die Ställe in schlechtem Zustand gewesen seien.“ Hindorf schnitt das Gespräch ab, indem er sagte, daß er sich an das halte, was er jetzt sehe, und daß er sich auf seine Augen verlassen könne.

Er ging nun auf die Felder. Es war ihm wohl und frei zumute. Der kleine Ärger mit dem Inspektor hatte wie eine leichte Zutat von Salz, den Geschmack anregend, gewirkt.

Das Wetter konnte nicht günstiger sein für das Wachstum der jungen Saaten. Der Regen vom Abend vorher hatte das Erdreich leicht angefeuchtet und milde gemacht, und nun schien die Sonne darauf. Warme Dünste stiegen von der Ackerkrume auf wie in einem Treibhaus. Winterkorn und Weizen standen üppig grün, und der Hafer bedeckte schon mit zarten Spitzen das Land wie ein zarter, ins Rötliche schimmernder Flaum.

Hindorf verfolgte zunächst die Allee von alten Kastanien, die vom Wirtschaftshofe weg als Hauptverkehrsader quer durch die Besitzung lief; rechts und links zweigten sich Feldwege ab, die in regelmäßigen Abständen mit Obstbäumen bepflanzt waren. Er schlug einen dieser Wege ein, der nach einer auf einem Hügel frei gelegenen Feldscheune führte. Die wenigen Meter Erhöhung ergaben schon eine schöne Rundschau.

Die Landschaft hatte nichts Großartiges, kaum, daß man ihr Anmut hätte nachrühmen können. Ihre Reize waren mit karger Hand verstreut, aber ein liebevoll suchendes Auge konnte sie entdecken. Der Boden war fast ganz von der Landwirtschaft mit Beschlag belegt; ein viereckiges Feld reihte sich an das andere an. Das Wasser kam nur in der zahmen Form von flachen Teichen vor; sie blitzten wie Spiegel aus der matten Einfassung von gelbem Schilf hervor. Die peinliche Ordnung der Feld- und Wiesenwirtschaft ließ nur selten einmal eine kleine Unordnungsecke bestehen, wo Brombeergestrüpp wuchs, Weiden mit rotgelben Ruten einen lebhaften Farbenton in das Grau und Braun der kahlen Erlen brachte, ein Strauch mit Kätzchen, die Bienen von weither anlockte. Der Wald gab, ein niederer, dunkler Wall, dem Bilde seinen Abschluß.

In der Prärie des westlichen Nordamerikas, den Steppen Zentralasiens war sicherlich weniger wohltuende Ordnung, aber um so mehr natürliche Größe und Unberührtheit gewesen. Aber Hindorf fühlte sich nur einen kurzen Augenblick lang enttäuscht; denn, sagte er sich, er tue seiner Heimat unrecht, wenn er Schönheit von ihr verlange. Dies hier war eine Stätte der Arbeit. Was er hier sah, war in Jahrhunderten bedachtsamen Hegens und Pflegens einem zähen Boden mühsam abgerungen worden. Es lag fromme, ernste, deutsche Arbeit in dieser Scholle vergraben. Das prächtige Kornfeld, das sich wie ein sanfter, grüner Teppich fast unabsehbar vor ihm ausdehnte, war nicht erst einen Winter alt, Generationen hatten daran gearbeitet; er erntete auf dieser Fläche nur, was seine Vorfahren gesät hatten. Wahrlich, in diesem Lichte gesehen, brauchte sich sein Lamnitz des Vergleichs mit irgendeinem der herrlichen Landschaftsbilder, die das Auge des Weitgereisten verwöhnt hatten, nicht zu schämen.

Er kehrte, einen rasenbewachsenen Feldweg benutzend, der in weiter Kurve um die Gutsäcker führte, nach Lamnitz zurück.

Auch das Dorf bot keine aufdringlichen Reize. Die Bauern waren, entsprechend dem geringen Boden, auf dem sie saßen, keine Krösusse. Bei den Gebäuden wog das Strohdach, die Lehmwand und das Ziegelfachwerk vor. Auf den meisten Gehöften lag die Düngerstätte frei, mitten im Hof, die offene Jauchenpfütze daneben. Das sprach weder für den guten Geschmack noch für den haushälterischen Sinn der Leute. Lustig anzuschauen waren nur die Frühlingsblumen in den Vorgärten, die selbst bei der ärmsten Häuslerwohnung nicht mehr fehlten. Und warm wurde es

Herrn von Hindorf ums Herz, als er auf dem Dach des Gemeindevorstandes die Störchin im Nest erblickte und den alten Adebar, wie er gravitätisch auf dem First stand, sich als Mittelpunkt der Welt fühlend.

In der Dorfstraße wurde der Gutsherr überall begrüßt. Die Männer begnügten sich meist mit einem unterwürfigen Griff nach der Mütze und einem halb vertraulichen, halb verlegenen Grinsen. Die Kinder, deren es in Lamnitz erstaunlich viel gab, starrten ihn verdutzt an. Das Weibsvolk aber ließ die Frühjahrsreinigung im Stich, kam auf die Straße gelaufen, manche, um ihm neugierig nachzugaffen, andere, kühnere, um ihm zur glücklichen Heimkehr Glück zu wünschen. Die alte Graupsen kam mit entblößten Armen direkt vom Scheuerfaß und bot ihm die runzlige Hand, die sie zuvor an der Schürze abgewischt hatte. Dieses alte, verwitterte Weib mit den dunklen, verschmitzt dreinblickenden Augen war eine der frömmsten Frauen des Kirchspiels; ihre Reden waren mit Bibelsprüchen und Gesangbuchversen durchflochten wie ein Stück grobes Baumwollenzeug mit einem Einschuß von Seidenfäden.

Der Gutsherr kannte diese gottselige Person noch von einer anderen Seite. Die Graupsen wohnte dicht vor dem Eingang zum herrschaftlichen Park; nicht immer aber schien es ihren Fingern ganz klar zu sein, wo ihre Grenzen aufhörten und die der Gutsherrschaft anfingen. Gras, Klee, Beeren, Gemüse aus dem Garten, Reisig aus dem Holzschuppen, oder auch Gebrauchsgegenstände, die man unbewacht hatte liegen lassen und die ihr gefielen, wanderten bei der Graupsen in ein großes, unergründliches Loch, aus dem sie nie wieder auftauchten. Setzte man sie über ihre Langfingrigkeit zur Rede, dann pflegte sie die Sache so zu

wenden, daß sie Dank verdiene, da sie nur auf Ordnung halte, ja einmal, als der verstorbene Inspektor beim Kartoffelausmachen ihr einen Viertelzentner „Apern" aus den Unterröcken geholt hatte, war ihm von der bibelfesten alten Frau die entrüstete Antwort geworden: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden."

Heute wünschte die Graupsen in schöner, wohlgesetzter, hochdeutscher Rede Gottes Segen auf das Haupt des heimgekehrten Gutsherrn herab. Sie habe viel für ihn gebetet in seiner Abwesenheit. Ja, es bekam fast den Anschein, als sei Herr von Hindorf nur durch der Graupsen Fürsprache bei der Allmacht aus den großen Fährnissen seiner Weltumseglung unversehrt in die Heimat zurückgekehrt.

Eine Schar von Dorfleuten hatte sich um den Gutsherrn und die Alte versammelt. Die Graupsen gab mit ihrer beweglichen Zunge den Gefühlen der Nachbarn Ausdruck. Die Männer nickten, und die Frauen seufzten beistimmend.

Hindorf schüttelte allen die Hand, ehe er ging. Solche Zeichen des Vertrauens taten doch wohl! Daran war nichts Erkünsteltes, es war ihm mehr wert als Ehrenpforten und Salutschüsse.

Ein gut Teil der Liebe, die er genoß, verdankte er Doris, er wußte das wohl. Das Andenken der Verstorbenen konnte nicht aussterben an diesem Orte. Überall fehlte sie. Was war Lamnitz ohne Doris? Für die Armut, für die sie, wie für alles Menschliche, ein großes Herz gehabt hatte, war sie unersetzlich.

Sollte er jetzt die Begräbnisstätte aufsuchen? Den Schlüssel zu der Grufttüre trug er bei sich. Im Innersten bangte er vor dem Augenblick, wo er die

Särge wiedersehen würde; aber es lockte ihn auch wiederum unbeschreiblich, das wehmütige Gedenken sofort zu feiern.

Unentschlossen stand er noch vor der kleinen Pforte, die von der Dorfstraße in den herrschaftlichen Park führte, als sein Ohr auf das gleichmäßige Hufklappen eines trabenden Pferdes aufmerksam wurde. Dann bog ein Reiter in Husarenuniform um die Ecke: sein Bruder Eberhard.

Der Husar parierte kurz und sprang aus dem Sattel. Die Brüder schüttelten einander die Hand. Hindorf freute sich über Eberhards schmuckes Aussehen, für den er von jeher mehr die Gefühle eines Vaters als die eines Bruders gehegt hatte.

„Also, du bist wieder da!“ sagte der Leutnant. „Weißt du auch, woher ich das erfahren habe?“ Hindorf verneinte und erklärte gleichzeitig, daß er die Absicht gehabt habe, dem Bruder heute noch seine Ankunft mitzuteilen.

„Henning Plessow kam gestern abend aus Berlin zurück; er hat dich im Speisewagen gesehen. Heute früh beim Felddienst sagte er mir es. Da habe ich mir Urlaub genommen und bin die fünfundzwanzig Kilometer in zwei Stunden hierher geritten. Ganz nette Leistung, was, für den Chargenbock?“

Ernst Hindorf betrachtete sich den staubbedeckten Braunen von preußischer Abkunft, der alles andere als schön war, aber den Eindruck eines unverwüstlichen Gebrauchspferdes machte. Wie ihn das alles heimatlich, oder wie sie drüben sagten: „deutschländisch“ berührte: der Leutnant mit seinem nach oben gebürsteten, schneidigen Schnurrbart, der in rührender Harmlosigkeit sofort von Regimentsangelegenheiten und Garnisons-

klatsch zu erzählen begann, durch und durch davon überzeugt, daß es auf der ganzen Welt nichts Interessanteres gebe. Sie gingen dem Wirtschaftshofe zu, ungeführt folgte die Charge ihrem Herrn. Einem Knecht, der ihnen in den Weg kam, rief Ernst Hindorf zu, das Pferd des Herrn Leutnants in den herrschaftlichen Stall zu führen und ihm Futter zu schütten; dann begaben sie sich langsam nach dem Herrenhause.

Gustav hatte die Herren schon erspäht und fragte, als sie eintraten, wie es mit dem Essen gehalten werden solle. Hindorf erklärte, Eberhard möge die Zeit bestimmen, ihm sei jede recht.

Der Leutnant meinte, wenn er entscheiden solle, bitte er gleich jetzt um ein Frühstück, denn er müsse im zeitigen Nachmittag schon weiter reiten. Ernst solle nur entschuldigen, aber da er einmal unterwegs sei, habe er sich vorgenommen, von Lamnitz aus zu den Plessows zu reiten.

„Nach Baderwisch?" fragte Hindorf.

„Nein, nach Reitern. Du weißt wohl noch gar nicht, daß Plessows umgezogen sind?"

„Das erste, was ich höre!"

„Vor Weihnachten ist Ede Plessow mit Kind und Kegel nach Reitern ausgerückt, Baderwisch überläßt er Horst."

„Horst! — Wie will denn der auf Baderwisch durchkommen?"

„Er heiratet. Sie ist Fabrikantentochter und hat klotziges Geld."

„Ede Plessow und eine bürgerliche Schwiegertochter!"

„Nicht wahr? Man ist gespannt auf die zukünftige Herrin in Baderwisch."

Die Unterhaltung wurde im Zimmer des Hausherrn geführt. Eberhard hatte sich auf dem Ledersofa ausgestreckt und rauchte.

Er war jetzt auf Pferdegeschichten gekommen. Der Leutnant besaß ein Paar Rennpferde; er erzählte von dem Pech, das er in der vorigen Herbstsaison gehabt habe. Seinen früheren Trainer habe er wegschicken müssen, weil der Kerl ihn schauderhaft betrogen hätte; aber jetzt habe er einen erstklassigen Mann, und der Erfolg fange an, sich seinen Farben wieder zuzuwenden.

Hindorf schenkte den Worten des Bruders nur halbes Gehör. Das, was er vorhin gehört hatte, ging ihm im Kopfe herum. Horst Plessow hatte Baderwisch übernommen und würde dort wohnen. — Merkwürdige Schickung!

Lamnitz und Baderwisch waren nächste Nachbarschaft. Als Jungens schon hatten sich die Nachbarssöhne geschlagen und vertragen, aber das Schlagen war das Häufigere gewesen. Dann kam man auseinander. Ernst Hindorf besuchte das Gymnasium der Provinzialhauptstadt, während der junge Plessow auf Ritterakademie geschickt wurde. Horst schien sich schwer von der Schulbank trennen zu können; auch das juristische Examen machte ihm Schwierigkeiten. Ernst Hindorf war schon eingesessen und verheiratet, als Horst Plessow endlich im Vorbereitungsdienst beim Landratsamt des Kreises angestellt wurde. Hier war es, wo die beiden Altersgenossen zum ersten Male in offenen Gegensatz traten. Der Landratsposten würde voraussichtlich in kürzester Zeit frei werden; der alte Plessow setzte Kopf und Kragen daran, seinen ältesten Sohn Horst in diese Stellung zu bringen. Ernst Hindorf aber war der Ansicht, daß dieses Amt viel zu wichtig sei, um es

einem Menschen anzuvertrauen, der sich, wie Horst Plessow, bisher nur im Renommieren und Geldvertuen groß gezeigt hatte.

So stemmte sich denn der Lamnitzer dem Plessowschen Landratswahlprojekt energisch entgegen, obwohl er wußte, daß er sich dadurch den alten Ede, der das gefürchtetste Mundwerk der Gegend besaß, für alle Zeiten zum Feinde machen werde. Eine Anzahl der einsichtigen Leute der Gegend schlossen sich Herrn von Hindorf an, und so machte die Kandidatur Horst Plessows Fiasko. Zwischen den Häusern Lamnitz und Baderwisch aber senkte sich von da ab ein dunkler Vorhang von Verstimmung.

Gustav meldete, das Frühstück sei angerichtet. Die Brüder begaben sich ins Eßzimmer.

„Wie geht es denn in Dromsdorf bei den Weudenas?" erkundigte sich Ernst Hindorf, als sie saßen.

„Gut, gut!" war die hastige Antwort.

„Kommst du noch manchmal hin?"

„O doch, manchmal! — Weudenas leben ganz zurückgezogen, man wundert sich allgemein, wie wenig sie geben."

„Mit sieben Kindern und einem verschuldeten Gute kann man wohl keine großen Sprünge unternehmen."

„Die Mädels werden dann eben schwer abgehen."

„Wie geht es denn Marka Wendena?"

„Ich habe sie eine Ewigkeit nicht gesehen. Aber ich glaube, es geht ihr gut. Henning Plessow ist neulich mal in Dromsdorf gewesen; er sagt, Marka habe stark eingepackt. Schade! Man sieht die guten Leute wirklich nirgends. Die Dromsdorfer Mädels werden richtig eingepökelt."

Hindorf fühlte sich unangenehm berührt durch die

Art und Weise, wie sein Bruder von dieser Familie sprach. Früher hatte Eberhard sehr viel in Dromsdorf verkehrt, und Marka Weudena war ihm damals durchaus nicht gleichgültig gewesen. Aber Eberhards Interesse schien neuerdings ganz in Anspruch genommen durch die Plessows; dieser Name tauchte immer wieder in seinen Erzählungen auf. Bei seinem Regimente standen zwei Söhne von Ede Plessow: Job und Henning. Mit ihnen zusammen hielt sich Eberhard einen Rennstall. Der alte Ede war von jeher ein großer Pferdsmann gewesen; manche nannten ihn auch weniger schmeichelhaft einen „Pferdeschmeißer". Ernst Hindorf würde es lieber gesehen haben, wenn sein Bruder sich von dieser Gesellschaft fern gehalten hätte. Ede Plessow hatte schon mehr als einen unerfahrenen jungen Mann beim Pferdehandel oder auch am Spieltisch arg gerupft.

„Weißt du, wer jetzt von der ganzen Gegend am besten reitet?" fragte Eberhard plötzlich.

„Früher waren es die Baderwischer Jungens, die sind ja halb im Stalle aufgewachsen."

„Ich sage dir, Henning Plessow, der als unser bester Reiter gilt, ist ein Waisenknabe gegen seine Schwester."

„Wie, das kleine Ding?"

„Seit Ostern vorm Jahre ist Anne Marie vom Stift zurück."

„Hat sie im Stift reiten gelernt?"

„Nein, bei ihrem Vater. Jetzt dressiert sie die schwierigsten Gäule. Der größte Verbrecher von Pferd geht unter ihr wie eine Puppe."

Der Leutnant erzählte weiter von Anne Marie, und es war für Ernst Hindorf, der das leicht bewegliche Herz seines Bruders kannte, ziemlich klar, daß

er augenblicklich für Fräulein von Plessow schwärme. Nun war es ja klar, was ihn nach Reitern zog. Der Lamnitzer, der nach so langer Abwesenheit mancherlei mit seinem Bruder zu besprechen gehabt hätte, machte keinen Versuch weiter, den jungen Mann länger zu halten.

Bald nach dem Frühstück schon ritt Eberhard ab. Reitern lag seine dreißig Kilometer von Lamnitz ent fernt. Der Leutnant erklärte, daß er den Burschen mit Pferden und Uniform zum Wechseln nach einem Gasthof unterwegs bestellt habe, denn so „verdreckt“, wie er sei und mit „dem Chargenbock“, wolle er in Reitern nicht auftreten.

Ernst Hindorf sah den Bruder noch aufs Pferd steigen und winkte ihm einen Gruß zu, als er im leichten Kanter um die Ecke am Wirtschaftshofe bog. Dann kehrte er auf sein Zimmer zurück.

Man mußte nun ans Arbeiten denken. Wahre Berge von Briefen, Drucksachen und Aktenstücken, die Gustav während der Abwesenheit des Herrn gewissenhaft angesammelt hatte, warteten der Durchsicht. Herr von Hindorf hatte bestimmt, daß ihm nichts nachgeschickt werden solle. Eberhard sollte sich, so war besprochen worden, um Lamnitz kümmern und das Wichtigste erledigen. Der Leutnant hatte wohl einen schwachen Versuch dazu gemacht, war aber zu ausdauernder Arbeit schließlich doch zu bequem gewesen.

Ein paar Stunden brauchte Hindorf allein, um sich einen Überblick zu verschaffen über das, was sogleich erledigt werden mußte, und es von dem zu trennen, was aufgeschoben oder gar, was vernichtet werden durfte. Als er mit der gröbsten Arbeit zu Ende war, ließ er eine Pause eintreten. Es gab noch Stoff für Tage und Wochen. Als ein weiteres Pensum standen

die Wirtschaftsbücher und die Forstrechnungen im Hintergrunde.

Unwillkürlich legte sich Ernst Hindorf die Frage vor, für wen er diese Arbeit eigentlich tue. Für das Gut, für Lamnitz? Es war etwas Großes um den alten, gefestigten Grundbesitz, niemand konnte mehr davon durchdrungen sein als er. Die jeweilig lebende Generation war nur der zufällige Inhaber und Nutznießer des Besitztums, das vielmehr Eigentum blieb einer höheren Gruppe: der Familie. Jeder Besitzer reichte sterbend das von den Vätern empfangene Kleinod weiter an kommende Geschlechter. Alles wohl durchdacht, sinnvoll geordnet und durch die Tradition geheiligt. Alles berechnet auf den natürlichen Erbgang vom Vater auf den Sohn. Aber wenn man kinderlos war!

Für wen also arbeitete er? Schließlich strengte man sich doch nur an, um im Training zu bleiben, weil das Leben im Müßiggang langweiliger und noch schwerer zu ertragen war als ein arbeitsreiches. Hier würde er sitzen, alt und grau werden. Seine Kraft würde er auf diesem verlorenen Posten verbrauchen, schließlich, wer würde, wenn er starb, an seine Stelle treten?

Er legte die Feder weg und sann über Eberhard nach. Er hatte ihn gern, empfand eine Neigung für ihn, die mehr war, als das Verhältnis zwischen Brüdern gewöhnlich zu sein pflegt. Und doch mußte er diesem jungen Menschen gegenüber, der so viele liebenswürdige Eigenschaften besaß, oftmals denken: schade!

Eberhard fehlte etwas; Ernst hätte kaum mit Worten unterschreiben können, was es sei, das dem Bruder fehlte. Irgend etwas war bei dem jungen

Menschen entweder nicht zur Entwicklung gekommen oder verkrüppelt. „Er hat kein Gemüt," sagte sich Hindorf manchmal; aber dem widersprach, daß Eberhard wiederholt Zeichen von edler Gesinnung an den Tag gelegt hatte. „Er ist leichtsinnig," dachte Ernst. Gewiß lebte Eberhard über seine Verhältnisse, und der ältere Bruder hatte wiederholt aushelfen müssen. Aber das schien verzeihlich; in dem Alter war Solidität Ausnahme. Eberhards Streiche waren bisher zu ertragen gewesen. Sie hielten sich in gewissen Grenzen. Courmacher war er auch, aber keiner von der rücksichtslosen Art, der die Mädchen ruinierte. Er erfreute sich großer Beliebtheit bei beiden Geschlechtern; ja, es war geradezu Mode geworden, Eberhard Hindorf nett zu finden.

Und doch, doch! Seinem Wesen fehlte der Schlußstein. Seine Jugend mochte ja manches entschuldigen, manches würde er noch abstreifen mit wachsender Reife; aber im Grunde glaubte Ernst Hindorf nicht, daß der Bruder sich jemals zur vollen Persönlichkeit entwickeln werde. Nur eine Hoffnung gab es für ihn: daß er die große Liebe finden möchte, wenn er auf seinem Lebenswege einem Weib begegnete, das ihm den unvergleichlichen Liebesdienst erwies, seine Seele zum Bewußtsein ihrer Männlichkeit zu erwecken.

Ernst Hindorf erhob sich. Wieder war er mit seinen Gedanken dort angelangt, wohin er nicht gewollt hatte. Wieder brannte die Stelle schmerzhaft, wo das Teuerste von ihm getrennt worden war, wie eine frisch empfangene Wunde.

„Doris!" murmelte er, „Doris."

Dann ging er ohne Besinnen zu der Tür, die in den ehemaligen Salon seiner Frau führte, und öffnete

sie schnell. Die Möbel waren mit Kappen zugedeckt, die Fenstervorhänge vorgezogen. Es herrschte graues Dämmerlicht in dem Raume. Kalt war es wie im Keller. Ihm war es zumute, als betrete er ein Grabgewölbe.

Hindorf machte eines der Fenster von seinen Verhüllungen frei. Eine Flut von Licht strömte hinein; die jenseitige Wand lag auf einmal voll beleuchtet vor ihm. Dort hing in Lebensgröße das Bild der Verstorbenen.

Doris hatte ihn in ihrem letzten Lebensjahre zu seinem Geburtstage mit diesem Porträt überrascht. Sie war dargestellt im schlichten Sommerkleide, einen Gartenhut in der Hand, als kehre sie eben von einem Gange ins Freie zurück. Hinter ihrer hellen Gestalt war eine tiefgrüne Baumgruppe des Lamnitzer Parks zu erkennen. Alles war einfach an dieser Erscheinung bis auf das reiche Haar, das wie eine schwere Krone von Gold ein schmales weißes Gesichtsoval umrahmte. Dem Maler war es gelungen, das völlig In-sich-abgeschlossene dieses Wesens wiederzugeben. Ein größerer Künstler würde vielleicht ein interessanteres Porträt geschaffen haben, aber der herben Keuschheit dieser Natur wäre er schwerlich näher gekommen. Hier schien alle Zutat verschwendet. Der goldene Kern seelischer Schönheit, den diese Züge widerstrahlten, bedurfte nicht des Unterstreichens. Diese einfache deutsche Frauenerscheinung hatte jede Pose, jedes Modezierats entraten können und trug trotzdem den Stempel des Hoheitsvollen unauslöschlich an sich.

Der Witwer stand lange Zeit vor dem Bilde. Beschämende Reue wollte ihm das Herz versengen bei dem Bewußtsein, daß er dieses Wesen in seiner ganzen

Güte, Reinheit und Größe erst zu erkennen vermocht hatte, als an Stelle ihrer lebendigen Gegenwart das kalte Bildnis getreten war. Aber dieses „Zu spät", das jeder beseelte Mensch seinen Toten gegenüber erlebt, blieb doch nicht ganz ohne melancholischen Trost. Von dieser Gestalt in ihrer Abgeschlossenheit, wie sie nur den Vollendeten eigen ist, ging ein gedämpfter Wohllaut aus. Dieses edle Frauenangesicht schien in aller Jugendschöne zu sagen: „Ich bin reif."

Der einsame Mann wurde ruhiger im Anschauen dieses stillen Bildes. Etwas wie der Friede eines Sommerabends, mit reinem, durch klare Luft aus weiter Ferne tönenden Kirchenglocken, senkte sich auf sein Gemüt.

Doris war gegangen, unwiderruflich gegangen, durch jene dunkle Pforte, bei deren Durchschreiten alles Weltliche zurückgelassen werden muß. Dem Gatten war nichts von ihr geblieben als das Erinnern und ein Ziel. Das Ziel war: Fort und fort so zu leben, daß er in Frieden bleiben durfte mit dem Bilde der Geliebten.

* * *

Kammerherr und Frau von Mildenau hatten Einladungen verschickt zu einer Gartengesellschaft. Die Mildenaus besaßen ein großes, in fruchtbarer Pflege gelegenes Gut: Drosselbach. Es war von Lamnitz aus in zweistündiger Wagenfahrt zu erreichen. Das einzige Kind, die voraussichtliche Erbin der schönen Besitzung, Agathe, war erst seit einem Jahre aus dem Stift zurückgekehrt. Ihr zu Ehren gaben die Eltern eine Gesellschaft nach der anderen.

Das Gartenfest in Drosselbach würde diesmal etwas besonders Interessantes bieten: Frau von Mildenaus Bruder, der Lamnitzer Hindorf, sollte zugegen sein.

Die Nachbarn hatten Ernst Hindorf seit dem Tode von Frau und Jungen nicht mehr in Gesellschaft gesehen. Er hatte sich damals in einer schroffen Weise von aller Welt zurückgezogen, die viel kommentiert worden war. Nicht alle teilten die milde Auffassung des alten Herrn von Weudena auf Dromsdorf, daß ein solcher Schmerz das scheinbar wunderlichste Verhalten verzeihlich mache.

Dann war Ernst Hindorf verreist, und in der langen Frist seiner Abwesenheit hatten die klatschsüchtigen Zungen andere Stoffe gefunden, an denen sie sich auslassen konnten. Man hatte ihn fast vergessen. Als er aber unerwartet vor einigen Wochen nach Lamnitz zurückgekehrt war, wurde die Neugier wieder rege. Vor allem war man gespannt, ob er noch immer „den untröstlichen Witwer markieren" werde, eine Bemerkung, die von Ede Plessow, dem Schandmaule der Gegend, stammte.

Nach einer Stunde schon stand das Urteil der Gesellschaft übrigens fest; es ging dahin: Ernst Hindorf sei wie verjüngt von seiner Weltreise zurückgekehrt und seinen Schmerz scheine er glücklich verwunden zu haben.

Selbst Ede Plessow, der sonst kein Hehl daraus machte, daß er den Lamnitzer nicht leiden könne, unterließ diesmal alle unfreundlichen Bemerkungen. Vielleicht hatte der Alte Grund zu besonderer Zurückhaltung. Heute sollte nämlich seine zukünftige Schwiegertochter, Horsts Braut, mit der Nachbarschaft bekannt gemacht werden. Ede Plessow, der sich sonst den Mund zu den Ohren redete, wenn eine alte Familie sich mit bürgerlichem Blute vermischte, hatte doch nicht nein gesagt, als sein Ältester ihm die Tochter eines Mannes

als Braut ins Haus brachte, der sein Geld durch Fabrikation eines wenig angenehm duftenden Stoffes machte; schließlich, sein Geld roch nicht. Das Bewußtsein, hierdurch in Widerspruch zu geraten mit den Ansichten, die er bisher vertreten hatte und nun dem Witze anderer eine Zielscheibe zu bieten, hatte den jederzeit zu schnoddrigen Bemerkungen bereiten Ede neuerdings ein wenig kleinlaut gestimmt.

Auch Horst, den Hindorf seit der verunglückten Landratskandidatur nicht wiedergesehen hatte, schien die Absicht zu haben, Vergangenes vergangen sein zu lassen. Er kam, sowie er des Lamnitzers ansichtig wurde, auf ihn zu und sagte: „Er hoffe, zwischen Baderwisch und Lamnitz solle, wie in alter Zeit, gute Nachbarschaft gehalten werden."

Hindorf wurde viel nach seinen Reiseerlebnissen gefragt. Sich anstaunen zu lassen, weil er einen größeren Teil des Globus gesehen hatte als die übrigen Anwesenden, erschien ihm geschmacklos. Er war froh, sich mit dem alten Weudena ein wenig von der übrigen Gesellschaft absentieren zu können. Die hohe Gestalt dieses Greises wurde durch ein stattliches Embonpoint nicht entstellt; ein weißgelber Patriarchenbart umrahmte sein edelgeschnittenes Gesicht.

Herr von Weudena war stets ein treuer Freund des Lamnitzer Hauses gewesen. Ernst Hindorf wußte, daß der alte Mann vielleicht der einzige Mensch weit und breit sei, der seine Gemütsverfassung nach dem Tode von Doris richtig gewürdigt hatte. Marka, die dritte von den sechs Weudenaschen Töchtern, war viel in Lamnitz gewesen und hatte eine schwärmerische Verehrung für Doris gehegt. Die Verstorbene hatte das schöne, wohlerzogene, selbstlose Wesen gern gemocht.

Mit wehmutsvoller Freude sah Hindorf das stille Gesicht von Marka Weudena wieder; es entging ihm nicht, daß sie, wie immer, auch heute äußerst unvorteilhaft angezogen war. Die Dromsdorfer Mädchen schneiderten sich ihre Kleider selbst. Die ganze Familie war auf den Ertrag von Dromsdorf angewiesen. Man mußte diese Menschen bei sich sehen, in ihrem alten, traulichen Familienhause, um Respekt vor ihrer Tüchtigkeit zu bekommen. Außerhalb ihrer vier Pfähle verloren sie an Eigenart. Die Mädchen wirkten unter anderen modischeren Damen wie Feldblumen, die sich in die Blütenpracht eines Gewächshauses verirrt haben.

Das Gegenstück zu den Weudenas bildeten die Plessows. Auch sie waren eine zahlreiche Familie, in der jedoch die Jungens überwogen. Anne Marie, das jüngste Kind, vertrat nach vier Söhnen das weibliche Geschlecht in der Familie. Kurz nach der Geburt der Tochter war Frau von Plessow gestorben.

Herr von Plessow auf Reitern, in der Armee auch unter dem Namen „der tolle Ede" bekannt, war ein mittelgroßer, sehniger Mann, trotz seiner Sechzig noch ungemein beweglich, der anerkannt erste Sportsmann der Gegend. Über einem geraden, schwarzen Schnurrbart blickten eine stark gebogene, wettergebräunte Nase und ein paar funkelnde, braune Augen kühn hinweg. Das kurzgeschorene, noch ziemlich volle Haupthaar zeigte sich silbern angegraut.

Niemand weit und breit war Ede Plessow im Renommieren über. Seine Jagdabenteuer und Pferdegeschichten waren berüchtigt. Doch log er amüsant, und außerdem standen wirkliche Sachkenntnis und nicht alltägliche Erlebnisse hinter ihm. Er hatte im deutsch-französischen Feldzuge mit seiner Schwadron einen be-

rühmten Aufklärungsritt gemacht, das Eiserne Kreuz erster Klasse war ihm eigen. Wenig erfreulich war es, wenn Ede auf Politik zu sprechen kam; aber gerade dieses Gebiet betrachtete er als seine besondere Domäne. Seine politische Weisheit beschränkte sich darauf, alles gut zu heißen, was ihm Vorteil brachte, und alles zu verdammen, wovon er annahm, daß es ihn und seinen Stand schädige. Auf Regierung, Staat, Gesetze, Beamte schimpfte er in unverfrorener Weise mit Ausdrücken, die ihn, wenn er nicht Ede Plessow gewesen wäre, längst mit der Behörde in Konflikt gebracht haben würde.

Eine wichtige Rolle im Plessowschen Hause spielte Edes Schwägerin, Frau von Nettelmüller. Sie war augenblicklich die eleganteste Frau der Gegend. Die „Witwe Nettelmüller" — unter diesem Namen war sie weit und breit bekannt — konnte es mit ihrem rosigen Teint und gut frisiertem, gelbblonden Haar noch mit manchem jungen Mädchen aufnehmen. Wie weit ihre Figur Machwerk der Schneiderkunst sei, hätte vielleicht ihre Jungfer anzugeben vermocht.

Frau von Nettelmüller, die mit Berlin, wo ihr verstorbener Gatte als General gestanden hatte, noch immer eine gewisse Verbindung aufrecht erhielt, hatte die Verlobung ihres Neffen Horst mit der Fabrikantentochter vermittelt. Sie war es auch, die heute die Einführung der Braut in die Gesellschaft auf sich genommen hatte.

Fräulein Tubus, so hieß die Braut, fand von seiten der zukünftigen Nachbarn keine übertrieben aufmerksame Aufnahme. Man hatte zunächst festgestellt, daß sie rothaarig und nicht sonderlich hübsch sei. Dann hielt man sich über ihre Toilette auf, die für ein

Gartenfest viel zu großartig sei. Am schlimmsten aber fand man es, daß das junge Mädchen Prätensionen machte; sie küßte keiner von den älteren Damen die Hand, antwortete, wenn angeredet, ziemlich kurz und trug die blasierte Miene der Großstädterin zur Schau.

Es herrschte eine Meinung, daß man noch niemals ein so wenig strahlendes Brautpaar gesehen hatte. Horst Plessow gab sich nicht die geringste Mühe, seine schlechte Laune zu verbergen, die er über das wenig glückliche Debütieren der Braut empfand.

Ein Teil der jungen Leute spielte Tennis, andere fuhren auf einem in den Anlagen gelegenen Teich Kahn. Wagen fuhren vor. In einem fort tauchten neue Gäste auf, die zum Teil aus weiter Ferne kamen. Drosselbach bewahrheitete sein Renommee, Mittelpunkt des geselligen Lebens zu sein. Es war ein Bild voll von Anmut und behaglichen Lebens: die lichten Toiletten der Damen, die Tenniskostüme, die Uniformen zwischen dem grünen Laub und den dunklen Stämmen des weitläufigen Parks. Im Hintergrunde als ruhiger Abschluß das stattliche Herrenhaus im Stile des achtzehnten Jahrhunderts mit vielen hohen Fenstern und einer breiten Freitreppe davor.

Frau von Mildenau war nur um anderthalb Jahr älter als ihr Bruder Ernst. Die beiden hatten sich bei so geringem Altersunterschied als Kinder sehr nahe gestanden. Hindorf wußte, daß er nächst der Mutter seiner Schwester Constanze das beste von seiner ersten Erziehung zu verdanken habe. Erst ihre frühe Heirat mit dem wesentlich älteren Herrn von Mildenau hatte die beiden etwas auseinandergerückt. Constanze fand nun andere, stärker bindende Interessen: den Mann,

das Haus, später das Kind. Gute Freunde waren die Geschwister bei alledem geblieben.

Das Paar Mildenau war in sich ziemlich ungleich, ohne daß die Ungleichheit eine unglückliche Ehe zur Folge gehabt hätte. Diese beiden Menschen schienen von Natur bestimmt, einander zu ergänzen. Herr von Mildenau war von Jugend auf schwächlich gewesen und später Schonung bedürftig; er konnte sein großes Gut infolgedessen nicht selbst bewirtschaften. Drosselbach war zum größten Teile verpachtet. Man reiste viel, verlebte die Winter in der Stadt oder im Süden. Die Vermögensverhältnisse erlaubten das. Frau von Mildenau, eine weniger blendende als anmutige Erscheinung, legte Wert darauf, ihrem Gatten gegenüber, dem sie durch Jugend und Gesundheit überlegen war, nicht allzusehr in den Vordergrund zu treten. Sie war unzweifelhaft der Mittelpunkt des Drosselbacher Hauses, das ganz den Stempel ihres Geschmackes trug. Ihrer wohl ausgeglichenen Natur waren alle Disharmonien und Übertreibungen zuwider; darum suchte sie das natürliche Übergewicht, das sie nun einmal über ihre Umgebung besaß, nach Möglichkeit selbst abzudämpfen.

Es war nur ein Kind vorhanden: Agathe. Das Mädchen war keine Schönheit, aber ihr rundes, weißes Gesicht mit den freundlichen Augen besaß etwas Einnehmendes. Auch Agathens Gesundheit galt für zart; und der Vater, der keine andere Beschäftigung hatte, als die Sorge um das einzige Kind, verzärtelte sie noch mehr durch übergroße Verwöhnung.

Agathens intimste Freundin war Anne Marie von Plessow. Die beiden waren zu gleicher Zeit ins Stift gekommen, waren am nämlichen Tage konfirmiert worden, hatten gemeinsam das Institut verlassen. Die

Freundschaft bewahrte ihre Kraft auch über die Schule hinaus. Zwischen den Gütern Reitern und Drosselbach, die ziemlich weit voneinander lagen, war durch die Töchter neuerdings ein lebhafter Verkehr entstanden.

Von den anwesenden Mädchen war Anne Marie unbestreitbar die auffälligste Erscheinung. Marka Weudena hätte zwar, was Schönheit betraf, den Vergleich mit ihr aushalten können; aber an Marka waren fünfundzwanzig, keineswegs immer leichte Lebensjahre nicht spurlos vorübergegangen, und Anne Marie sollte erst achtzehn werden.

Hindorf beobachtete das junge Mädchen mit besonderem Interesse. Frau von Mildenau hatte zu ihrem Bruder Ernst ganz ernsthaft von der Möglichkeit gesprochen, daß aus Eberhard und Anne Marie ein Paar werden könne; und wie es schien, protegierte auch die Witwe Nettelmüller, die Hauptheiratsvermittlerin der Gegend, das Zustandekommen der Partie.

Ernst Hindorf wäre der Einladung zu dem Gartenfeste in Drosselbach schwerlich gefolgt, wenn er nicht gewünscht hätte, bei dieser Gelegenheit Anne Marie Plessow kennen zu lernen. Wohl hatte er sie als kleines Mädchen in Baderwisch gesehen. Er entsann sich eines wilden, dunkelhaarigen Dinges mit lebhaften Augen, leicht wie ein Federball, unstet wie ein Zigeuner, das es mit allen Rangen der Nachbarschaft in tollen Streichen aufnahm. Als junge Dame kannte er Anne Marie noch nicht.

Sie war an einer Partie Tennis beteiligt, als Hindorf sie zu Gesicht bekam. Eberhard spielte mit als ihr Partner. Es ist vielleicht nicht der günstigste Augenblick für eine Dame, an einem warmen Junitage beim Tennis gesehen zu werden.

Fräulein von Plessow konnte diese Situation vertragen. Das Spiel schien ihr keine Anstrengung zu bedeuten. Es war eine Lust, ihren sicheren, ungezwungenen, knappen Bewegungen zuzuschauen. Keine Spur von Erhitzung an ihrer zarten Haut. Ihre Bläſſe und Schlankheit hatte nichts Ungesundes; man sah es jedem Sprung, jedem Schlag ihrer kleinen, feingefesselten Hand an, daß in diesem graziösen Körper Nerv steckte und Zähigkeit. Das glückliche Ebenmaß ihrer Glieder kam bei diesem Spiele, das wie kein anderes Herrschaft voraussetzt über den ganzen Körper, wundervoll zur Geltung.

„Eine echte Plessow!" Das war der erste Eindruck, den Ernst Hindorf von Anne Marie hatte. Gerade weil zwischen den Hindorfs und den Plessows eine alte Rivalität bestand, vermochte er neben den Fehlern auch die Vorzüge dieser Rasse zu unterscheiden. Man mochte Ede Plessow und seiner Nachkommenschaft manches vorwerfen, eines stand fest: Temperament besaßen sie.

Während Hindorf noch stand und dem Tennis zusah, trat seine Schwester zu ihm. Er glaubte nicht anders, als Constanze würde über Eberhard und Anne Marie vertraulich zu ihm sprechen wollen, und entfernte sich darum von dem Spielplatze. Sehr bald aber merkte er, daß die Schwester ihm etwas anderes, Persönlicheres mitzuteilen haben müsse.

Constanze, die ihm als das Muster der Seelenruhe und der Selbstsicherheit galt, war merkwürdig verlegen. Soeben habe sie die Nachricht bekommen, sagte sie zögernd, daß noch weiterer Besuch zu erwarten sei. Der Superintendent aus der Kreisstadt wäre mit Frau und Schwägerin beim Drosselbacher Pfarrer zu Besuch;

als er von der Gesellschaft hier gehört habe, hätte er erklärt, mit seinen Damen auch dazu kommen zu wollen.

Ernst Hindorf sah seine Schwester verwundert an; warum machte sie denn so viel Aufhebens davon, daß noch ein paar Leute mehr zu ihrem Feste kommen wollten? Superintendent Mälich war Schwiegersohn des alten Weudena von Dromsdorf und hatte sich von jeher zum Landadel gehalten.

„Er bringt seine Schwägerin mit," sagte Constanze mit besonderer Betonung. „Ich weiß nicht, ob dir bekannt war, daß Helene Kracht wieder im Lande weilt. Sie hat ihren Mann verloren. Erst hieß es, sie würde nun ganz in Dromsdorf leben und Vater Weudena die Wirtschaft führen, aber neuerdings, scheint's, will sie sich der Krankenpflege zuwenden. Sie hat mit ihrem Manne viel Schweres durchgemacht, die Ärmste. Man erzählt sich haarsträubende Dinge; aber davon ein andermal! Ich hielt es für angezeigt, Ernst, dich darauf vorzubereiten, daß Helene heute hierherkommt. Leider konnte ich es nicht verhindern; Mälich hat sich mit seinen Damen einfach angesagt. Übrigens irgendwo hättet ihr beide euch doch wiedersehen müssen, da sie im Lande zu bleiben gedenkt. Du wirst Helene sehr verändert finden, Ernst, von Schönheit ist kaum noch die Rede. Ich wollte es gar nicht glauben, als ich sie neulich bei Weudenas traf, daß sie es wirklich sei. Fünfzehn Jahre ist sie in der Fremde gewesen und kein einziges Mal in all der Zeit nach Hause zurückgekehrt, selbst als ihre Mutter starb, nicht. Dieser fürchterliche Mensch, ihr Mann, hat sie nicht von der Seite gelassen. Es ist mir noch heute ein Rätsel, wie sie sich hat zu der Partie entschließen können."

Ernst Hindorf ging gesenkten Hauptes neben seiner

Schwester. Helene Weudena! — Für ihn hatte sie niemals ihren Mädchennamen gewechselt. Er sollte Helene wiedersehen, seine einstmals so leidenschaftlich begehrte erste Jugendliebe! —

Um fünfzehn, sechzehn Jahre versetzte ihn das mit einem Schlage zurück. In eine Zeit, die ihm einen ganz anderen Menschen zeigte, als er jetzt war. Er entsann sich einzelner Episoden aus diesem tragischen Liebeshandel noch ganz deutlich, als ob sie sich gestern erst zugetragen hätten, und dennoch war er sich heute in der Rolle, die er damals gespielt hatte, völlig fremd. Wieviel Menschen gab es wohl noch außer ihm, seiner Schwester Constanze, Helene selbst und dem alten Weudena, die von dieser Angelegenheit überhaupt etwas wußten? Alte, vergessene Geschichten! Für ihn hatte all das längst jenen Duft angenommen, der uns aus gepreßten Blumen entgegenströmt, die, frisch gepflückt und zum ewigen Andenken aufbewahrt, ihr Aroma an die vergilbten Blätter irgendeines vergessenen Buches gegeben haben. Gedacht hatte er wohl noch an Helene, denn seine Liebe zu dem Mädchen war echt und stark gewesen. Helene, die er sechzehn volle Jahre nicht gesehen, von der er nie eine Zeile, niemals einen Gruß erhalten hatte, war für ihn etwas ganz Besonderes geworden: ein Grab an seinem Wege. Wenn er in alten Erinnerungen kramte, war er wohl dahin zurückgekehrt, hatte er einen wehmutsvollen Blick auch auf diesen Hügel geworfen, der etwas abseits lag von den Gräbern seiner Toten, und der längst übersponnen war mit dem Efeu der Erinnerung.

Es war ihm befremdend, ja peinlich, zu hören, daß er Helene wiedersehen sollte. Er hatte sie in Erinnerung: jung, schön, leidenschaftlich, stolz. Was würde

sie heute sein? — Constanze hatte es schon angedeutet. Und auch er, der leichtherzige Student von damals, war nicht jünger geworden seitdem. Mit ihren längst abgestreiften Illusionen, ihren tollen Plänen, die das nüchterne Leben verschüttet hatte, wie würden sie heute voreinander stehen! — Es mußte eine furchtbare Enttäuschung geben auf beiden Seiten.

Frau von Mildenau hatte den Bruder seinen Gedanken überlassen und sich wieder ihren Gästen zugewandt. Hindorf überlegte, ob er die Gesellschaft verlassen sollte nach dem, was er soeben erfahren hatte; bei der Menge von Menschen wäre sein Verschwinden kaum aufgefallen. Aber er entschied sich, zu bleiben. Constanze hatte recht: einmal würde man sich ja doch irgendwo wiedersehen. Am besten, es geschah gleich und in einer Form, die möglichst jede Unklarheit für das Weitere ausschloß.

Er kehrte in die Nähe des Hauses zurück und musterte die einzelnen Gruppen der Gäste, ob Helene Kracht etwa dazwischen sei.

Zunächst erkannte er nur den Superintendenten, einen hageren, gravitätisch schreitenden Alten mit kahlem Scheitel und einer Nackenkrause von grauweißen Haarsträhnen, der schon zu Hindorfs Schülerzeiten von den bösen Buben „Der Marabu" getauft worden war. Dieser Greis schien das ewige Leben zu haben; er war schon zum dritten Male verheiratet und besaß aus allen drei Ehen zahlreiche Kinder. Superintendent Mälich war immer in der Nähe der Damen zu finden, auf die er trotz seiner grotesken Erscheinung eine merkwürdige Anziehungskraft ausübte. Auch heute wieder war er umgeben von zahlreichen Zuhörerinnen — aber die von Ernst Hindorf Gesuchte war nicht unter ihnen. So

konnte Helene sich doch unmöglich verändert haben, daß er sie nicht wiedererkannt hätte.

Dann erblickte er wie von ungefähr in einiger Entfernung eine einzelne Dame in dunkler Kleidung, die nach dem Hintergrunde des Parkes schritt. Zwar konnte er sie nur von hinten sehen, aber etwas Charakteristisches in ihrer Haltung, ihren Bewegungen gab ihm die Gewißheit, daß es Helene Kracht sein müsse.

Er eilte ihr nach. Es schien ihm fast, als suche auch sie; denn sie blieb einige Male stehen auf dem gewundenen Parkwege und sah sich um. Hindorf erkannte, daß ihr Haar völlig ergraut war; die hohe Gestalt, ein wenig nach vorn gebeugt, schien ihre frühere Elastizität verloren zu haben. Das Herz klopfte ihm gewaltig, als er ihr näher und näher kam.

Seine Sorge war, in Helene keine falsche Vorstellung aufkommen zu lassen über seine Absichten. Es war für sie wie für ihn von größter Wichtigkeit, daß ihr Verhältnis von vornherein klar sei. Das Jugenderlebnis mußte begraben bleiben, zugedeckt und wohlbeschwert ein für allemal durch das, was sie beide inzwischen an ernsten Dingen erlebt hatten. Gefühlvolles Rückerinnern an jene unmöglichen Träume durfte es nicht geben. Darum war es ihm ordentlich eine Beruhigung, zu sehen, daß Helene graues Haar hatte. Sie trug damit gleichsam selbst den Beleg zur Schau über den Verlauf vieler Jahre seit dem letzten Abschied.

Als er ihr schon ganz nahegekommen war, blieb die Frau stehen und wandte sich schnell um. Man prallte fast aneinander an. Einen Augenblick stand Hindorf stumm, mit verhaltenem Atem; dann verbeugte er sich. Sie reichte ihm die Hand. „Guten Tag, Herr von Hindorf. Ich hörte durch Ihre Schwester,

daß Sie hier seien. Wir haben uns sehr lange nicht gesehen."

Hindorf bestätigte das letztere. Gott sei Dank, sie war völlig gefaßt und schien die Situation genau so aufzufassen wie er!

Man schritt langsam wieder in der Richtung nach dem Hause zu. Die Unterhaltung konnte zwischen ihnen nicht anders als alltäglich sein. An das gemeinsam Erlebte wollten sie nicht rühren, und das, was jeder inzwischen für sich allein erfahren hatte, konnte man dem anderen auch nicht zeigen, aus Scheu vor unerwünschter Vertraulichkeit. Wie sehr man auf der Hut sein müsse vor der törichten Sentimentalität des eigenen Herzens, hatte Ernst Hindorf in dem Augenblicke erfahren, als er vorhin Helenens Stimme zum erstenmal wieder hörte. Es schien solch ein Widerspruch darin zu liegen, daß dieselbe Stimme, die ehemals manch zärtliches Wort zu ihm gesagt hatte, heute über die gleichgültigsten Dinge mit ihm sprach.

Er wagte es, ihr forschend in die Züge zu blicken. Das Gesicht hatte sich doch sehr verändert. Zwar der edle Schnitt der Nase und der Stirnpartie würde ja niemals totzumachen sein, aber der Jugendschmelz war unwiederbringlich davon weggewischt. Tiefe Linien waren um Mund und Kinn eingegraben. Die Augen lagen tief und blickten wie erloschen. Helene Kracht, der er ihr Alter nachrechnen konnte, war weit über ihre wirklichen Jahre gealtert. Was mußte diese Frau erlebt haben, daß sie mit ihren vierunddreißig Jahren so aussehen konnte! Er bemerkte auch, daß sie sehr einfach gekleidet war. Man war das ja von den Weudenaschen Töchtern gewöhnt, aber bei Frau Krachts Toilette kam noch etwas Besonderes hinzu: der rauhe Stoff,

der geradlinige Schnitt, der völlige Mangel an Putz und Farbe machten an eine Ordenskleidung denken. Mit Absicht wollte diese Witwe offenbar alles Jugendliche aus ihrer Erscheinung verbannt sehen.

Ein einziges Mal ließ sie im Gespräch etwas von ihren persönlichen Wünschen und Plänen durchblicken, als sie erwähnte, daß sie das Krankenpflegen liebgewonnen habe und daß sie die Absicht hege, sich darin weiterzubilden. Nebenher bemerkte sie, daß Tätigkeit schließlich das einzige sei, was das Leben erträglich mache. Das deckte sich ja mit dem, was Ernst Hindorf selbst dachte, aber es in so unvermittelter, fast herber Weise aus ihrem Munde zu hören, berührte ihn doch eigentümlich.

Man kehrte zur Gesellschaft zurück. Mit Befriedigung konstatierte Hindorf, daß sein Gang mit Frau Kracht niemandem aufgefallen zu sein scheine. Jener kurze Liebeshandel zwischen den Kindern benachbarter Güter war damals unter den beiden Familien streng geheim gehalten worden; die Welt wußte nichts mehr davon.

Kurz nachdem sich Hindorf von Helene Kracht verabschiedet hatte, trat der alte Weudena zu ihm und sagte: „Ich sah Sie vorhin mit meiner Tochter Helene. Sie können sich denken, daß mir altem Manne dabei sonderbare Gedanken gekommen sind, lieber Hindorf. Ihre guten Eltern, Gott hab sie selig! Und meine Frau, die damals noch lebte, und ich selbst ... Es ist manches anders gekommen, als wir es uns gedacht haben. Und dabei meinten wir es doch alle gutzumachen. Ja, es hat mich ergriffen, als ich Sie vorhin mit Helene gehen sah. Wir tappen eben alle im Dunklen.“

Ernst Hindorf ahnte, was der alte Mann mit seiner unbeholfenen Rede ausdrücken wollte. Die beiderseitigen Eltern waren es gewesen, die die Verbindung zwischen ihm und Helene verhindert hatten. Sicherlich hatten sie es gut gemeint; es fehlte ja die Gewähr, daß die Neigung zweier unerfahrener Menschenkinder durch ein ganzes Leben aushalten werde. Vernunft und Erfahrung des Alters waren stärker gewesen als die Verliebtheit der Jugend. Wer konnte heute sagen, ob es zum Guten oder zum Schlechten ausgefallen sei, daß die Alten damals ihren Willen durchgesetzt hatten! Aus den Worten des greisen Herrn klang deutlich die Reue heraus. Ob Vater Weudena wohl an jene Szene dachte, wo er Ernst Hindorf, der damals noch Student war, alle weiteren Besuche in Dromsdorf verboten hatte, weil er seine Tochter ins Gerede bringe? Damals hätte der junge Mann niemals gedacht, daß er einem Manne, der seinem Stolze solche Beleidigung antat, jemals würde kühlen Blutes gegenübertreten können. Heute schaute er zu Herrn von Weudena auf wie zu einem väterlichen Freunde, mit einem aus Ehrfurcht, Mitleid und Vertrauen gemischten Gefühle, dem jede Bitterkeit fehlte.

Helene hatte kaum ein Jahr nach jenem Bruch einen entfernten Verwandten geheiratet, einen Herrn Kracht, der sich, nachdem er aus der deutschen Armee wegen Soldatenmißhandlung entlassen worden war, nach Rußland gewandt hatte. Kracht besaß in den Ostseeprovinzen weitläufige Besitzungen und galt für reich. Man hatte sich damals allgemein gewundert, daß Helene Weudena, darin ihrer älteren Schwester, Frau Mälich, folgend, ohne Liebe heiratete. Die Ehe war kinderlos geblieben. Helene hatte alle Beziehungen zu den alten

Freunden und Nachbarn abgebrochen. Die Weudenas sprachen nicht gern von ihr; wahrscheinlich hatten sie keine guten Nachrichten von dem Kinde in der Ferne. Vor zwei Jahren war Kracht gestorben. Die Erbschaft war infolge Überschuldung und Unverkäuflichkeit der russischen Güter eine Enttäuschung gewesen. Nicht einmal ihre Aussteuer hatte Helene Kracht unversehrt in die Heimat zurückgebracht. Jetzt lebte die Witwe abwechselnd beim Vater und bei der verheirateten Schwester. Aber schon sehnte sie sich fort aus der Abhängigkeit in der eigenen Familie. Schon als Mädchen hatte Helene als „schwieriger Charakter“ gegolten. Es hieß neuerdings, daß sie sich in Dromsdorf nicht mit den jüngeren Schwestern und im Hause des Superintendenten nicht mit dem Hausherrn vertragen könnte. Die Nachbarschaft war geneigt, ihr aus ihrem Stolz einen Vorwurf zu machen. Ernst Hindorf rechnete ihr die selbstbewußte, ungebeugte Haltung, die sie zur Schau trug, besonders hoch an. Es würde ihn geschmerzt haben, hätte er in Helene Kracht ein verkleinertes, vom Schicksal gebrochenes Wesen wiedergefunden. So, wie sie war, brauchte er sich nicht zu schämen, daß er ihr die Erstlinge seiner Liebe dargebracht hatte.

Später am Abend zog man sich vor der Nachtkühle ins Haus zurück. In dem geräumigen Gartensaale sollte zum Klange von Klavier und Violine getanzt werden.

Ernst Hindorf hätte hier das Feld gern der Jugend überlassen, aber er wollte doch nicht von dem Feste gehen, ohne wenigstens ein paar Worte mit dem jungen Mädchen gesprochen zu haben, das aller Wahrscheinlichkeit nach in nicht allzu langer Zeit die Braut seines Bruders werden würde. So näherte er sich denn

Fräulein von Plessow, als gerade im Tanzen eine Pause eingetreten war.

Er knüpfte an das an, was sie Gemeinsames besaßen: die Lamnitz-Baderwischer Nachbarschaft früherer Jahre. Die Plessows hatten zur Erzieherin eine Schweizerin gehabt, die ehemals auch bei Hindorfs gewesen war und Ernst sowohl wie seine Schwester Konstanze erzogen hatte. Von Lamnitz aus war die Schweizerin nach Dromsdorf gegangen zu den Weudenas; die kleine Anne Marie Plessow war ihr letzter Zögling gewesen. Jetzt lebte Mademoiselle Finsterly hochbetagt in der Kreisstadt, nachdem sie einen großen Teil des Landadels durch ihre Hände hatte gehen sehen. Babette Finsterly, von ihren Zöglingen allgemein „das Bäbchen“ genannt, war gewissermaßen zum Wahrzeichen der Gegend geworden.

Von Baderwisch aus war die Erzieherin eines Abends im Lamnitzer Herrenhause erschienen, atemlos, ohne Kopfbedeckung, die graue Lockenperücke fliegend, in höchster Aufregung fragend, ob man nicht wisse, wo ihr Zögling sei. Das Kind sei nirgends zu finden. Wenn Anne Marie ein Leid widerfahren, müsse sie sich das Leben nehmen, hatte sie in ihrem komischen Schweizerdeutsch ausgerufen; denn sie habe das arme Kind durch eine angedrohte Strafe in Verzweiflung gejagt. Damit war Babette fortgestürzt. Am anderen Morgen, nachdem man die Verlorene mit Laternen in allen Winkeln vergeblich gesucht hatte, fand ihr Verschwinden eine natürliche Erklärung. Anne Marie war, statt zu Bett zu gehen, auf eine der dicht beasteten Platanen im Garten gestiegen und hatte in der Baumkrone die Sommernacht zugebracht. Natürlich war sie von den Ihren und der Erzieherin mit Jubel begrüßt worden,

als sie wieder zum Vorschein kam; denn man hatte sich ihretwegen schon den ärgsten Befürchtungen hingegeben. Des kleinen Schlaukopfs ganzer Zweck, der Strafe zu entgehen, war damit voll erreicht gewesen.

An jenes, von der Nachbarschaft damals viel besprochene, lustige Ereignis erinnerte Hindorf die junge Dame. In ihrer Art, ihm zu antworten, lag jedoch etwas, das ihn befremdete — etwas feindlich Abweisendes. War ihr die Erwähnung jenes Jugendstreiches peinlich? — Er wechselte sofort das Thema, erkundigte sich, ob sie mit dem Umzuge von Baderwisch nach Reitern zufrieden sei. Aber es wollte ihm nicht gelingen, eine befriedigende Antwort von dem jungen Dinge zu erlangen. In Anne Mariens Miene malte sich ein eigentümliches, scheues Mißtrauen; anders konnte er sich wenigstens das trotzige Zurückwerfen des feinen Köpfchens, das Erröten, die kurzen, unklaren Antworten nicht deuten. Er überlegte, was das wohl bedeuten könne. Was hatte Anne Marie Plessow gegen ihn? Sollte sie angesteckt sein von ihres Vaters Abneigung gegen die Hindorfs? Je länger er über das wunderliche Verhalten des Mädchens nachsann, desto wahrscheinlicher wurde ihm, daß sie ihn in dem Verdachte habe, er wolle sie sondieren. Im Grunde hätte sie mit dieser Vermutung ja nicht einmal so ganz unrecht gehabt. Daher ihre beinahe spröde Zurückhaltung, die nichts anderes war als Abwehr gegen eine ihr unzart erscheinende Ausforschung.

Eigentlich gefiel Hindorf ihr Verhalten. Es war ihm lieb, daß Anne Marie sich bei der ersten Prüfung aus nicht allzu nachgiebigem Material erwies. Wie er seinen Bruder kannte, war für ihn ein allzu leichter Sieg gar nicht wünschenswert. Naturen wie Eberhard

brauchten Hindernisse, Schwierigkeiten, welche ihre nur schlummernden Kräfte zur Betätigung herausforderten. Seine Unterhaltung mit Fräulein von Plessow fand dadurch ein Ende, daß die Jugend von neuem zum Tanze gerufen wurde. Hindorf gab deshalb das Beobachten nicht auf. Er hatte im Laufe des Abends wiederholt Gelegenheit, Eberhard und Anne Marie tanzen und sich unterhalten zu sehen.

Was er sah, bestärkte ihn nur in der Ansicht, daß Anne Marie eine höchst aparte, durchaus nicht zu überblickende Persönlichkeit sei, und daß sein Herr Bruder sich gewaltig täusche, wenn er annahm, sie mit leichtem Handstreiche zu gewinnen.

* * *

Es war nach Mitternacht, als Ernst Hindorf die Heimfahrt antrat. Eberhard hatte sich noch im letzten Augenblicke entschlossen, den Bruder auf seinem Wege zu Pferde zu begleiten. Hindorf vermutete, daß er mit ihm zu sprechen wünsche, und er glaubte auch zu wissen, worüber.

Die Fahrt ging in die milde Sommernacht hinein. Über ihnen stand ein Himmel von tiefer Bläue, mit unzähligen Sternen bedeckt. Kein Lüftchen regte sich, Bäume und Sträucher schliefen, selbst an den sonst immer geschwätzigen Straßenpappeln hing das Laub wie erstarrt; das einzige Lebendige in der weiten Natur schienen die Insekten zu sein, die im Gras und Kornfeld ihre Miniaturkonzerte ausführten.

Anfangs kam man durch ein paar verträumte Dörfer, dann gab es für mehr als eine Stunde keine menschliche Behausung am Wege. Tauige Wiesenflächen und unregelmäßige Waldbestände wechselten miteinander ab.

Eberhard trabte neben dem Wagen her. Die Brüder hatten bisher nur wenige, gleichgültige Bemerkungen gewechselt; man hatte ja noch einen langen Weg vor sich.

Ernst Hindorf war versunken in den Anblick des Himmelsgewölbes. Er liebte solches Untertauchen der Seele in der Sternenwelt. Nichts gab einem so stark das Gefühl des Alleinseins als der Anblick dieser Milliarden Punkte und Pünktchen, die das Bild waren von Welten. Nichts war so tröstend für das Gemüt des Einsamen als diese allgegenwärtigen Lichtlein. Die Sterne bedurften der Nacht, damit das Auge sie erkenne. War es nicht schön, zu denken, daß auch hinter unserem Leben, verhangen nur durch die Schleier des Alltäglichen, viele schöne Gestirne standen!' Nur manchmal, in gottbegnadeten Stunden, wenn wir uns auf uns selbst besannen, traten sie unaufdringlich hervor und erzählten uns von den Geheimnissen der Ewigkeit.

Denn das Leben war mehr als die prosaischen Geschäfte des Werkeltages es ahnen ließen. Das Anziehen und Ausziehen, das Gelderwerben und Geldausgeben war nur der grauen Schale zu vergleichen, die einen bedeutungsvollen Kern von edleren Zwecken enthielt. Auf der Talfahrt dieser wunderlichen Pilgerschaft glitt man dahin wie auf einem Strome mit gewundenen Ufern; man sah immer nur ein kurzes Stück der Fahrt vor sich und ein langes hinter sich; und bei jeder neuen Krümmung war man überrascht über das Unerwartete, das hinter allerhand Kulissen dem blöden Auge verborgen gelegen hatte. Hinterher, ja hinterher, da war man klug! Da wußte man ganz genau, an welchen Klippen man hätte weise vorbeisteuern sollen.

Das Wiedersehen heute mit Helene Kracht hatte

ihm ein ganzes Kapitel seines Lebens aufgeschlagen, wie ein Buch. „Arme Helene!“ Am liebsten hätte er das laut ausgerufen. Wie sie gealtert war! Das Leben nahm die Frauen doch grausam mit! Nichts lebte mehr von der alten Verliebtheit in ihm, nicht ein Funken. Mitleid, das war alles, was noch in der Asche des einstmals so hoch flackernden Feuers glimmte.

Und plötzlich tauchten die Bilder vor ihm auf aus jenen Tagen, zum Greifen deutlich. Er sah sich heimlich das Pferd besteigen an jedem Sommerabend seiner Studentenferien; die Eltern glaubten, er gehe auf den Rehbock. — Dann wie toll von Lamnitz nach Dromsdorf gejagt! Dort, im verfallenen Jägerhäuschen, in einem dunklen Winkel des Parks, hatten sie ihr Rendezvous; Viertelstunden waren es immer nur. Auch Helene mußte allerhand Finten und Ausflüchte ersinnen den Ihren gegenüber, um das Entdecktwerden zu verhüten. Einmal schenkte er ihr ein goldenes Herzchen an einem seidenen Bande, das sie zeitlebens unter ihrem Kleide zu tragen verspricht. Wo mochte das arme, kleine Geschmeide jetzt wohl sein? Verloren und vergessen jedenfalls, wie jene ungezählten Küsse, die sie getauscht hatten.

Schließlich kam, was kommen mußte: Sie wurden entdeckt, verraten durch Leute, die sein Pferd reiterlos an der Gartenpforte angebunden gefunden hatten. Entrüstung der Eltern, Drohungen, Tränen, starke Worte! Der alte Herr von Hindorf verlangt, der Sohn solle sich das Mädchen, das er doch nicht heimführen könnte, aus dem Kopfe schlagen; Vater Weudena fordert von dem jungen Menschen das Ehrenwort, daß er jeden Verkehr mit seiner Tochter aufgebe. Ernst Hindorf verweigert beides. Briefe, die er an Helene schreibt,

erhält er uneröffnet zurück. Nach einiger Zeit gelingt es ihm, dem Mädchen auf Umwegen einen Brief in die Hände zu spielen; auch dieser bleibt unbeantwortet. —

Dann kam eine unerfreuliche Periode in seinem Leben. Den Verkehr mit der Auserwählten seines Herzens hatten ihm die alten Leute verbieten können; niemand konnte ihn verhindern, auf den Trümmern seiner Liebe wüste Orgien zu feiern. An die Stelle des Jugendideals, das er in seinem Herzen viel zu hoch gestellt hatte, um es nicht rein zu erhalten, trat die Dirne. Ein Jahr darauf stand er vor dem Vater und beichtete seine Schulden. — Ernst Hindorf hatte seinen Bruder vergessen, hatte das Fest vergessen, von dem sie kamen, die jungen Damen und alle die freundlichen Eindrücke des verflossenen Abends, als ihn Eberhards Stimme jäh aus seinen Träumen riß. Der fing an, von Horst Plessow und seiner Braut zu reden. Man spreche von einer Million, die sie gleich mitbekomme, und zwei weiteren, die zu erwarten stünden, wenn erst ihr Vater, der die übelriechenden Stoffe fabrizierte, gestorben sein würde.

Die Art und Weise, wie Eberhard davon erzählte, halb leichtsinnig sich über die Braut lustig machend, halb respektvoll die Größe ihres Vermögens bewundernd, mißfiel dem älteren Bruder. Ernst hatte gedacht, Eberhard sei mitgekommen, um von ganz anderen Dingen zu ihm zu sprechen als von der Mitgift des Fräulein Tubus.

Nach und nach erst begriff er, daß Eberhard nur um das herumredete, was er eigentlich auf dem Herzen hatte. Er sprach von Agathe Mildenau, von Marka Weudena und anderen jungen Mädchen, aber den Namen von Anne Marie Plessow nahm er nicht in

den Mund; und gerade dadurch verriet er sich dem Bruder.

Ernst beschloß bei sich, ihm eine Brücke zu bauen, selbst von dem anzufangen, was Eberhard so überängstlich vermied. Den Kutscher brauchte man nicht zu fürchten; der alte Johann war taub wie eine Nuß.

„Weißt du, über wen ich mich aufrichtig gefreut habe?“ sagte der ältere Bruder; „über Fräulein von Plessow. Ich hätte dem alten Ede nimmermehr eine solche Tochter zugetraut.“

„Ist sie nicht ein großartiges Mädel!“ rief Eberhard. Nun schien ihm die Zunge mit einem Male gelöst. Anne Marie war entzückend, schneidig, famos, wunderschön, reizend, süß und noch vieles andere mehr.

Ernst Hindorf hörte mit innerstem Behagen zu. Es tat so wohl, diesen Ton wieder zu vernehmen: den Ton begeisterter Schwärmerei. Wie vor dem Ausdrucke echter Neigung die Blasiertheit dahin schwand, wie alles Gemachte abfiel! Dieses Zutagetreten des Guten, Reinen, Starken in einem Menschen war das Rassezeichen der Liebe. Er freute sich für seinen Bruder, daß er endlich das Größte in dieser Welt gefunden hatte. Aber auch ihn selbst ergriff etwas wie Glücksahnen, trotz aller Resignation, die seine Erfahrungen ihm nahelegten. Wie das Ertönen einer altbekannten, geliebten Melodie, die man lange nicht vernommen hat, war es, stark und fortreißend und dabei ein wenig mit Melancholie durchsetzt. Aber nichts Bitteres lag darin, auch nichts die Sinne Beunruhigendes. Es war gut, zu denken, daß die Liebe in der Welt noch nicht ausgestorben war, daß die Jugend denselben Traum träumen durfte, der uns einstmals so unsäglich beglückt hatte. Nein, er war nicht eifersüchtig

auf seinen Bruder; gerade er, der auf Liebesglück verzichtet hatte, er, der wußte, daß er sein Teil gehabt, daß das, was einmal gewesen war, nie wiederkehren würde, konnte sich neidlos am Glücke anderer freuen.

Der Sternenhimmel blickte, ein schmaler Streifen aus unendlicher Höhe, in die enge Gasse hernieder, welche der Weg in den alten Nadelbestand legte. Lautlose Stille. Zwischen den Säulen des hundertjährigen Forstes stand warme Luft. Der Boden dünstete die am Tage angesammelte Sonnenwärme aus. Ein fast betäubender Duft von Moos, Kräutern, Harz, Nadeln, Laub, Farnen lag über dem Tannicht. Alle Poren des Waldes waren geöffnet.

Eine Nacht, so recht gemacht zum Mitteilen vertraulicher Dinge. Ernst Hindorf ließ den Bruder sich aussprechen, hütete sich wohl, zu unterbrechen. Alle Erwägungen der Vernunft kamen später noch zurecht. Die Liebe hatte nun einmal das Recht, den kühnen Kapitän Verstand von der Kommandobrücke zu verdrängen. Solange das Wetter klar war, schadete das auch nichts. Früh genug würden Wolken, Sturmzeichen und der hohe Wogengang des Lebens den alten Steuermann wieder auf seinen Platz rufen.

Vor allem hütete sich Ernst Hindorf vor einer Frage: „Wovon wollt ihr eigentlich leben?“ Die Stunde würde kommen, wo sie aufgeworfen werden mußte, aber dann war es besser, wenn Eberhard sie selbst stellte. Daß Anne Marie nicht viel mitbrachte, stand fest, und Eberhards Verhältnisse waren sicherlich heute nicht besser als damals, als der ältere Bruder ihm die Schulden bezahlt hatte. Aber diese Dinge konnten überwunden werden, wenn nur eines sicher war: daß die beiden einander liebten.

Nach dem, was ihm der Bruder soeben gestanden hatte, konnte Ernst Hindorf an Eberhards Liebe nicht mehr zweifeln. Aber wie stand es mit dem anderen Teil? Eberhard schien stillschweigend anzunehmen, daß Anne Marie seine Neigung erwidere. Er sprach mit jener den verwöhnten jungen Männern nur zu oft eigenen Zuversicht von der Zukunft, als habe er Ede Plessows Jawort bereits schwarz auf weiß in der Tasche. Trotz aller Familienantipathie würde der Vater der jungen Dame schwerlich unüberwindliche Schwierigkeiten machen; wie man Ede Plessow nun einmal kannte, war es ihm nur lieb, wenn er die Tochter loswurde, und Eberhard war sicherlich ganz der Schwiegersohn nach seinem Herzen. Aber das Mädchen selbst ... Wieder tauchten Anne Mariens feine, kapriziöse Züge vor Ernst Hindorfs Erinnerungen auf, die stolze, abweisende, spröde Haltung, die sie gegen ihn an den Tag gelegt hatte. Wenn sich Eberhard die Sache nur nicht zu leicht vorstellte! Wenn er nur nicht den großen Fehler so vieler Verliebter beging, die Gefühle, die er selbst empfand, beim anderen Teile einfach als selbstverständlich vorauszusetzen!

Hierüber Gewißheit zu bekommen, war schwer. Als Ernst eine tastende Frage nach dieser Richtung tat, merkte er, daß Eberhard sie gar nicht verstand. Ob Anne Marie ihn liebe? — Komische Frage. Er machte ihr doch nun schon seit Monaten offenkundig den Hof, tanzte den Souperwalzer regelmäßig mit ihr, zeigte sich oft in Reitern, ritt mit ihr und dem Vater aus; ein anderer Bewerber war nicht da. Nein, er durfte Anne Mariens sicher sein. Das Anhalten um ihre Hand war eigentlich nur noch Formsache.

Was der junge Mann mit Selbstbewußtsein zu

seinen Gunsten anführte, bewies dem älteren Bruder nur, daß dem guten Eberhard noch keine Ahnung davon aufgegangen war, daß von all den schwer zu durchschauenden Dingen der Schöpfung das weibliche Herz das rätselhafteste ist.

Man konnte nur hoffen, daß ihn seine Siegeszuversicht nicht täuschen möge.

* * *

Während die Brüder in der stillen Sommernacht ihren Weg nach Lamnitz verfolgten, stand im Herrenhause von Drosselbach am offenen Fenster der Dachmansarde ein Paar junger Mädchen engumschlungen und blickten in die nächtlich verträumte Landschaft hinaus.

Agathe Mildenau und Anne Marie Plessow waren, nachdem die letzten Gäste sich entfernt hatten, in das gemeinsame Schlafzimmer hinaufgeeilt. An ein Zubettgehen dachten sie nicht. Das war ja bei solchen Festen das schönste: nachträglich alles zu besprechen, Beobachtungen auszutauschen, all die unzähligen kleinen, großwichtigen, hochinteressanten Erlebnisse des Nachmittags und Abends lustig durcheinanderzuschütteln.

Anne Marie war von den Mildenaus eingeladen worden, einige Tage in Drosselbach zuzubringen. Die Freundschaft der beiden Mädchen stand in dem Stadium, wo beide nicht existieren zu können glaubten, ohne einander wöchentlich mindestens einmal gesehen zu haben, und wo in den Zeiten kurzer Trennung die Stunden bis zum nächsten Wiedersehen eifrig gezählt wurden. Der Augenblick, da man sich nichts zu sagen gehabt hätte, war zwischen ihnen noch nicht gekommen; kaum aber hatte man sich getrennt, so war in wenigen Stunden auch schon wieder genug Stoff angesammelt, um sich

lange Briefe zu schreiben, die nach der geheimnisvollen Wichtigkeit, mit der sie behandelt wurden, sehr inhaltreich sein mußten.

Die Freundschaft der beiden hatte schon im Stift begonnen. Ausgegangen war sie von einer fast leidenschaftlichen Bewunderung Agathens für Anne Marie. Dabei war Agathe ein Jahr älter als die Freundin — was unter Pensionärinnen schon etwas bedeutet. Und sie war auch die bei weitem bessere Schülerin gewesen. Agathens Vorzüglichkeit wurde von allen Seiten anerkannt. Lehrer und Lehrerinnen schätzten Agathe Mildenau als ein leicht zu lenkendes Kind von zuverlässigem Charakter und guten Sitten. Bei den Mitschülerinnen war sie beliebt wie wenig andere; neidlos blickte man auf ihre Vorzüge. Es verstand sich ganz von selbst, daß sie Klassenerste wurde und als Stiftserste das Institut verließ.

Ganz anders verhielt es sich mit Anne Marie Plessow. Die Lehrerschaft dachte sehr verschieden über ihre Gaben sowohl wie über ihren Charakter; nur über eines war man sich einig: daß die kleine Plessow eines der schwierigsten Mädchen sei, das dem Institut jemals zur Erziehung übergeben worden war. Unter den Mitschülerinnen genoß Anne Marie eine ungewöhnliche Stellung. Man liebte sie oder haßte sie; manche fürchteten sich auch vor ihr. Anne Marie war frühzeitig hübsch; ja, sie konnte Augenblicke haben, in denen man sie mit dreizehn bereits schön nennen durfte. Sie hatte schon darum eifersüchtige Neider und Widersacher unter ihresgleichen. Ihre Leistungen waren höchst ungleichartig. Von zu Haus, wo sie als das Jüngste von fünf Brüdern halb wie ein Junge aufgewachsen war, hatte sie nicht allzuviel an Kenntnissen mitgebracht;

dafür war ihr der anschlägige Kopf des Naturkindes in hohem Grade eigen, und in allen körperlichen Übungen, im Turnen, Tanzen, Spielen war sie weitaus die Geschickteste. Eines hatte sie aus der Unabhängigkeit des Vaterhauses mitgebracht: Geistesgegenwart und Mutterwitz. Wenn es galt, gegen eine unbeliebte Mitschülerin zu hänseln oder gegen die Lehrerschaft Opposition zu machen, fand man Anne Marie stets unter den Necklustigen an der Spitze der Fronde. Es lag etwas Ungebändigtes in ihr, das ihre feine, anmutige, aparte Erscheinung Lügen strafte; unter den Mitschülerinnen wurde über keine mehr getuschelt als über Anne Marie; den Erzieherinnen gab sie Rätsel auf über Rätsel; gleichgültig ließ sie niemanden. Der einfacher veranlagten Agathe Mildenau hatte sie es von vornherein angetan.

Vor den Augen der beiden jungen Mädchen lag der Park von Drosselbach. Der feine englische Rasen, die Blumenbeete verschwanden in einer großen, einfarbigen Fläche. Die Baumgruppen hie und da auf den Plätzen nahmen sich aus wie dunkle, nach vornüber gebeugte, vermummte Gestalten. Über den Wiesen im Hintergrunde stand ein blasses, unbewegliches Nebeltuch und als feine, graue Linie etwas höher am Horizont ein ferner Höhenzug. Der Mond gab allen Dingen kaum merkliche Silberkonturen. Darüber das Sternenheer des Himmels, ein mit aller Pracht und Größe verschwenderisch ausgestatteter Baldachin. Damit es zu diesem Bilde voll sanfter Schönheit an Musik nicht fehle, rauschte in der Ferne der Ausfluß des großen Teiches über sein Wehr. Wie eine süße, unaufdringliche Melodie ertönte das gleichmäßige Fallen und Abströmen des Wassers.

Die beiden Mädchen hatten ihre Gesellschaftskleider abgelegt und waren in die losen Nachtjacken geschlüpft. So standen sie dicht aneinander gelehnt in dem tiefen Dachfenster. Agathe, die Zartere, hatte der Nachtkühle wegen ein wollenes Tuch um Hals und Schultern geschlungen. Anne Marie wurde von ihrem langen, vollen Haar wie von einem dunklen Mantel bekleidet.

Es war zwischen diesen beiden bereits alles Erdenkliche durchgesprochen worden: die Toiletten der Damen, das Rudern, das Krocket und das Tennisspielen, das Tanzen, wie die Herren sich benommen, was sie gesagt hatten. Die eine von ihnen hatte dies beobachtet, die andere jenes; gab es wirklich noch etwas, was nicht berührt worden wäre? —

Agathe Mildenau würde es für ein Verbrechen gegen die Freundschaft angesehen haben, wenn sie Anne Marie gegenüber irgend etwas Wichtigeres verheimlicht hätte. Ob die Freundin ebenso aufrichtig gegen sie sei, wußte sie nicht genau. Manchmal hatte sie das Gefühl, daß Anna Marie ihr nicht alles sage, was sie denke und fühle; das war für Agathe sehr schwer zu ertragen. So fest sie auch davon überzeugt war, daß es ein besseres, großartigeres Wesen als Anne Marie Plessow nicht gebe, so stand sie doch vor manchem, was dieses Mädel tat und sagte, ratlos, ja erschreckt. Wiederholt schon war Agathe, die in allen Dingen, außer in ihrer schwärmerischen Neigung für Anne Marie, die goldene Mittelstraße liebte, durch die Freundin in Konflikte geraten, im Stift mit den Lehrern, seit man zu Haus war, mit den Eltern; denn vieles an Anne Marie galt in den Augen der Erwachsenen nicht als korrekt. Die wohlerzogene Agathe aber, die sich von

selbst nie eine Unart zuschulden kommen ließ, konnte außer sich geraten, wenn Anne Marie getadelt wurde; ganz unbedingt nahm sie dann für ihre Freundin Partei. Die einzigen Aufregungen in dem sonst einfach und glatt verlaufenen Leben von Agathe Mildenau waren immer nur durch Anne Marie Plessow hervorgerufen worden.

Die neueste Beunruhigung, die Agathen befallen hatte, hing auch wieder mit dieser Freundschaft zusammen. Es war nämlich der aufmerksamen Agathe nicht entgangen, daß unter den Erwachsenen etwas im Werke sei. Wollte man etwa gar Anne Marie unter die Haube bringen? Frau von Nettelmüller hatte neulich eine unvorsichtige Bemerkung fallen lassen, die von Agathen aufgefangen worden war. Seitdem hatte sich ihr Auge für alles, was mit dieser Angelegenheit zusammenhing, geschärft. Das Mädchen sah, daß ihr Onkel Eberhard viel im Plessowschen Hause verkehrte, und heute abend war ihr aufgefallen, daß er beim Tanzen Anne Marie ganz besonders ausgezeichnet hatte. Obgleich nun Eberhard Hindorf der Bruder ihrer Mutter war, und wennschon durch eine Heirat mit ihm Anne Marie noch näher mit ihr und den Ihren verbunden worden wäre, war Agathe dennoch eifersüchtig. Es blieb eine unerhörte Erfahrung für sie, daß Anne Marie ihr von so wichtigen Dingen beharrlich schwieg. Daß das Mädchen sehen müsse, was vorging, war doch klar; längst mußte sie sich über Eberhard Hindorfs Verhalten ihre Gedanken gemacht haben. Und wenn dem so war, wie nahm sie seine Courmacherei auf? Würde sie sich entschließen, ihn zu nehmen? Wenn jemand auf der Welt existierte, der ein Recht hatte, in dieser Sache gehört zu werden, so war sie es doch: die einzige Freundin.

22*

Heute nacht nun hatte Agathe ganz sicher auf ein Geständnis gehofft, es war jedoch nichts dergleichen gekommen. Wiederholt hatte das Mädchen den Namen ihres Onkels Eberhard in das Gespräch einzuschmuggeln gewußt, mit geschärftem Ohre lauschend, was Anne Marie wohl über ihn zu sagen haben würde; aber jene hatte von ihm genau so kühl gesprochen wie von den anderen Herren, ohne sich nur das geringste anmerken zu lassen, daß er ihr etwas Besonderes bedeutete.

Und dabei war Agathe doch so im Innersten ungeduldig, zu erfahren, wie es damit stünde. Daß Anne Marie ihr irgend etwas verberge, glaubte sie nun ganz bestimmt zu wissen. Sie kannte die Freundin aus rückhaltlosem Verkehr bis in die kleinsten Eigentümlichkeiten hinein. Anne Marie konnte heftig sein, leidenschaftlich, auch wetterwendisch, aber verschlossen hatte Agathe sie noch nie gekannt; heute abend jedoch schien sie bei aller Gesprächigkeit irgendwie befangen und jedenfalls auffällig wenig bei der Sache.

„Wer ist eigentlich der netteste von unseren ganzen Herren?“ fragte Agathe, als eine kurze Pause in der Unterhaltung eintrat, in scheinbarer Harmlosigkeit. Und als keine Antwort erfolgte, fuhr sie fort: „Der beste Tänzer ist ja entschieden dein Bruder Job; aber ich finde, mit meinem Onkel Eberhard unterhält es sich besser, meinst du nicht auch?“

„Ich weiß nicht!“ erwiderte Anne Marie. „Er hat eigentlich nicht viel Gescheites zu sagen.“

„Aber findest du nicht, daß er sehr comme il faut ist, Anne Marie?“

„Um Gottes willen, das sind sie doch alle.“

„Aber . . .“ Agathe stockte befremdet. „Er sieht

doch famos aus. Keiner hat eine solche Figur, und wie schick er sich anzieht!"

„Sein Bruder ist viel, viel vornehmer," sagte Anne Marie halblaut.

„Onkel Ernst," rief Agathe. „Findest du, daß der gut aussieht?"

„Wie er aussieht, weiß ich nicht. Ich finde nur, daß er etwas unaussprechlich Vornehmes hat."

Agathe mußte sich erst an diesen Gedanken gewöhnen. Onkel Ernst, der Witwer mit seinen fünfunddreißig Jahren, erschien diesem jungen Wesen schon fast wie ein alter Mann. Sie hätte ihn niemals mit Onkel Eberhard verglichen, der ihr den Jahren und dem Wesen nach so viel näher stand; im stillen wunderte sie sich sehr, daß Anne Marie einen Vergleich zog zwischen den Brüdern.

„Ich sah, daß du dich mit Onkel Ernst unterhieltest," sagte Agathe nach einiger Zeit; „was hat er denn zu dir gesagt?"

„Er hat gar nicht viel gesagt."

„Ja, er gilt für sehr schweigsam; meine Mutter sagt, er sei die Verschlossenheit in Person."

„Verschlossen! — Nein, das ist nicht wahr! Findest du nicht, daß seine Augen sehr schön sind?"

„Seine Augen?"

„Ja, sie sind wunderschön. Ich war so erstaunt über seine Augen, daß ich ganz zerstreut wurde; man kann sich bei seinen Augen so vieles denken; sie erzählen allerhand ganz unabhängig von dem, was er zu einem sagt. Ist dir das niemals aufgefallen?"

Agathe konnte mit einem ehrlichen „Nein" antworten. An Onkel Ernst hatte sie noch niemals das geringste Interessante entdecken können. Anne Marie

fand seine Augen schön! — Wer kümmerte sich denn überhaupt um die Augen der Herren!

War das nun bloß eine von Anne Mariens Exzentrizitäten oder war es mehr? Sie hatte das alles so merkwürdig ernst gesagt. In ihrem Urteil über Menschen waren die Freundinnen ja schon oftmals weit auseinander gegangen. Anne Marie faßte manchmal Zuneigungen, die man gar nicht begriff. Agathe dachte da vor allem an eine Sache, die ihr immerdar in schmerzlicher Erinnerung bleiben würde. Im Stift hatte der Religionsunterricht in den Händen eines älteren Geistlichen gelegen, den zu verehren Modesache war. Anne Marie Plessow war eine der wenigen gewesen, die diesen Kultus nicht mitmachte. Der alte Herr erkrankte und wurde von den Ärzten auf ein halbes Jahr nach dem Süden geschickt; in der Zwischenzeit sollte ihn ein jüngerer, eben erst ordinierter Geistlicher vertreten. Dieser hatte weder in Erscheinung noch Vortrag etwas besonders Anziehendes; er kam den Schülerinnen gegenüber nicht aus einer gewissen umständlichen Befangenheit heraus. Alle Welt freute sich, als der alte Lehrer wiederkehrte und niemand weinte dem Lückenbüßer eine Träne nach. Allein Anne Marie Plessow machte darin eine Ausnahme. Sie, die dafür bekannt war, niemals Rührung zu zeigen, die darum bei manchen Mitschülerinnen für herzlos galt und die nicht selten von den Erziehern den Tadel der Verstocktheit zu hören bekommen hatte, brach bei der kurzen Abschiedsrede, die der scheidende Theologe hielt, in heftiges Weinen aus; dann zog sie sich in den Schlafsaal zurück. Agathe Mildenau, als ihre anerkannt intimste Freundin, wurde abgesandt, in Erfahrung zu bringen, was ihr fehle. Aber die Vertraute kehrte unverrichteter Sache

zurück; auch niemand anders erfuhr jemals, was Anne Marie so tief bewegt hatte.

Für Agathe, die die instinktive Abneigung des kränklichen Menschen gegen alle Aufregungen hatte, blieb an Anne Mariens Unberechenbarkeiten immer etwas Unheimliches. Die Zuneigung der Freundin zu anderen Menschen aber war sie geneigt, in ihrem eifersüchtigen Gemüt als Untreue und persönliche Kränkung aufzufassen. Doch war sie auch wieder zu ängstlich, um viel zu sagen, denn sie wußte, daß Anne Marie Vorwürfe übel aufnahm.

Die Mädchen standen noch eine ganze Weile im Fenster und blickten schweigend in die stille Landschaft hinaus; jede war mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Die Nebel hatten sich zu einer weißen Wand zusammengezogen, die den fernen Höhenzug völlig verdeckte. Der Mond war ganz verschwunden. Auch die Sterne schienen gleichsam aufgesogen von der milchigen Färbung, welche die Himmelsglocke nach und nach angenommen hatte. Der herannahende Morgen kündigte sich durch einen mattgelben Schimmer an, der wie ein Hauch nur — man wußte nicht, woher — den eben noch grauen, farblosen Dingen angeflogen war.

Plötzlich ertönte ein erst leiser, schnell anwachsender, süß-sehnsuchtsvoller Laut aus dem Gebüsch. „Unser Sprosser," sagte Agathe. Der Park von Drosselbach war bekannt für das Vorkommen von Nachtigallen.

Kühner und kühner wurde der unsichtbare Sänger. Erst schmelzend, weich und schüchtern, nur wie ein Versuch erklang der Schlag, dann immer bewußter und stolzer, bis zur vollen, rücksichtslosen Leidenschaft.

Anne Marie hatte sich von der Freundin losgemacht. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte sie.

Agathe sah sie ängstlich beobachtend von der Seite an. Wie schön das Gesicht war in seiner Umrahmung von dunklem Haar, dem die Strahlen der Morgenröte einen goldigen Schimmer verliehen; wie zart diese roten Lippen, wie edel geschnitten Nase und Stirn, wie wunderlich tief und glänzend das Augenpaar! Aber warum zog sie die Stirn so zusammen, warum preßte sie die Lippen so schmerzlich aufeinander, warum verschleierten sich die Augen auf einmal?

Agathe schmiegte sich an Anne Marie an und suchte sie dichter zu sich heranzuziehen. „Was hast du — was ist dir? Sag mir's doch!"

„Nichts!" rief Anne Marie fast unwillig.

Agathe trat vom Fenster zurück. Sie war enttäuscht, gekränkt. Auf einmal empfand sie die Morgenkühle. „Ich gehe zu Bett," sagte sie traurig. „Wir haben viel zu lange geschwärmt. Kommst du nicht auch?"

Anne Marie gab keine Antwort. Und während Agathe in die Kissen versank, sah sie, schon halb traumumfangen, die Freundin, wie sie noch immer am Fenster stand und dem lockenden Sänger da draußen lauschte.

* * *

Das Gutshaus von Reitern, wohin der alte Plessow gezogen war, nachdem er seinem ältesten Sohne Horst das eigentliche Familiengut Baderwisch übergeben hatte, war nichts weniger als wohnlich. Jahrelang hatten hier Pächter gehaust, die nichts für die Erhaltung und Verschönerung von Haus und Hof taten. Es fehlten alle schmückenden Anlagen. Nur ein großer verwilderter Obstgarten mit vielen verkrüppelten, moosbewachsenen Bäumen war vorhanden. Den Wirt-

schaftshof trennte vom Herrenhause nur ein flacher Tümpel, auf dem sich Enten und Gänse tummelten. Das frühere Haus war abgebrannt und an seine Stelle ein nüchterner Bau gesetzt worden, der weder das Feudale eines Familiensitzes noch die Bequemlichkeiten eines modernen Landhauses besaß, es war ein viereckiger Kasten mit vielen Fenstern, grau angestrichen.

Das Schwergewicht der ganzen Wirtschaft lag in Reitern bei der Pferdezucht. Der Pferdehandel und der Reitsport gingen Ede Plessow noch über die Jagd und die Karten. Aber auch im Leben der übrigen Familienmitglieder spielten Reiten, Fahren, Stall und Turf eine große Rolle. Nur Horst, der bei jungen Jahren fett und bequem wurde und nicht mehr gern in den Sattel stieg, bildete darin eine Ausnahme.

Anne Marie war in ihrer Passion für Pferde die echte Tochter ihres Vaters. Sie saß aber nicht allein mit vollendeter Eleganz im Sattel, sie gehörte vielmehr zu jenen Amazonen, die mit angeborenem Gefühl und Verständnis für das Tier reiten. Bei ihr waren Kopf und Herz beteiligt, wenn sie die Zügel in die Hand nahm.

Ede Plessow verzieh seiner Tochter darum, daß sie „nur ein Mädchen" war. Im allgemeinen langweilten ihn Mädels in dem Alter; er pflegte von den Weibern als vom „Kahlwild" zu sprechen. So viel Selbsterkenntnis besaß er, zu wissen, daß er zum Erzieher für das junge Mädchen verdorben sei. Daß Anne Marie reiten, fahren und mit Pferden umgehen lerne, dafür hatte er früh gesorgt; das übrige: Tanzen, Französisch, Religion, hatte man ihr im Stift beigebracht. Schließlich wunderte er sich, wie gut die Erziehung abgelaufen war. Anne Marie war ein „Klassemädel" geworden. Sein Vaterstolz schwoll mächtig, als er bei Gesell-

schaften sah, daß sie unzweifelhaft eine der schicksten und begehrtesten jungen Damen sei. Er war geneigt, dieses glänzende Resultat seiner Methode zuzuschreiben. Und neuerdings hörte man ihn am Biertisch, nach den Kreistagen, bei Jagddiners oder wo sonst die Grundbesitzer der Gegend zusammenkamen, neben anderen Lieblingsstoffen das Thema der Mädchenerziehung mit lauter, dröhnender Stimme erörtern.

Was Ede Plessow an zarteren Gefühlen in sich aufkommen ließ, galt seiner Tochter Anne Marie. Mehr als er sich anmerken lassen wollte, hing dieser alte, abgebrühte, durch tausend Gefahren geschrittene Sünder an dem Kinde.

Seine verstorbene Frau hatte Ede nicht immer auf das beste behandelt; es war heiß zugegangen in dieser Ehe. Durch Widerspruch und Eifersucht hatte ihn die Frau gereizt. Aber diese Dinge waren längst begraben. Anne Marie, die ihre Mutter ja ganz früh verloren hatte, wußte davon nichts. Gegen sie war der Vater immer nur freundlich gewesen. Sie bewunderte ihn seiner guten Erscheinung wegen, war unendlich stolz auf seine Kriegstaten, verehrte in ihm den Kavalier und Soldaten. Es herrschte zwischen den beiden der freie Ton guter Kameradschaft.

Was Anne Marie entbehrte dadurch, daß sie mutterlos war, wußte sie selbst nicht. Sobald sie schulpflichtig geworden, hatte man sie in die Dorfschule von Baderwisch, wo die Familie damals lebte, geschickt. Später, als Fräulein Finsterly bei den Weudenas in Dromsdorf frei wurde, hatte man diese bewährte Kraft engagiert. Aber Babette Finsterly, durch deren Hände mehr als ein Dutzend junger Damen der Gegend gegangen war, fand in Anne Marie Plessow schließlich

die Nuß, die zu knacken über ihre Kräfte ging. Zum Unterricht mußte sie die Schülerin meist aus dem Pferdestalle holen oder von der Dorfstraße; denn das gnädige Fräulein war die Anführerin der Dorfjugend bei allerhand tollen Streichen. Babette drohte dann mit den fürchterlichsten Strafen, die doch niemals zur Ausführung kamen, denn Anne Marie fand Rückhalt am Vater. Die Schweizerin wiederholte unaufhörlich die stereotype Wendung: „Mademoiselle, je vais mourir de chagrin par vous, et alors ce serait trop tard d'avoir du regret," ohne damit bei dem Zögling irgendwelche Wirkung hervorzubringen.

Als Anne Marie dreizehn Jahre alt war und dabei immer noch einer Dorfrange mehr glich als einem Fräulein von Plessow, griff die Generalin von Nettelmüller ein, Herrn von Plessows Schwägerin. Die setzte ihrem Schwager auseinander, daß Anne Mariens Aufführung nachgerade anfange, ein Skandal zu werden, und beredete ihn, sie aus dem Haus zu tun. Nach einem Aufenthalt von einigen Jahren im Stift kehrte Anne Marie ins väterliche Haus zurück. Die Kur schien geglückt: aus einem unbändigen Wildfang war eine fertige Dame geworden.

Ede Plessow befand sich seiner nunmehr erwachsenen Tochter gegenüber in eigentümlicher Lage; eigentlich genierte sie ihn. Er hatte sich in den Jahren seiner Witwerfreiheit das lockere Leben eines Junggesellen angewöhnt. Nicht alles, was er tat und sagte, war geeignet, von einem jungen Mädchen mitangehört und gesehen zu werden.

Hier kam ihm wiederum seine Schwägerin zur Hilfe. Die Witwe war eine Frau in den besten Jahren, kinderlos, wohlhabend; sie hatte etwas von der Welt

gesehen, besaß gute Verbindungen mit der Hofgesellschaft, verstand sich in hohem Grade auf Toilette; alles, was man von einer Lady-Patronesse für ein junges Mädchen, das wie Anne Marie Plessow in die Welt eingeführt werden sollte, nur wünschen konnte.

Die Witwe Nettelmüller nahm sich des ihr übertragenen Amtes sogleich mit großem Eifer an. Sie hatte nichts zu tun und liebte doch die Geschäftigkeit über alles. Als Witwe hätte sie kaum Anlaß gehabt, ein Haus zu machen und viel Menschen bei sich zu sehen; der Umstand, daß sie ihre Nichte ausführte, gab ihr hierzu die schönste Gelegenheit. Ihr Gut Medlau war entlegen, und das Medlauer Haus hatte auch keine Räume, die zur Repräsentation geeignet gewesen wären; aber sie besaß außerdem noch eine vor den Toren von Kranzfelde, der Kreisstadt, gelegene schöne Villa.

Dort war im vorigen Winter flott gelebt worden; Diners und Tanzabende hatten einander nur so gejagt. Die Witwe erklärte zwar immer, sie lebe nur ihrer Nichte Anne Marie wegen mit solchem Train, aber die böse Welt behauptete, daß sie selbst dabei sehr gut auf ihr Rechnung komme.

Im Frühjahr hatte Frau von Nettelmüller dann ihren städtischen Wohnsitz mit Reitern vertauscht, um für die Sommermonate ganz bei ihrem Schwager zu leben und ihre Rolle als Beschützerin der Nichte weiterzuspielen.

Im Grunde hegte Ede Plessow keine großen Sympathien für die Schwägerin. Ihre Anwesenheit im Hause genierte ihn. Die Witwe stellte allerhand Ansprüche an das Haus, die auf dem Lande schwer zu erfüllen waren. Herr von Plessow sollte außerdem um

ihretwillen langjährige Angewohnheiten aufgeben, die er für sein gutes Recht hielt. Das Verhältnis stand infolgedessen immer auf der Kippe. Er verfluchte die Schwägerin oft als eine „prätentiöse Hexe", die er am liebsten aus dem Hause gejagt hätte. Aber sie war für ihn ein notwendiges Übel. Was hätte er allein mit Anne Marie anfangen sollen? Ein Mädchen in dem Alter, das sah er ein, mußte jemanden haben, der ihr Rat geben konnte in allerhand Angelegenheiten, denen man als Mann fernstand. Es gab einem jungen Dinge ein ganz anderes Relief, wenn eine Dame von Rang hinter ihm stand.

Der Frage, ob Anne Marie heiraten werde und wen, stand Herr von Plessow mit gemischten Gefühlen gegenüber. Leichten Herzens würde er sie nicht hergeben. Er war, wie so mancher andere Vater, längst eifersüchtig auf den Schwiegersohn, der noch gar nicht auf der Bildfläche erschienen war. Seine Söhne kosteten ihm viel Geld. Eigentlich konnte sich Herr von Plessow nicht wundern, daß sie über den Strang schlugen. Vom Lernen war im Plessowschen Hause immer nur als von einer lächerlichen Beschäftigung gesprochen worden; hingegen waren die Jungens vom eigenen Vater schon früh in die Künste des Kartenspielens, Rauchens und Weinprobierens eingeweiht worden. Ede Plessow war berüchtigt dafür, daß er manchem jungen Manne am Spieltisch den Beutel erleichtert hatte; jetzt geschah ihm das gleiche am eigenen Fleische und Blute. Sein zweiter Sohn, der bei einem Garde-Kavallerieregimente gestanden hatte, mußte den Abschied nehmen, weil der Vater nicht mehr imstande war, seine Spielschulden zu tilgen. Der Älteste, Horst, kam bei einer ähnlichen Angelegenheit mit einem blauen

Auge davon. Auch Horst hatte sich die Lehre des Vaters: ja nicht etwa ein Musterknabe zu werden, früh zu Herzen genommen. Seine Leidenschaft war weniger der Spieltisch; ihn hatten finanziell wie körperlich die Weiber ruiniert. Durch Schaden nun doch etwas klug gemacht, hatte Ede Plessow die beiden jüngeren Söhne bei den Husaren in Kranzfelde eintreten lassen, wo er ein Auge auf sie haben konnte. Job und Henning lebten zwar flott, hatten sich aber bisher vor größeren Dummheiten gewahrt.

Ede Plessow mußte beinahe wünschen, daß Anne Marie heirate. Sie kostete ihm neuerdings viel Geld, fast ebensoviel wie einer der Jungens. Zweierlei verstand sich in den Augen des Vaters von selbst für einen Freier um Anne Mariens Hand: er mußte von guter Familie sein, und er mußte Vermögen besitzen. Junge Leute, die beides vereinigt hätten, waren in der Gegend nicht häufig. Genähert hatte sich dem Mädchen bisher nur Eberhard Hindorf, in einer Weise, die an dem Ernst seiner Absichten kaum noch Zweifel aufkommen ließ.

In mancher Beziehung mußte der junge Hindorf Herrn von Plessow als ein idealer Schwiegersohn erscheinen. Er stammte aus alter, in der Gegend lange Zeit angesessener Familie, war Kavallerist — worauf Ede, der seine alte Waffe über alles liebte, Wert legte. Sein Vermögen mochte nur mittelmäßig sein; wahrscheinlich hatte er einen Teil davon schon verbraucht; aber wenn sein Bruder Ernst nicht heiratete, war für Eberhard und seine Nachkommenschaft der Besitz von Lamnitz gesichert.

Das einzige, was in Ede Plessows Augen gegen diesen Bewerber sprach, war, daß er ein Bruder war von Ernst Hindorf. Es bestand eine alte Rivalität

zwischen den Besitzern von Baderwisch und von Lamnitz. Diese beiden Herrensitze lagen zu nahe beieinander. Von Haustür zu Haustür zählte man knapp tausend Schritte. Die Parks und die Feldgrenzen gingen ineinander über; das hatte von altersher Streitigkeiten gegeben zwischen den beiden Familien. Nun war der verstorbene Landesälteste von Hindorf ein außerordentlich ernster und zurückhaltender Mann gewesen, in allem ungefähr das Gegenteil von Ede Plessow. Zwischen zwei so verschieden gearteten Naturen mußte es zu Reibungen kommen, und die natürliche Lage der Besitzungen gab überdies die schönste Gelegenheit dazu. Erst recht aber lebte der Streit der beiden feindlichen Rassen zu alter Höhe auf, als Horst Plessow sich um den Landratsposten bewarb und Ernst Hindorf dem mit aller Energie entgegentrat. Daß den Lamnitzer Herrn dabei Gründe sachlicher Natur und nicht Ranküne geleitet habe, wollte Ede Plessow nie und nimmer einsehen.

Ein Brief, der mit der Frühpost in Reitern eingetroffen war, hatte das Haus in ziemliche Aufregung versetzt. Herr von Plessow stellte den üblichen Morgenritt auf die Felder ein und zog sich auf sein Zimmer zurück, wo er sich — eine Seltenheit bei ihm — in Bücher und Rechnungen vertiefte. Frau von Nettelmüller, die sich für gewöhnlich sehr wenig um häusliche Angelegenheiten kümmerte, entwickelte heute eine ganz auffällige Betriebsamkeit. Ein Bote wurde von ihr nach der Stadt geschickt, um Delikatessen zu besorgen. Den Eßtisch ließ sie mit besonderer Sorgfalt decken. Die paar Blumen, die in Reitern aufzutreiben waren, wurden abgeschnitten und als Buketts aufgestellt.

Von Anne Marie verlangte Frau von Nettel-

müller, daß sie ihr Morgenkleid gegen eine bessere Toilette umtausche. Erstaunt fragte das junge Mädchen, wem alle diese Vorbereitungen gälten. Die Tante erwiderte, Leutnant von Hindorf habe geschrieben und seinen Besuch im Laufe des Vormittags angemeldet.

Anne Marie wußte genug damit; sie ging auf ihr Zimmer. Frau von Nettelmüller war zufrieden; stillschweigend nahm sie an, die Nichte komme ihrem Wunsche nach und kleide sich um.

Die Witwe konnte nicht in fieberhafterer Spannung sein, wenn es sich um ihre eigene Verlobung gehandelt hätte. Es war dies ja nicht die erste Partie, die sie zustande brachte. Keine süßere Erregung kannte sie als dieses Anknüpfen zarter Fäden, das intime Beobachten der ersten schüchternen Annäherung, das Nachhelfen und Anfeuern, wo es nötig war, das Entwirren schwieriger Situationen und das Schaffen günstiger Gelegenheiten. Frau von Nettelmüller war, wie die meisten Ehestifterinnen, immer selbst etwas verliebt in den Mann, den sie mit der Hand einer anderen beglücken wollte; und auch in diesem Falle empfand sie für den auserwählten Freier mehr als bloß mütterliche Gefühle.

Herr von Plessow schien beim Durchsehen der Bücher und Rechnungen nicht viel Erfreuliches gefunden zu haben. Er warf schließlich alles voll Hast in ein Fach seines Schreibtisches, nahm die berüchtigte Nilpferdpeitsche zur Hand und ging in den Pferdestall. Wantzelow, der alte Kutscher, der als Bursche mit Ede im Felde gewesen war, und der seinen Herrn so genau kannte wie seine Branntweinflasche, ging ihm vorsichtig aus dem Wege. Solche Mienen deuteten für den Wetterkundigen auf einen nahen Ausbruch. Ein

erst vor kurzem angestellter Koppelknecht, bei dessen Pferden Herr von Plessow etwas nicht in Ordnung fand, bekam die Knute zu kosten.

In dieser Exekution wurde der Gutsherr dadurch unterbrochen, daß ein leichter Wagen mit einem Husarenburschen auf dem Bocke und einem Offizier auf dem Rücksitze in den Hof einfuhr. Herr von Plessow gab den Koppelknecht mit der tröstlichen Versicherung frei, daß er den Rest der ihm zugedachten Ration demnächst erhalten solle; dann begab er sich zur Haustür, um den Gast zu empfangen.

Anne Marie hatte den Krümperwagen vom Fenster ihrer Stube aus einfahren sehen. Sie stand wohl schon seit einer Stunde hier oben und blickte mit wunderlichen Gefühlen und hastig wechselnden Gedanken hinaus. Ihr Kleid hatte sie nicht gewechselt.

Als sie jetzt den Wagen vor der Tür halten und Eberhard von Hindorf, begrüßt von ihrem Vater, aussteigen sah, wie die beiden sich voreinander verneigten, wie der Leutnant formell die Hand an den Kolpak legte, war ihr zumute, als müsse sie laut auflachen; wahrhaftig, sie konnte sich nicht helfen, alles das kam ihr so geschraubt, unnatürlich und lächerlich vor. Eberhard Hindorf, der sonst zu jeder Tageszeit unangemeldet von der Garnison herübergeritten war, kam heute mit Wagen, Burschen und in großer Uniform! — Es war zu widersinnig!

Er tat ihr leid. Wie gern hätte sie ihm diese Fahrt erspart; ja, wie gern hätte sie ihm diese Enttäuschung erspart, der er entgegenging!

Anne Marie hatte während der letzten Zeit nicht im Zweifel bleiben können darüber, daß Leutnant von Hindorfs Verhalten mehr bedeute als bloße Cour-

macherei. Sie war bei dieser Erkenntnis nicht gleichgültig geblieben. Vielleicht, hätte sich Eberhard damals ein Herz gefaßt, hätte er im richtigen Augenblicke in der rechten Art zu ihr gesprochen, er würde sie sich gewonnen haben. Aber statt diesen Husarenstreich zu wagen, hatte er die Rückkehr seines Bruders von seiner Weltreise abgewartet. In der Zwischenzeit ließ er es freilich nicht daran fehlen, dem Mädchen sein Interesse deutlich und deutlicher zu zeigen. Aber bei Anne Marie Plessow hatte das eine ganz andere als die erwartete Wirkung. Die erste starke Erregung bei der Erkenntnis, begehrt zu sein, war vorübergegangen, ohne in der Seele des Mädchens eine Neigung zurückgelassen zu haben. Sie hatte sich an die Tatsache gewöhnt, daß sie einen Courmacher besaß; irgendwelche weiteren Fortschritte machte Eberhard nicht, auch trotz des Souperwalzers nicht, zu dem er sie ein für allemal engagiert hatte. Anne Marie aber fand ihn, da sie ihn allzu oft sah, im Grunde etwas langweilig. Was ihr aber den Gedanken an eine Verbindung mit diesem Manne am meisten verleidete, war der Übereifer der Menschen, die sie in diese Partie hineintreiben wollten. Nicht bloß Frau von Nettelmüller, alle Welt schien es gleichsam als selbstverständlich anzusehen, daß aus Anne Marie Plessow und Eberhard Hindorf durchaus ein Paar werden müsse. Die bis zur Ermüdung gehörten Lobpreisungen seiner Schönheit, Eleganz und Liebenswürdigkeit machten ihr Auge erst kritisch für seine kleinen Schwächen. Wer sagte denn den Leuten, daß sie gezwungen sei, ihn zu nehmen!

Doch war sich ihr Herz nicht immer gleichmäßig seiner Bedürfnisse bewußt. Trotz aller geheimen Kritik Anne Mariens hätte Eberhard Hindorf immer noch

einige Aussicht gehabt, des Mädchens Hand zu gewinnen, wenn es nicht bei jenem Sommerfeste in Drosselbach ihr wie Schuppen von den Augen gefallen wäre.

Jetzt auf einmal wußte sie es ganz sicher: sie liebte Eberhard nicht, er war nicht ihr Ideal eines Mannes. Wenn sie nun trotzdem einwilligte, seine Frau zu werden, dann beging sie ein Verbrechen. In jenen wenigen Minuten, die sie mit dem Lamnitzer Hindorf gesprochen hatte, war ihr — sie wußte nicht, wie und wodurch — die feste Gewißheit gekommen, daß sie den Bruder dieses Mannes niemals werde heiraten können.

Ernst Hindorf war so ganz anders als alle Herren, die sie sonst kannte. Anne Marie begriff es selbst nicht, was es sei, das sie förmlich zwang, immer wieder an ihn zu denken. Fast ärgerte es sie, daß ein Mensch bei der ersten Begegnung solchen Eindruck auf sie machen konnte. Gott sei Dank, niemand wußte darum, am wenigsten Herr von Hindorf selbst.

Der Diener klopfte bei ihr an und meldete: der gnädige Herr lasse ihr sagen, Leutnant von Hindorf sei da, und das gnädige Fräulein möge herunterkommen.

Anne Marie begab sich, ohne vorher einen einzigen Blick in den Spiegel geworfen zu haben, in den Salon. Dort fand sie Eberhard Hindorf und ihre Tante Nettelmüller. Die Tante warf einen erstaunten Blick auf Anne Mariens Toilette. War denn das Mädel so schwer von Begriffen? Die Nichte blieb so kühl herablassend in der Art, wie sie den jungen Mann begrüßte, daß die Witwe fast zu der Vermutung kam, sie wisse noch immer nicht, um was es sich handle. Um so erregter zeigte sich der Leutnant; er war zunächst bei dem Vater gewesen und hatte dort die Erlaubnis erhalten

mit Anne Marie zu sprechen. Nachdem einige nichtssagende Worte gewechselt worden waren, verließ Frau von Nettelmüller das Zimmer.

Sowie er sich mit Anne Marie allein sah, rückte Eberhard Hindorf seinen Stuhl näher an sie heran. Dann eine kurze Pause. Sie war ruhig, so ruhig, daß sie sich selbst darüber wunderte. Fragend sah sie ihn an, erstaunt über seine Unsicherheit. Gern hätte sie ihn gebeten, gar nicht zu sprechen, wenn das gegangen wäre. Endlich hatte der Leutnant sich so weit gefaßt, daß er seinen Antrag vorzubringen imstande war; er kleidete ihn in phrasenhafte, fast etwas banale Wendungen.

Anne Marie schlug die Augen nieder; sie schämte sich für ihn. Wozu die hochtrabenden Worte von Lebensglück und ewiger Dauer des Herzensbundes? Er machte sich ja nur lächerlich! Eben wollte sie aufstehen, um ihm das zu sagen, da ließ er eine Bemerkung fallen, die sie unwillkürlich aufmerksamer zuhören machte.

Eberhard, durch sein längeres Sprechen und ihr Schweigen mutiger gemacht, sagte: „Ihr Herr Vater gibt Sie begreiflicherweise ungern her, gnädiges Fräulein. Aber vorhin habe ich die Zusage erhalten von ihm, daß er unserm Glück nicht im Wege stehen will. Auch die materielle Seite der Frage wird, hoffe ich, eine glückliche Lösung finden. Mein Bruder tritt für mich ein. Sie kennen Ernst nur wenig, gnädiges Fräulein. Er ist ein großartiger Mensch. In dieser Sache hat er seine generöse Gesinnung von neuem bewiesen. Ohne ihn, das gestehe ich offen, hätte ich es nicht wagen können, um Ihre Hand anzuhalten; meines Bruders Generosität setzt mich dazu in die Lage."

Anne Marie war aufgestanden. Sie machte heftig

abwehrende Zeichen mit der Hand. Tiefer Unmut lag in ihren Zügen. Er sollte schweigen! Begriff er denn nicht, daß die Erwähnung des Bruders, als Helfer bei seinem Antrag, sie furchtbar verletzte?

Eberhard blickte verwundert in das gänzlich veränderte Gesicht des Mädchens. Worin hatte er es denn versehen? Er glaubte es doch so gut zu machen! —

Ein paar Minuten später verließ der junge Mann gesenkten Hauptes das Zimmer, wie betäubt in dem Gefühl, die größte aller Demütigungen erfahren zu haben. Draußen kam ihm Frau von Nettelmüller entgegen; sie wollte gratulieren. Ein Blick in die trostlose Miene des Abgewiesenen sagte ihr alles.

„Bleiben Sie! Bleiben Sie, Herr von Hindorf!" rief die Witwe. „Ich werde mit ihr reden. Das muß ein Mißverständnis sein! Ich bringe das Mädel zur Raison."

Eberhard Hindorf aber wußte, daß hier jedes Mißverständnis ausgeschlossen war. Durch kein noch so wohlgemeintes Zureden würde aus diesem „Nein!" jemals ein „Ja!" werden.

* * *

Die Hochzeit von Horst Plessow mit Fräulein Tubus sollte in Berlin stattfinden. Anne Marie, die als Brautjungfer gebeten war, hatte die Residenz noch niemals gesehen. Sie freute sich auf die Stadt, aber sie verabscheute die Gelegenheit, durch die sie sie kennen lernen sollte.

Anne Marie war stolz auf den Namen Plessow; der Gedanke, daß ihr ältester Bruder sich mit einer Person von parvenuhafter Abkunft verbinden wollte, verletzte sie tief. Und nun gar zum ersten Male in

ihrem Leben gerade bei solcher Gelegenheit Brautjungfer zu sein! Am liebsten hätte sie abgelehnt.

Auch Ede Plessow war nicht entzückt von der Familie Tubus; aber in seinen Augen entschuldigte die halbe Million, welche die Braut mitbekam, und die ganze, auf die sie später Anwartschaft hatte, vieles. Auf keinen Fall wollte er bei der Hochzeit plundrig auftreten. Seine beiden Jungen von den Husaren sollten ihn nach Berlin begleiten und für Anne Marie waren reizende Toiletten bestellt worden.

Es war das erstemal, daß Anne Marie ohne den Schutz ihrer Tante Nettelmüller in große Gesellschaft ging. Die Witwe hatte, nachdem ihr Ehestiftungsplan so traurig zu Wasser geworden war, sehr bald das Haus ihres Schwagers Plessow verlassen. Den Sommer brachte sie in Bädern zu; jetzt, wo der Herbst herangekommen war und die Husaren aus dem Manöver in die Garnison zurückkehrten, saß sie wieder in ihrer Villa bei Kranzfelde und übte ihren militärfreundlichen Beruf aus, indem sie die unverheirateten Offiziere vom Kommandeur bis zum jüngsten Leutnant herab, so oft es diesen Herren paßte, bei sich zu Tisch sah.

Freilich, einer ihrer Günstlinge fehlte. Eberhard Hindorf war, nachdem er sich in Reitern seinen Korb geholt hatte, auf ein Jahr à la suite gegangen. Er werde die Zeit benutzen, um sich für die Kriegsakademie vorzubereiten. Augenblicklich befand er sich auf Reisen.

Anne Marie ging den Hochzeitsfeierlichkeiten mit dem Entschlusse entgegen, sich durch nichts imponieren zu lassen. Am Vorabend des Hochzeitstages fand eine Art Polterabend bei den Eltern der Braut statt; nach der Trauung wurde in einem der ersten Hotels von Berlin ein Essen zu hundert Gedecken gegeben.

Die Familie Tubus hatte es an nichts fehlen lassen, was beweisen konnte, daß man Geld besitze. Aber noch glänzender war es ihnen gelungen, an den Tag zu legen, was sie nicht besaßen: Vornehmheit und Zartgefühl. Das Souper, die Aufführungen am Polterabend, von bezahlten Künstlern geleitet, die überladenen Toiletten der Damen, die Auffahrt zur Trauung, das Diner mit endlosen Gängen waren ebensoviel Sünden gegen Takt und guten Geschmack. Das Gros der Gesellschaft setzte sich zusammen aus Mitgliedern der Familie Tubus und ihrer weitverbreiteten Verwandtschaft und Freundschaft. Anne Marie hörte zu ihrem Staunen Titel wie Kommissionsrat, Bankdirektor, Makler, ja selbst Brauereibesitzer und Holzhändler waren da. Sie hatte bisher nicht geahnt, daß derartige Menschen salonfähig seien. Zwischen diese Gesellschaft breitspuriger Geldprotzen eingesprengt waren einige Bekannte des Bräutigams, — Lebemänner aristokratischen Geblüts, die nur dazu beitrugen, den Gegensatz zwischen zwei Welten, die sich wohl berühren, aber niemals verschmelzen konnten, doppelt fühlbar zu machen.

Wie zwei getrennte Heerlager standen sich die Familien von Braut und Bräutigam steif und mißtrauisch gegenüber. Das Paar litt unter der unerfreulichen Stimmung. Die Braut in ihrem prächtigen Staat, umgeben von herrlichen Blumen, reichem Schmuck, auserlesenen Geschenken, nahm sich aus, als agiere sie eine ihr schlecht liegende Rolle. Und der Bräutigam trug eine Miene zur Schau, als wohne er einer Trauerfeier bei, aber nicht seiner eigenen Hochzeit.

Anne Marie führte ihren Plan, der Familie Tubus zu beweisen, wie sie sie verachte, gewissenhaft durch.

Sie trug das Haupt noch etwas höher als gewöhnlich und war in ihren Antworten in einer Weise herablassend, daß man sie, wäre sie eine gekrönte Fürstin gewesen, stolz genannt haben würde.

Man hatte ihr zum Partner den jüngsten Bruder der Braut gegeben. Der junge Mann war das einzige Mitglied seiner Familie, das nicht dem Kaufmannsstande angehörte. Dr. Emil Tubus hatte Jura studiert und war kürzlich Referendar geworden. Als Ziel seiner Wünsche schwebte ihm die Verwaltungskarriere vor. Anne Marie konstatierte im stillen, daß der junge Tubus eigentlich gar nicht schlecht aussehe; an seiner Toilette war nichts auszusetzen, und selbst sein Benehmen war korrekt. Emil Tubus behandelte seine Partnerin mit ausgesuchter Höflichkeit. Sie konnte wirklich nicht sagen, daß er ihr mißfalle, aber nimmermehr hätte sie sich die Schwäche verziehen, ihn davon etwas merken zu lassen. Auch er bekam, trotz seines eifrigen Bemühens, sie zum Auftauen zu bringen, nur eisige Kälte zu spüren.

Ähnlich wie Anne Marie verhielt sich die übrige Familie Plessow. Unter ihnen war die Parole ausgegeben worden: „Trotz Verschwägerung keine Verwandtschaft!" Ede Plessow, der dieses Wort selbst geprägt hatte, nahm sich äußerst zusammen. Er, der sich bei Diners gern an Wein und an seiner eigenen Beredsamkeit zu berauschen pflegte, hielt sich bei dieser Gelegenheit völlig nüchtern. Der Pflicht, die Familie Tubus leben zu lassen, die ihm als Senior der Plessows zukam, genügte er mit einigen kühlen Worten von militärischer Kürze. Anne Marie war unendlich stolz auf ihren Vater; und auch mit der Haltung ihrer Brüder konnte sie zufrieden sein.

Nach dem Hochzeitsdiner ging es ins Hotel zurück zum Umkleiden. Anne Marie wurde ihrer Cousine, Frau von Halkern, übergeben, die das junge Mädchen für einige Zeit zu sich nach Potsdam eingeladen hatte. Die Husaren legten Zivil an; der Vater hatte ihnen versprochen, mit ihnen einen Nachtbummel durch Berlin zu machen. So gedachte man sich auf Plessowscher Seite von der ungewohnten Zurückhaltung, die man sich hatte notgedrungen auferlegen müssen, zu erholen.

Anne Marie verlebte bei ihrer Cousine eine reizende Zeit. Frau von Halkern war Gattin eines Gardekavalleristen; sie stand mitten im Kreise von eleganten und flotten Leuten. Die Jahreszeit war günstig für Geselligkeit und Sport. Anne Marie fand sich schnell in der neuen Umgebung zurecht. Sie machte die Entdeckung, daß der Ton der wirklich vornehmen Gesellschaft überall derselbe ist, sich höchstens durch kleine lokale Nuancen unterscheidet. Sie traf ein paar junge Komtessen, die sie vom Stift her kannte, mit denen sie in Schulerinnerungen schwelgen konnte. Sehr bald merkte sie auch, daß sie hier, wie überall, wo sie bisher aufgetreten war, Aufsehen errege. Der Umstand, daß ihre Tante Nettelmüller kurz vorher in Potsdam gewesen war und von dem Korbe erzählt hatte, den ihre Nichte ausgeteilt, trug auch dazu bei, ihr ein gewisses Relief zu geben. Die kleine Plessow hatte bewiesen, daß sie Ansprüche mache, und daß sie ihren eigenen Kopf besitze. Man behandelte sie infolgedessen mit Vorsicht.

Anne Marie hatte sich ihr Reitkleid nachschicken lassen; sie konnte es in dieser Periode der Schnitzel- und Schleppjagden gut verwerten. Sie machte die Bekanntschaft der ersten deutschen Herrenreiter und

bekam aus berufenem Munde Schmeichelhaftes über ihren Sitz zu Pferde zu hören. Ihr großer Tag aber war, als der Kaiser selbst bei der Hubertusjagd sich durch einen Adjutanten erkundigen ließ, wer diese „schneidige Amazone" sei.

Wiederholt schrieb sie an Agathe Mildenau. Die Freundin antwortete ihr, sie freue sich außerordentlich über Anne Mariens Erfolge und finde sie nur natürlich. Daran knüpfte Agathe die ängstliche Bitte, die Freundin möge über all dem ihr und den vielen anderen in der Heimat, die sie liebten, nicht ungetreu werden. Agathe Mildenau hatte aus Anne Mariens Briefen ein ihrer Eifersucht bedenkliches Selbstbewußtsein herauszulesen geglaubt. Wenn Anne Marie ihr nur nicht allzu sehr verwöhnt wurde; sie war ja sowieso ein so fürchterlich stolzes Mädel gewesen!

* * *

Als Anne Marie nach Reitern zurückkam, fand sie ihren Vater hinkend und den Arm in der Binde. Herr von Plessow war mit dem Pferde verunglückt und dabei an Schulter, Hüfte und Knöchel arg gequetscht worden.

Der Gaul, der das fertig gebracht hatte, gehörte dem jüngsten Sohne Henning und war diesem von einem Pferdehändler aufgehängt worden. „Vulkan" war unzweifelhaft ein schönes Pferd mit viel Blut und guten Knochen, entpuppte sich aber leider beim Gebrauch als total verritten. Henning, der mit dem Tier nicht fertig wurde, hatte es, mit Verlust natürlich, an den Händler zurückgeben wollen, aber Herr von Plessow gab das nicht zu. Der Gaul sollte noch geboren werden, den er nicht gemeistert hätte!

Er ließ sich den Verbrecher nach Reitern kommen; dort nahm er ihn zunächst einmal im tiefen Sande an die Longe. Hier zeigte „Vulkan" schöne Haltung und gute Gänge. Den Stallburschen allerdings, der groberweise ohne Sattel draufgesetzt wurde, warf der Gaul im Nu ab. Nun ließ Herr von Plessow satteln; hierbei zeigte sich die Verbrechernatur „Vulkans" im schönsten Lichte. Drei Mann hatten Not, ihm im Laufe einer Viertelstunde den Sattel auf den Rücken zu bringen. Niemand von den Leuten wollte dann aufsteigen. Herr von Plessow ließ den Gaul noch eine volle Stunde an der Longe gehen, bis „Vulkan" Hals und Rücken hergegeben hatte und mit gesenkter Nase gehorsam der Peitsche folgte. Darauf stieg er ohne viele Umstände in den Sattel. „Vulkan" bäumte einige Male hoch auf und stand dann, als der Reiter trotzdem im Sattel blieb, für einen Augenblick mauerfest, offenbar überlegend, was er nun wohl versuchen solle. Dann ging ein Bocken und Schmeißen los, das einen minder sattelfesten Reiter sicher hoch in die Lüfte gesandt haben würde. Als das Tier nun auch noch anfing, rückwärts zu treten, hielt Herr von Plessow die Zeit für gekommen, ihm den Meister zu zeigen. Hageldicht sausten die Hiebe auf Vorder- und Hinterteil, von der kleinen, schweren Nilpferdpeitsche erteilt; gleichzeitig arbeitete der Sporn rechts und links in den Flanken. „Vulkan", rasend vor Schmerz, ging in mächtigen Lançaden blut- und schweißbedeckt vorwärts. Der Reiter glaubte schon, das Spiel sei gewonnen, und richtete sich auf einen Kanter ein über freies Feld, der dem Widerspenstigen vollends den Eigenwillen brechen sollte, als „Vulkan" plötzlich die Richtung nach dem Gehölz nahm. Umsonst suchte Herr von Plessow das

Pferd vorbeizusteuern; der Gaul hatte sich festgemacht und sauste jetzt in voller Karriere in die dichte Schonung von etwa dreißigjährigen Kiefern hinein. Der Reiter konnte von Glück sagen, daß er gleich am Rande abgestreift wurde und mit einer arg zerschundenen Körperseite davonkam.

Die Laune des alten Kavalleristen war nach diesem Unfalle nicht die beste. Das Bewußtsein, im Kampfe unterlegen zu sein, schmerzte Ede mehr als alle Quetschungen und Hautabschürfungen am Bein und Arm. Mit Sehnsucht wartete er auf den Augenblick, wo die Steifheit so weit aus seinen Gelenken gewichen sein würde, daß er daran denken könne, wieder in den Sattel zu steigen und seine Rache zu nehmen.

Inzwischen war „Vulkan" zur Strafe für seine Tat und um ihm den Mut etwas zu dämpfen, auf halbe Ration gestellt worden. Täglich wurde er mit Kappzaum longiert, auf seinen Rücken wagte sich jedoch niemand.

Acht Tage mochten seit Anne Mariens Rückkehr nach Reitern vergangen sein. Herr von Plessow hütete noch immer das Zimmer und vertrieb sich die Zeit, so gut es ging, mit Zeitungslesen und Rauchen, als ihn, während er, im Armstuhl sitzend, sich eben wieder über die antiagrarische Politik der Regierung ärgerte, die Stimme seiner Tochter vom Hofe her ans Fenster rief. Träumte er? Das Mädel saß auf dem „Vulkan". Sie hatte auf dem Sandplatze vor dem Hause einen Zirkel angelegt und ritt hohe Schule, und was noch toller war: der Verbrecher ging unter ihr wie eine Puppe.

Anna Marie winkte dem Vater mit der Gerte und ließ „Vulkan" eine Volte machen, dann sprengte

sie Galopp an, darauf changierte sie und zeigte das Pferd auf der anderen Hand. Der Gaul ging alles: Konter, Travers, Renvers, ließ sich rückwärts richten und abbiegen, sprengte aus dem Stehen an, wie die Reiterin wollte.

Ede Plessow sah dem mit einem lachenden und einem weinenden Auge zu. Er freute sich über den Schneid des Mädels. Aber im Grunde wurmte es ihn, daß eine vom „Kahlwild" fertig gebracht hatte, woran seine Kunst gescheitert war. Die Erfahrung sagte ihm ja, wie das, was er da mit ansah, ganz einfach zu erklären sei. „Vulkan", ein ursprünglich gutes Pferd, war verritten, wahrscheinlich durch einen Reiter ohne Gefühl und Verstand mit einer Bullenfaust; wie die meisten Pferdeuntugenden entsprang auch seine Halsstarrigkeit nur falscher Behandlung. Das Tier war verängstet und darum ein Steiger und Durchgänger geworden. Nun war mit Anne Marie eine Reiterin von idealer Hand und federleichtem Gewicht auf seinen Rücken gekommen, die das Pferd weder im Maule noch auf dem Rücken genierte. Freiwillig fügte sich der Grimmige seiner zarten Lenkerin, und nun kamen alle seine angeborenen guten Eigenschaften: stolze Haltung, Gänge, Geschicklichkeit, Mut, zur wundervollen Entfaltung.

Der Vater ließ sich von da ab den Gaul jeden Tag von seiner Tochter vorreiten. Er stand am offenen Fenster und gab, alter Reitlehrergewohnheit folgend, Kommandos, kritisierte gelegentlich wohl auch; Lob dagegen bekam Anne Marie nicht zu hören. Dem Mädel zu sagen, daß sie hier ein Meisterstück ausgeführt habe, hätte Ede Plessow nimmermehr fertig gebracht. Schwer genug war es ja, sich eingestehen zu

müssen, daß einem die Schülerin über den Kopf gewachsen sei.

Eines Tages kam Henning aus der Garnison. Er hatte gehört, Anne Marie reite „Vulkan", und stellte sich, als glaube er es nicht. Die Schwester zog das Reitkleid an und ging mit Henning in den Stall. Der Vater, noch immer etwas steif von seinem Sturze her, kam langsam nach. Anne Marie saß auf und ritt dem erstaunten Bruder seinen Gaul in allen Gangarten vor.

Henning wäre kein Plessow gewesen, wenn er sich nunmehr nicht selbst aufs Pferd gesetzt hätte. Er ließ den Armeesattel, mit dem er auf einem alten Rennpferd von der Garnison herausgekommen war, auf „Vulkan" legen.

Das Pferd zeigte schon beim Aufsteigen eine verdächtige Physiognomie, legte die Ohren zurück und trat unruhig hin und her. Im Trabe ging es mit gekrümmtem Rücken hinter dem Zügel, die Beine ungleich setzend. Henning, der das kritische Auge seines Vaters auf sich ruhen fühlte, nahm sich zusammen; er suchte den Gaul zunächst durch Gewichts- und leichte Schenkelhilfen an die Zügel heranzutreiben. Das wollte jedoch nicht glücken. Nach einer Volte ging er auf die andere Hand über; ob er dem empfindlichen Pferde dabei mit dem Sporn an die Seite gekommen war, oder ob er die Zügel zu straff angezogen hatte — kurz und gut, „Vulkan" fing mit einem Male die ganze Litanei seiner bekannten Unarten wieder von vorn an. Er bockte, verweigerte jeden Gehorsam und drängte gegen die nächste Mauer, den Reiter derartig dagegen drückend, daß er machtlos war und nur noch mit der Reitpeitsche arbeiten konnte.

Ede Plessow verfluchte den Jungen, der nicht reiten

könne, und humpelte nach dem Hause. Anne Marie suchte dem Bruder zu Hilfe zu kommen; sie trat an das Tier heran, redete ihm zu, streichelte und klopfte es und führte es schließlich von der fatalen Mauer weg. Henning, außer sich über den Eingriff der Schwester, rief ihr in barschem Tone zu, den Gaul loszulassen, mit dem er allein fertig zu werden gedenke. Das Mädchen tat so. Kurze Zeit darauf sah man den Husaren auf „Vulkan" den Hof verlassen in einer Gangart, die entschieden schneller war als der Reiter beabsichtigte, und zehn Minuten später kehrte das Pferd mit leerem Sattel zum Stalle zurück.

Inzwischen war Herr von Plessow wieder unten erschienen, diesmal gestiefelt und gespornt. Ein Knecht meldete ihm, der Leutnant komme zu Fuß die Pappelallee herein. Auf Ede Plessow schien diese Nachricht keinerlei Eindruck zu machen; er war dunkelrot im Gesicht, seine Hände zitterten. Er schrie dem alten Kutscher zu, von dem „Vulkan" sich soeben mit Hilfe einer Haferschwinge hatte einfangen lassen, er solle ihm den Gaul vorführen wie er sei. Anne Marie erinnerte den Vater daran, daß er noch halb Invalide sei; sie bekam ein „dummes Mädel" an den Kopf geworfen. Und als sie wagte, den alten Herrn am Arm zu fassen, um ihn zurückzuhalten, wurde sie nicht gerade sanft weggestoßen.

„Vulkan" machte Schwierigkeiten beim Aufsitzen. Ob er die Nilpferdpeitsche in der Hand des Meisters bemerkt hatte, ob der eben über den jungen Reiter erfochtene Sieg ihn übermütig machte — kurz, er sprang wild auf dem Platze herum und keilte nach allen Seiten. Vorn hielt ihn der alte Kutscher und suchte das vor Aufregung halb tolle Pferd zu beruhigen.

Herr von Plessow, mit einer Hand im Sattel, die Fußspitze schon im Bügel, folgte dem Gaule bei all seinen Kapriolen. Einen Moment benutzend, wo das Tier, am ganzen Leibe zitternd, stillstand, schwang sich der alte, erfahrene Reiter empor und saß im Sattel. Im Nu stieg „Vulkan“ kerzengerade in die Luft, den Kutscher, der das Mundstück nicht fahren ließ, mit emporziehend. „Laß los!“ brüllte ihn sein Herr an; der Mann gehorchte.

Anne Marie war nicht ängstlich von Natur, und besonders in allem, was mit Pferden zusammenhing, waren ihre Nerven von Kindheit auf gestählt; aber was sie hier mit ansehen mußte, ließ sie Furcht und Entsetzen kennen lernen.

Es war ein Zweikampf zwischen Mann und Tier. Beide, der Reiter wie das Pferd, schienen zu wissen, daß es sich um Siegen oder Unterliegen handle. Beide waren einander ebenbürtig, der Reiter durch Übung und Erfahrung, das Pferd durch Jugend und Kraft.

Herr von Plessow war von dem Augenblicke ab, wo er im Sattel saß, ganz ruhig geworden. Er brauchte weder Peitsche noch Sporn, die Züchtigung sparte er sich für später auf; alles kam jetzt darauf an, sich überhaupt im Sattel zu behaupten.

„Vulkan“ stieg zunächst wohl ein dutzendmal, daß der Zuschauer jedesmal das Gefühl hatte: jetzt müssen sie sich überschlagen. Herr von Plessow gab, sobald sich das Vorderteil des Pferdes hob, die Zügel nach, legte sich ganz vor auf des Gaules Hals, das Hinterteil auf diese Weise entlastend. Als „Vulkan“ einsah, daß er den Reiter auf diese Weise nicht loswerde, verlegte er sich auf das Rückwärtskriechen. Jetzt hielt Herr von Plessow den Augenblick für gekommen, die

passive Rolle aufzugeben und dem Pferde die Kraft von Schenkel und Faust spüren zu lassen.

Der Gaul ging in mächtigen Bocksprüngen vorwärts, in der Richtung nach dem Stalle zu. Herr von Plessow durchschaute sofort, was dieses neue Manöver bedeuten sollte. Es gelang ihm, das Pferd glücklich an der offenen Stalltür vorbeizusteuern. Im Galopp ging es jetzt den gepflasterten Gang hinab, der an den Ställen entlang führte. Anne Marie atmete auf; der Sieg schien sich auf Seite des Vaters zu neigen.

Da, an der Hofecke, wo der schmale Gang eine scharfe Biegung machte, verlor „Vulkan" bei der Wendung auf dem Steinpflaster alle vier Beine gleichzeitig, stürzte und schleuderte den Reiter in hohem Schwunge gegen die Mauer.

Anne Marie sah, wie das Pferd aufstand und, schwer lahmend, einige humpelnde Schritte machte, dann stehen blieb. Ihren Vater sah sie nicht aufstehen. Der Kutscher und eine Menge Hofgesinde, das sich, durch die interessante Szene angelockt, versammelt hatte, liefen nach jener Ecke.

Das junge Mädchen war nicht imstande, sich von der Stelle zu rühren; sie fühlte, wie ihr die Beine zusammenknickend nachgaben; vor ihren Augen wurde es dunkel. Henning tauchte neben ihr auf und fragte, was sich ereignet habe. Sie vermochte nur mit der Gerte nach jener Richtung zu weisen, wo jetzt von den Leuten ein lebloser Körper aufgehoben wurde.

Herr von Plessow war sofort tot gewesen. Er hatte das Genick gebrochen durch den Sturz aus schnellster Gangart. Sein oft geäußerter Wunsch war

dadurch buchstäblich in Erfüllung gegangen: ein schneller Tod, nicht langsam im Bett; ein Reitertod.

* * *

Das Begräbnis zeigte, wie beliebt Ede Plessow gewesen war. Mit ihm war eine der markantesten Persönlichkeiten der Gegend aus der Welt gegangen. Ein Mann von seinem rücksichtslos kecken Draufgängertum hatte selbstverständlicherweise auch den Widerspruch herausgefordert. Viele hatte er mit seinem respektlosen Mundwerk verletzt, aber selbst die Gegner unterlagen nicht selten dem Zauber seiner Persönlichkeit. Die Schwächen dieses Charakters hatten offen zutage gelegen; er war ein naiver Sünder gewesen, der den Drang fühlte, mit seinen Unarten lieber zu prunken, statt sie zu verheimlichen. Einer Tat, die aus Niedrigkeit oder Furcht entsprungen wäre, konnte ihn niemand zeihen.

Unter den Gästen, die zu dieser Beerdigung in großer Zahl von nah und fern erschienen waren, herrschte die Ansicht vor, daß Ede Plessow ein glückliches Ende gehabt habe, daß er im rechten Augenblick gestorben sei. Die Familie, darüber war man sich klar, trat keine leichte Erbschaft an.

Anne Marie dachte nicht einen Augenblick an die materiellen Folgen des Unglücksfalles; bei ihr beherrschte der Schmerz um den Vater alle anderen Gefühle und Gedanken. Sie hatte mit aufrichtiger Liebe an diesem Manne gehangen; mehr als den Beschützer verlor sie in ihm; ihr ging ein Ideal zugrunde mit ihm. Für sie war der Vater das Urbild gewesen des Kavaliers. Noch hatte sie nicht angefangen, sich mit Kritik an seine verehrte Gestalt heranzuwagen, noch hatte ihre Jugend-

lichkeit sie vor dem grausam-bitteren Prozeß bewahrt, der dem überlegenden Kinde die Augen öffnet über der Eltern Schwächen. Herr von Plessow hatte auch für sie und sein Angedenken bei ihr den Augenblick des Sterbens richtig getroffen; im Herzen der einzigen Tochter lebte sein Bild frisch und liebenswürdig, durch keinen unschönen Zug entstellt.

Das junge Mädchen vermochte das, was in Wahrheit sich ereignet hatte, kaum zu fassen. In ihrer Nähe war noch niemals ein Mensch gestorben. Nun mußte der erste Verlust, der sie bei vollem Bewußtsein traf, auch gleich der schwerste sein. Dazu die grauenhafte Art dieses Todes! Ja, nicht einmal Selbstvorwürfe blieben ihr erspart. Warum hatte sie dem Vater erlaubt, aufs Pferd zu steigen? Lieber hätte sie sich schlagen lassen sollen von ihm, als das zuzugeben.

Alle Briefe und sonstigen Zeichen des Beileids, an denen es die Nachbarn nicht fehlen ließen, bedeuteten ihr nur Pein. Ja, selbst Agathe Mildenau, die mit ihrer Mutter gleich am Tage nach dem Unglücksfall nach Reitern herüberkam, um Anne Marie zu trösten, ward ihr mit ihrer weinerlichen Zärtlichkeit zuwider. Und als Agathe gar sagte: „Du wirst schon wieder froh werden, mein Herz! Warte nur ein halbes Jahr! Alles geht einmal vorüber, sagt meine Mutter, sogar der größte Schmerz.“ — Da erhob sich Anne Marie zornig und stampfte mit dem Fuße auf. So etwas wollte sie nicht hören! Die gute Agathe war wieder einmal sehr betreten über das unberechenbare Wesen ihrer liebsten Freundin.

Viele andere Dinge bekam Anne Marie in diesen Tagen zu sehen, die ihre Geduld auf eine noch viel härtere Probe stellen sollten als Agathens Zuspruch.

Schön war die Hast nicht, mit der ihr Bruder Horst noch vor der Beerdigung in den Papieren des Vaters stöberte, und empörend die Art, wie er mit unkindlicher Kritik nicht zurückhielt über manches, was der alte Herr unternommen oder unterlassen hatte.

Am Tage des Begräbnisses mußte Anne Marie viele banale Worte mit anhören. Wahrscheinlich meinten es die Menschen gut mit dem, was sie sagten, aber im Grunde kränkten ihre Worte doch. Man brauchte ihr nicht auseinanderzusetzen, wie hoch man den Toten geschätzt, und warum man ihn so geliebt habe. Niemand brauchte ihr zu sagen, daß ihr Vater einzig gewesen sei, und daß sie seinesgleichen nicht wiedersehen werde.

Einer machte darin eine Ausnahme: Herr von Hindorf. Er gehörte ja zu jenen, mit denen der Verstorbene auf gespanntem Fuße gelebt hatte. Anne Marie wußte das; sie wußte aber auch, daß der Lamnitzer Hindorf stets ein ehrlicher Gegner ihrer Familie gewesen sei. Zum Begräbnis war er erschienen. Er kam auf die Tochter des Hauses zu und drückte ihr stumm die Hand. Anne Marie sah ihm in die Augen und erkannte darin respektvolles Mitgefühl, das ihr tröstender dünkte als irgendein Wort es hätte sein können.

Dieser Tag verschwand ihr bald wie hinter einem Nebel; nur etwas blieb ihr unvergeßlich: der Augenblick, als Ernst Hindorf ihr die Hand gedrückt und sie dabei so gütig und traurig zugleich angeblickt hatte.

Zweites Buch.

Ernst Hindorf hörte wenig von seinem Bruder. Hin und wieder bekam er Postkarten von ihm aus den verschiedensten Ländern. Der Inhalt dieser Karten, kurz, wie er war, sprach doch dafür, daß Eberhard in gefaßter Stimmung sei. Ernst war zufrieden.

Im übrigen waren Herrn von Hindorfs Gedanken dauernd durch Lamnitz beschäftigt. Sein Gut war ihm wie ein heranwachsendes Kind; es machte ihm Sorge und Freude zugleich; aber die Freude überwog.

Er hatte dem sporenklirrenden Inspektor gekündigt. Nicht daß der Mann ein schlechter Landwirt gewesen wäre; Hindorf fand nur, daß er sich für einen Beamten allzu wichtig mache. Herr von Hindorf mißbilligte jene Mittelinstanzen, die sich zwischen den Gutsherrn und seinen ererbten Grund und Boden einschieben wollen. Er meinte, daß Absolutismus die einzige angemessene Regierungsform sei für den Wirkungskreis, der ihm zugefallen war.

Der einfache, ungelernte Mann, den er an Stelle des verwöhnten, eingebildeten Herrn Inspektors als Gutsvogt angenommen hatte, war nichts anderes als ein gehorsamer Vermittler seiner Befehle, eine Art Verlängerung seiner Hand. Mit einem solchen Subalternen ein großes Gut bewirtschaften aber hieß die

Verantwortung für das Ganze wie für die Teile auf sich nehmen.

Ernst Hindorf hatte niemals die Landwirtschaft systematisch studiert. Wohl wußte er, daß auf keinem Gebiete der Dilettantismus so verhängnisvoll werden kann wie bei der Bodenbewirtschaftung, und war darauf gefaßt, Lehrgeld zahlen zu müssen. Aber der Gedanke, eine große Verantwortung auf sich genommen zu haben, konnte ihn nicht ängstigen. Wie ein junger Monarch fühlte er sich, der sein Amt selbstherrlich, vertrauensvoll ausübt, in dem Bewußtsein, daß er zum Regieren geboren ist.

Hindorf liebte sein Lamnitz wie einer seine Ehefrau liebt. Was hatte es zu sagen, daß er die geheimen Mängel und Fehler seines Gutes viel genauer kannte als irgendein anderer Mensch! Das Bewußtsein, daß dieses Stück Erde, mochte es auch nicht das reichste und fruchtbarste sein, ihm anvertraut war, ihm ganz allein, machte es ihm so kostbar.

Mehr und mehr ging ihm der Sinn dafür auf, daß er hier ein Amt verwalte, ein äußerlich recht schlichtes Amt. Aber wenn man es in Verbindung brachte mit der Vergangenheit, auf der man stand, und wenn man bedachte, daß die kommenden Generationen ebenso einstmals auf uns blicken würden: dankbar oder anklagend, je nachdem, wie er das Erbteil verwaltet, dann wuchs der schmale Platz in der Perspektive sich zum weiten Raume aus, dessen Ende nur mit dem menschlichen Sehvermögen zusammenfiel.

Ernst Hindorf erfuhr etwas an sich, was ihn früher oftmals an Bekannten in Erstaunen gesetzt hatte: nämlich, daß der Beruf des Landwirts den Menschen konservativ macht. Es hatte Perioden in seinem Leben

gegeben, wo er eine solche Bezeichnung seiner Weltanschauung entschieden abgelehnt haben würde. Ja, zwischen ihm und seinem Vater hatte es über diesen Punkt nicht selten schmerzliches Mißverständnis gegeben. Für den Landesältesten von Hindorf waren gewisse Fragen überhaupt nicht disputabel; zu diesen gehörte, daß ein Edelmann konservativ zu sein habe. Der alte Herr fand, daß sein Ernst sich durch die Theorien liberaler Universitätsprofessoren habe irre machen lassen an der ihm angemessenen Weltanschauung. Daß der Sohn schon früh die Neigung zeigte, die Ansicht auch des Gegners zu erforschen und sie auf ihre mögliche Berechtigung hin zu prüfen, erschien diesem Vater als ein äußerst bedenkliches Zeichen schwankender Gesinnung. Auch daß er allerhand radikale Zeitungen hielt und las, war in den Augen des alten Herrn ein Vergehen gegen die Tradition, das viel schwerer verziehen wurde als ein gelegentliches Über-die-Stränge-Schlagen des jungen Menschen auf sittlichem Gebiete.

Die Wandlung in der Gesinnung seines Sohnes, die der alte Herr so sehnlichst zu erleben gewünscht hatte, war später ganz von selbst eingetreten. Je tiefer Ernst von Hindorf Wurzeln geschlagen hatte in der heimatlichen Scholle, desto rascher sah er das, was dem Vertreter einer älteren Generation als „umstürzlerisch“ erschienen war, unwiederbringlich von sich abfallen. Er hatte weniger seine Gesinnung geändert als sein Temperament gezügelt. Der Landbau lehrte ihm eines: der Mensch, der keine Geduld hat, soll von vornherein die Hand vom Kultivieren lassen. Und wer sich täglich davon überzeugen muß, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen können, der wird auch auf anderem

Gebiete zum Übertreiben und unbedachten Fordern nicht geneigt sein. Er wird mißtrauisch werden gegen alles Frühreife, Unausgegorene. Er wird die Ernten erst dann schneiden, wenn die Farbe und Schwere der Frucht ihm sagt, daß die Zeit dazu da ist.

Und noch ein anderes hatte der Gutsherr von dem Stück vaterländischer Erde gelernt, das er bewirtschaftete: Nachsicht. Er vermochte etwas, dessen er früher nicht fähig gewesen wäre: Dinge, Menschen, Einrichtungen zu lieben, deren Mängel ihm nicht verborgen waren. Schroffes Aburteilen und hochmütige Gleichgültigkeit waren ja so sehr viel leichter als Verstehenwollen. Unduldsamkeit, dieser Fehler der Jugend, schien ihm eine Schwäche, der man mit reiferen Jahren nicht mehr nachgeben durfte.

* * *

Weihnachten war in Lamnitz, wie es sich für jedes Herrenhaus gehört, immer das schönste Fest des Jahres gewesen, das Fest, wo im Geben und Nehmen sich Herrschaft und Dienstboten, Gutshof und Dorf als eine große Gemeinschaft fühlen durften. In den letzten Jahren nun waren die Lamnitzer Leute durch Herrn von Hindorfs Abwesenheit um ihre Weihnachten gekommen; man wußte keineswegs, wie es diesmal mit der Feier werden würde. Die alten Weiber des Dorfes, die sich, wenn es irgendeinen Vorteil zu wahren galt, kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegten, ließen es an bedeutungsvollen Bemerkungen nicht fehlen. Auch Frau Siebert, die Köchin, machte, je tiefer man in den Winter hineinkam, immer deutlichere Anspielungen, daß ihr dieses und jenes bekannt sei, was beim Christkind bestellt werden möchte.

Es hätte solcher Winke gar nicht einmal bedurft. Hindorf war längst entschlossen, das Weihnachtsfest durch eine große Bescherung im Herrenhaus zu begehen. Das einzige, was ihm Schwierigkeiten machte, waren die Geschenke. Es wäre ja so einfach gewesen, alles mit Geld abzumachen, wie es sein Nachbar Horst Plessow in Baderwisch tat; aber das fand er ein trauriges Auskunftsmittel. Da saßen dann die Leute im „Kretscham“ statt unter dem Christbaum, und der heilige Abend endete womöglich mit Kartenspiel, Trunkenheit, Prügelei und Tränen der Frauen. Leicht war es freilich auch nicht, für jede Familie das Passende herauszufinden. Er half sich mit Sparkassenbüchern, die er für die Kinder besorgte. Aber für den Weihnachtstisch mußte doch etwas Schmückendes da sein, was nicht so sehr an das kahle Geld erinnerte. Frau Siebert konnte ihm darin nicht viel nützen; Hindorf wußte nur zu gut, daß sie parteiisch sei; für sie zerfielen alle Menschen, besonders aber die Dorfleute, in Günstlinge und Widersacher. Er studierte die Kataloge und Preisverzeichnisse von Geschäften, die ihm zugeschickt worden waren; dann fiel ihm im rechten Augenblick ein, daß ja Doris über die früheren Weihnachtseinkäufe Listen geführt habe. In ihrem Schreibtische, an dem er niemals etwas geändert hatte, fand er auch richtig noch das Heft mit den Namen der Geschenkempfänger und den Geschenken und manchem wertvollen Winke obendrein. Es war, als habe Doris, ihr Ende vorausahnend, auch hierin letztwillige Verfügungen erlassen, so wohlgeordnet und bis ins letzte ausgearbeitet waren ihre Bestimmungen. Der Witwer kam sich nur wie ein Testamentsvollstrecker vor, als er dieses kleine Buch seinen Weihnachtsbestellungen zugrunde legte.

Im übrigen wurde alles gehalten, wie es schon bei Lebzeiten seiner Mutter am heiligen Abend im Lamnitzer Hause gewesen war. In der Mitte des geräumigen Hausflurs ein langer Tisch aufgeschlagen für die Geschenke, in allen vier Ecken des Raumes hohe Tannenbäume mit Lichtern. Die Familien bekamen gemeinsam beschert, die paar ledigen Knechte und Mägde an einem Tisch für sich. Stollen waren wohl an hundert gebacken worden. Äpfel und Nüsse wurden den Familien korbweise zugemessen. Seife und Wachsstock durften auf keinem Platze fehlen, so verlangte es das Lamnitzer Herkommen.

Mit Hilfe seines vortrefflichen alten Gustav ordnete der Hausherr eigenhändig die Geschenke. Frau Siebert, die sich nur zu gern eingemischt hätte, wurde von Gustav in ihr Küchenbereich verwiesen; sie war dem wortkargen Alten viel zu redselig und unruhig; sie verlor auch bei solchen Gelegenheiten nach Weiberart viel zu sehr die Übersicht, als daß man sie hätte gewähren lassen können.

Früher hatte der Geistliche meist eine Ansprache gehalten, aber Ernst Hindorf wollte den alten Herrn diesmal nicht bemühen; der Mann wäre ja doch nicht davon abzuhalten gewesen, die Leute auf ihre Dankespflicht hinzuweisen und sie zum Gehorsam gegen die Gutsherrschaft zu ermahnen. Solche Ausnutzung der Weihnachtsstimmung aber verdarb ja von vornherein alle Geberfreudigkeit. Nur den Kantor hatte er aufgefordert, auf dem Harmonium ein paar bekannte Christfestmelodien als Begleitung zum Gesang zu spielen.

Die große Haushalle vermochte kaum die Zahl der Geladenen zu fassen. Dichtgedrängt standen sie vor ihren Plätzen, die ihnen durch Zettel angegeben waren.

Die Männer wortlos, meist verlegen; die Frauen je nach Anlage lebhaft, beglückt und aufgeregt, alle neugierig, manche nicht gänzlich von Neid frei, mehr nach des Nachbars Bescherung schielend als sich an der eigenen freuend.

Erst die Lieder brachten die rechte Weihnachtsstimmung in die Versammlung. Die Kinder gingen aus sich heraus und rissen die Erwachsenen mit fort, ihre Lust offen zu zeigen; die Kleinsten wollten nach den Lichtern greifen, andere stimmten ein kleines Freudengeheul an; manch ein Biß in einen Apfel oder in einen Pfefferkuchen wurde hier schon gewagt. Dann, als es ans Einpacken ging, holten die Frauen große, bunte Einschlagetücher hervor und machten mit erstaunlicher Geschicklichkeit runde Hucken aus ihren Sachen. Die Männer traten einer nach dem anderen an den Gutsherrn heran und brachten stockend und etwas hölzern ihren Dank zum Ausdruck.

Ein paar von den Weibern jedoch wollten sich, wie's schien, nicht in der Höflichkeit von dem Mannesvolk ausstechen lassen; sie machten einen Vorstoß durch die Menschenmassen, bis sie vor den Gutsherrn gelangt waren. Ihre Wortführerin war natürlich die Graupsen. Sie hielt eine ihrer schönsten Reden, in der sich die Bibelstellen und Gesangbuchverse ausnahmen wie Rosinen und Zitronat in einem Christstollen. Glück und Segen wünschte sie auf das Haupt des gnädigen Herrn herab und reichliche Heimzahlung seiner Guttat im Jenseits. Die Gelegenheit, an die Verstorbene zu erinnern, ließ sie sich nicht entgehen; und als sie von dem lichten Engel sprach, der vom Himmel freundlich auf sie herabschaue, da war es mit der Fassung der anderen Weiber aus. Ernst Hindorf schnitt der Rednerin nicht das Wort ab;

wußte er doch, daß für diese Art Erleichterung der Tränendrüse höchste Seligkeit bedeutet.

Als ihm wenige Tage nach dem Feste der Förster meldete, es sei ihm endlich gelungen, den lange gesuchten Christbaumdieb zu entdecken, und als Täterin die alte Graupsen nannte, wunderte sich Herr von Hindorf auch nicht groß. Vor zehn Jahren vielleicht würde ihn ein solcher Beweis von Falschheit in Harnisch gebracht haben; heute legte er es nur still zu den anderen Erfahrungen, die er mit den Dorfleuten gemacht hatte. Die bereits vom Förster vorbereitete Anzeige der Graupsen bei Gericht schlug er nieder. Unter vier Augen verwarnte er die Alte; ihre reichlich fließenden Krokodilstränen sagten ihm nur, wie sie im Innern über ihn und seine Schwäche lache.

Niemals hätte Ernst Hindorf früher gedacht, daß er einmal ein eifriger Kirchgänger werden würde. In der Jünglingszeit waren ihm die kirchlichen Formen und Formeln langweilig geworden. Fromm war er eigentlich nur gewesen als kleiner Knabe, als Gott für ihn noch ein lieber Vater war, der einem, wenn man artig war, eine Armbrust schenkte, in dessen Macht es stand, das Pony wieder gesund zu machen. Diesen Kinderglauben hatte er allmählich, nicht ohne Schuld des Religionsunterrichts, eingebüßt. Das religiöse Gefühl war erst viel später wieder in ihm wach geworden, als Ereignisse in sein Leben traten, die ihn durch ihre Größe und Wucht an das Wirken außerordentlicher, dem Verstande ewig unerklärlicher Gewalten erinnerten. Der Tod der Eltern, seine Verheiratung, die Geburt des Jungen und nicht zum letzten der Verlust von Weib und Kind.

Das waren Erlebnisse, die den Menschen über sich

selbst hinaus wiesen. Zum „lieben Gott" seiner Kindheit zwar konnte Herr von Hindorf nicht zurückkehren, aber ohne an Männlichkeit und Stolz das geringste einzubüßen, durfte er sich doch in Ehrfurcht beugen vor dem Geiste, dem die Theologen einen familiären Namen und allerhand menschenähnliche Eigenschaften zulegen, dem er sich, wie viele andere bescheidene Menschenkinder, im Herzen beugte, ohne sich einzubilden, daß er ihn kenne.

Lamnitz bildete mit dem benachbarten Baderwisch ein Kirchspiel. Patron der Kirche war der jewelige Baderwischer Herr, jetzt also Horst Plessow. Die Hindorfsche Loge lag der Plessowschen gegenüber in dem kleinen Gotteshause. Der gegenwärtige Pfarrer war bejahrt. Das Predigen hatte niemals seine starke Seite ausgemacht. Dazu eine alte, verstimmte Orgel, der der Kantor nur unter erheblicher Muskelanstrengung etwas einer Melodie Ähnliches zu entlocken vermochte.

Und trotzdem ging Ernst Hindorf nicht ungern in die Kirche. Für ihn hatte diese einfache Landkirche mit den weißgetünchten Emporen und der als Sternenhimmel gemalten Holzdecke Stimmung. Er kannte hier alles von Jugend auf: die ausgetretenen Steinfliesen, das geschmacklose Altarbild, die blinden Fenster, die stets verstaubten Kronleuchter mit den Glasbehängen. Er kannte auch die Gesichter der Kirchenbesucher, die für ihn mit der übrigen Einrichtung des Gotteshauses gleichsam zu einer Einheit verschmolzen. Die Sprechweise des alten Geistlichen war ihm durchaus vertraut, sein Tonfall und seine Gesten, seine Bilder, Vergleiche, Nutzanwendungen, eingeflochtenen Naturschilderungen, geschichtlichen Belege und abschreckenden Beispiele. Neues konnte ihm dieser Mann unmöglich sagen, und

trotzdem folgte Herr von Hindorf seiner Predigt nicht ohne Aufmerksamkeit.

Andacht und Einfalt gingen von diesem alten Manne aus, dieselbe Stimmung, die das ganze verträumte Kirchlein, den altmodischen Gesang und die einfache Landgemeinde erfüllte. Leicht wäre es gewesen, sich darüber erhaben zu fühlen; aber hier schwiegen Spott und Kritik. Hier wie daheim in seinem alten Hause schwebte der Duft vergangener Zeiten in der Luft, die Erinnerung an Gewesenes; Geisterschwärme belebten solche Stätten. Mochte das Gegenwärtige auch trivial sein, es bekam einen Abglanz von Schönheit und Würde, wenn man es sah im Lichte der Vergangenheit, als eine Einrichtung, die dadurch heilig gesprochen worden war, daß sie vielen Erbauung und Trost gespendet hatte.

Außer ihm empfand wohl niemand den tieferen Gehalt in diesen gottesdienstlichen Handlungen. Die Bauern waren stumpf und ohne tiefere Anteilnahme; die andere herrschaftliche Loge blieb meistens leer. Horst Plessow war zu faul zum Kirchgang, und seine junge Frau verachtete als Berlinerin diese primitive Stätte der Erbauung.

Trotz der nahen Nachbarschaft sah Ernst Hindorf die Plessows nur selten; und wenn man sich sah, blieb es bei kühler Höflichkeit im Verkehr.

Zwischen Hindorf und Plessow schien Freundschaft nun einmal nicht möglich.

* * *

Reitern, das Allodialbesitz war, wurde von den Erben des Herrn von Plessow verkauft. Da das Gut schwer mit Hypotheken belastet gewesen war, blieb den

Verkäufern nur eine geringe Summe, in die sich fünf Erben zu teilen hatten.

Horst Plessow benahm sich bei dieser Gelegenheit wenig generös. Man hatte allgemein angenommen, er werde sich mit dem Majoratsgut Baderwisch, das ihm kraft der Erstgeburt zugefallen war, als abgefunden ansehen, um so mehr, als er reich geheiratet hatte. Aber er machte auch auf den Erlös von Reitern seine Ansprüche geltend.

Besonders für die beiden Husaren war die neueste Wendung der Dinge ein harter Schlag. Der Vater hatte ihnen reichlichen Zuschuß gewährt und ihnen auch sonst, als alter Kavallerist, mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Das hörte nun auf; Horst war nicht gewillt, sich die Rolle eines Seniors der Familie etwas kosten zu lassen. Mochten Job und Henning sehen, wie sie mit ihren paar Kröten auskamen; er hatte sie ja nicht geheißen, bei der Kavallerie einzutreten.

Anne Marie war, als der Hausstand in Reitern aufgelöst wurde, zunächst zu Agathe Mildenau nach Drosselbach gegangen, aber dort konnte sie nicht lange bleiben. Kammerherr von Mildenau wollte nach Weihnachten mit seiner Familie auf einige Zeit nach Berlin gehen. Agathe sollte sich im Klavierspiel vervollkommnen und Malstunden nehmen; außerdem wollte man sie bei Hofe vorstellen.

Agathe freute sich nicht auf Berlin; sie wäre viel lieber in Drosselbach geblieben. Sie fand, daß der Klavierunterricht, den sie bei dem Organisten aus der Kreisstadt genoß, ganz genügend sei, und zum Kunstmalen verspürte sie wenig Lust; die Aussicht aber, in die große Gesellschaft eingeführt zu werden, erregte ihr nur unbestimmte Bangigkeit. Sie hing sehr an Drossel-

bach, an ihrem Mädchenzimmer, an all den gemütlichen Einrichtungen des elterlichen Hauses. Vor Berlin und seiner Unruhe graute ihr. Doch war sie eine viel zu wohlerzogene Tochter, um sich gegen den ausgesprochenen Willen der Eltern aufzulehnen. Nur ganz im geheimen, wenn sie an das dachte, was ihr bevorstand, vergoß sie ein paar zahme Tränen.

Agathens glühendster Wunsch war, daß ihre Freundin Anne Marie mit nach Berlin gehen solle. Der Verkauf von Reitern war insofern günstig für Agathens Plan, als er Anne Marie heimatlos gemacht hatte. Herr und Frau von Mildenau waren jedoch gegen diese Idee. Den stürmischen Bitten des sonst so verwöhnten Töchterleins gegenüber wiesen sie darauf hin, daß Fräulein von Plessow Trauer habe und darum nicht in der Lage sei, an irgendwelcher Geselligkeit teilzunehmen; ferner reiche auch das Chambre garnie gar nicht aus, das man gemietet habe. Über solche Gründe sprang Agathe, bei der nun einmal ein Herzenswunsch in Frage stand, leicht hinweg. Anne Marie denke natürlich gar nicht ans Ausgehen, sie werde sich im Hause mit Lesen und Handarbeit beschäftigen, und was das Wohnen anbelange, so wünschten sie sich beide gar nichts Besseres, als in einem Zimmer zu schlafen, um nur ja recht viel beisammen sein zu können.

Aber aller fast leidenschaftlichen Beredsamkeit zum Trotze, die das sonst so ruhige junge Mädchen aufbot, gingen die Eltern nicht auf den schönen Plan ein. Am ersten noch wäre Herr von Mildenau dafür zu haben gewesen; einfach, weil es seinem väterlichen Herzen äußerst sauer fiel, den Bitten des einzigen Kindes zu widerstehen. Seine Gattin war in dieser Beziehung fester; als Frau verstand sie auch Agathens eigentlichen

Wunsch besser und durchschaute den Seelenzustand, dem er entsprang.

Frau von Mildenau fand nämlich, daß bei der Tochter die Liebe zu Anne Marie Plessow eine übermächtige Rolle zu spielen beginne. Daneben blieb einfach kein Raum für anderes. Sie wußte ja, daß junge Mädchen in einem gewissen Alter ihr Herz verschenken müssen; sie kannte die Ausschließlichkeit solcher Neigungen, die leicht etwas vom Götzendienst annehmen, sehr wohl. Es war Frau von Mildenau anfangs gar nicht unlieb gewesen, daß Agathe diese Freundschaft geschlossen hatte; wer weiß, vielleicht wurde sie dadurch bewahrt vor unbequemeren Regungen des Herzens. Aber nun war es auch nach Ansicht der Mutter genug. Zur Ausfüllung jener Zeit zwischen dem Pensionat und dem Ausgehen in der großen Welt war dieser harmlose Freundschaftsbund gerade das Richtige gewesen; jetzt kamen andere Zwecke und Ziele an die Reihe. Einmal mußten der Überschwang und die Romantik ja doch aufhören. Agathe und Anne Marie plötzlich zu trennen, wäre immerhin nicht klug gewesen; durch den Berliner Aufenthalt würde die erwünschte Lockerung des Verhältnisses wahrscheinlich ganz von selbst eintreten; neue Eindrücke, neue Bekannte würden Agathe erkennen lassen, daß es noch andere Menschen außer Anne Marie Plessow auf der Welt gebe.

Auch noch andere triftige Gründe hatte Frau von Mildenau, die es ihr wünschenswert erscheinen ließen, die Freundin der Tochter nicht mit nach Berlin zu nehmen. Anne Marie war von den beiden die Hübschere; ihre Gaben waren solche, mit denen in Konkurrenz zu treten für jedes junge Mädchen schwer wurde; und besonders die stille, passive Agathe war

leicht in den Schatten gestellt. Bisher hatte das nichts geschadet, denn es war gar nicht der Wunsch des Ehepaars Mildenau gewesen, mit der Tochter zu brillieren. Im Gegenteil, sie hatten Sorge gehabt, daß Agathchen ihnen vorzeitig entführt werden könnte. Aber nun, wo man sich entschlossen hatte, mit ihr die große Gesellschaft aufzusuchen, sollte sie auch gefallen.

Und zu alledem kam, daß Frau von Mildenaus Bruder Eberhard sich nach Vollendung seiner Reise ebenfalls nach Berlin wenden wollte, zur Vorbereitung für die Kriegsakademie. Es würde kaum zu vermeiden sein, daß er und Anne Marie sich trafen, und das erschien keineswegs erwünscht.

Aus Agathens schönem Plan wurde also nichts. Manche geheime Träne kostete es ihr, ehe sie sich in das Aufgeben dieses Herzenswunsches fand. Trösten konnte sie schließlich nur der Gedanke an den Briefwechsel; täglich, so schworen sich die Freundinnen beim Abschied zu, wollten sie sich schreiben.

Anne Marie ging, nachdem in der Familie viel darüber hin und her beraten worden war, zu ihrer Tante, Frau von Nettelmüller, in die Kreisstadt. Horst wollte die Schwester erst im Sommer in Baderwisch haben.

Für das junge Mädchen war es eine neue Erfahrung, daß in dieser Weise über sie beschlossen wurde. Es schien, daß sie, als der Vater noch lebte, viel freier gewesen war als jetzt, wo sie hin und her geschoben wurde zwischen den Häusern der Verwandten und Bekannten. Erst jetzt ging Anne Marie eine Ahnung davon auf, was es hieß: Waise sein. Bitter war es, sehr bitter und demütigend, sich in Abhängigkeit zu wissen von Menschen, die man weder liebte und achtete,

deren Hilfe man dennoch brauchte, und deren Gönnerschaft man womöglich als Wohltat anerkennen sollte.

Kranzfelde, vor dessen Toren die Witwe Nettelmüller wohnte, wies alle Schattenseiten des Ackerbürgerstädtchens in seltener Vollständigkeit auf. Seine Geschäfte führten die ältesten Ladenhüter, seine kommunalen Einrichtungen waren Karikaturen der Großstadt, in seiner Geselligkeit blühte der Klatsch, und in seiner Öffentlichkeit gähnte die Langeweile.

Frau von Nettelmüller machte sich zwar gern über Kranzfelde und seine Bewohner lustig, und dennoch tat es ihr wohl, in der Kleinstadtgesellschaft die unbestrittene Rolle einer Fürstin zu spielen. Sie war die einzige Person am Orte, die ein Haus machte. Der Kommandeur der Husaren, Oberst von Chineck, war Junggeselle. Es gab im ganzen Regiment überhaupt nur drei verheiratete Offiziere; deren Damen kamen jedoch gesellschaftlich kaum in Frage, da sie durch das Bekommen von Kindern völlig in Anspruch genommen waren.

Es pflegte lustig zuzugehen im Hause der militärfrommen Witwe. Diners, Tees, Kartenabende rissen nicht ab in der „Villa", wie das Haus kurzweg in Kranzfelde und Umgegend genannt wurde. Aber in diesem Winter mußte sich Frau von Nettelmüller Reserve auferlegen. Sie war durch den Tod ihres Schwagers in Trauer versetzt; außerdem hatte sie auch Rücksicht zu nehmen auf Anne Marie, die bei ihr wohnte. Gern betonte sie ihren Rang als Generalswitwe, und noch öfter pochte sie auf ihre Erfahrungen als verheiratete Frau. Eine Frau konnte nach ihrer Behauptung alles tun, sagen, denken, lesen; ein Mädchen dagegen durfte von nichts etwas wissen.

„Das ist nicht mädchenhaft!" war eine ihrer stehenden Wendungen.

Anne Marie versuchte es mit allem Möglichen, um ihre Zeit unterzubringen. Im Stift hatte sie guten Klavierunterricht gehabt; gern hätte sie ihr Spiel wieder aufgenommen. Aber in dem sonst so luxuriös ausgestatteten Hause gab es nur ein elendes Pianino, auf dem zu üben wenig Spaß machte. Auch der Büchervorrat war ein herzlich kleiner. Das Lesebedürfnis sollte durch einen Journallesezirkel und ein Abonnement in der Leihbibliothek befriedigt werden. Was an eigenen Büchern im Hause vorhanden war, bestand in einer Anzahl Andachtsbücher und in einem Dutzend moderner französischer Romane. Die Romane hatte Frau von Nettelmüller übrigens, als die Nichte zu ihr kam, weggeschlossen. Anne Marie versuchte es mit den Journalen und den Leihbibliotheksbänden, aber bald überwog die Langeweile, die sie dabei empfand, noch ihren Ekel vor den unsauberen Umschlägen. Sie fing nun an, mit Bleistift Karikaturen zu zeichnen, eine Kunst, mit der sie im Stift exzelliert hatte. Aber wenn man niemanden besaß, mit dem man darüber hätte lachen können, wurde auch dieser Zeitvertreib auf die Dauer schal.

In ihren Briefen an Agathe klagte Anne Marie niemals über Langeweile; sie sagte nicht, daß sie sich furchtbar einsam und verlassen fühle, und daß sie manchmal des Nachts in ohnmächtiger Wut die Zähne zusammenbeiße, die Fäuste balle und heiße Tränen weine. Nein, von alledem sagte sie nichts.

Anne Mariens Briefe klangen sogar meist recht lustig. Sie schilderte in komischem Tone die wichtigsten Ereignisse ihres Tageslebens; zum Beispiel, daß heute

nicht weniger als vier Leutnants an der Villa vorbeigeritten wären. Oder sie beschrieb in größter Ausführlichkeit einen Gang durch Kranzfelde, wem man begegnet sei, daß ein jüdischer Handlungsreisender sie mit „gnädige Frau“ tituliert, was für aufregende Dinge man in den Schaufenstern gesehen habe.

Einmal hatte sie einen Damenkaffee bei der Frau Bürgermeister mitgemacht. Hierbei hatte natürlich die Frage der Sitzordnung die allergrößte Rolle gespielt. Anne Marie, die man, weil sie von Adel, auf das Sofa neben ihre Tante, die Generalswitwe, gesetzt hatte, war, als unvorhergesehenerweise die Frau Oberleutnant Redmaier doch noch kam, ersucht worden, dieser Standesperson Platz zu machen. Zu solchen Schilderungen pflegte Anne Marie Illustrationen mit Bleistift zu liefern.

Ganz anders waren Agathens Briefe. Sie besaß nicht viel Beobachtungsgabe und gar keinen Humor, aber mit Hilfe von Gedächtnistreue und Fleiß vermochte sie doch ihre Erlebnisse ungeschminkt und anschaulich wiederzugeben. Sie hatte jetzt reichen Stoff zu berichten, denn sie stand mitten drin im Berliner Karneval.

Anne Marie gönnte der Freundin das, was diese jetzt alles vor ihr voraus hatte: Geselligkeit, Unterhaltung, Toiletten. Sie wollte nicht neidisch sein. Aber bitter war es doch, zu lesen, wenn Agathe schrieb: heute sei sie im Opernhaus mit ihren Eltern, morgen tanze sie bei Hof, übermorgen nehme die Gräfin H. sie mit nach Potsdam zu einer Schlittenpartie, und für die nächste Woche sei auch schon jeder Abend besetzt. Kavalierball, lebende Bilder, Ministerrout, Gesandtschaftsball — so ging es fort. Dann wurden gemein-

same Bekannte aus dem Stift erwähnt, die ebenfalls in Berlin ausgingen, ihre Toiletten geschildert, angedeutet, ob sie gefielen, wer ihre Courmacher seien. Getreulich berichtete Agathe auch, wenn irgend jemand nach Anne Marie gefragt hatte. Die Absicht, die Freundin zu trösten, ging klar genug daraus hervor. Überhaupt war zwischen Agathens Zeilen der wohlgemeinte Wunsch zu erkennen, sich nicht zu überheben. Immer wieder versicherte Agathe, daß sie sich durch noch so viel Glanz und Zerstreuung niemals irre machen lassen werde an der Freundschaft, die das Höchste sei und bleibe, was es auf dieser Erde für sie gäbe.

Warum schrieb Agathe so etwas? Bedauerte die Freundin sie etwa im stillen?

Auffällig erschien, daß Agathe niemals ihren Onkel Eberhard erwähnte, der doch jetzt in Berlin war. Sicher sah sie ihn. Warum verschwieg sie seine Anwesenheit? Dachte Agathe etwa, daß sie den Korb bereue, den sie ihm gegeben? — Andere schienen das ja auch zu denken. Die Tante hatte neulich nach dieser Richtung hin Andeutungen fallen lassen; sie hatte gemeint, wieviel besser es die Nichte jetzt wohl haben könnte, wäre sie damals nicht so unbegreiflich eigensinnig gewesen. Anne Marie, völlig durch diese unzarte Andeutung überrumpelt, hatte der Tante gegenüber alle Haltung verloren. Die Szene war nicht schön gewesen; das junge Mädchen dachte nicht gern daran zurück.

Zu denken, daß die Menschen Mitleid mit ihr haben könnten, war unerträglich. Lieber wollte sie gehaßt sein als bedauert. Wie ihr in innerster Seele zumute war, brauchte niemand zu wissen. Schon als kleines Mädchen hatte sie es so gehalten. „Stolz wie Anne Marie Plessow!“ hatte es in der Klasse geheißen.

Und noch schwerer, als sich bemitleiden zu lassen, wurde es diesem Herzen, zu zeigen, daß es liebe. Ganz selten und nur, wenn sie ganz allein war, in Träumen oder in Zuständen, die Träumen ähnelten, legte sich Anne Marie die Frage vor, ob sie liebe.

Gern hätte sie die Frage verneint. Einen Menschen lieben, von dem man kaum sagen konnte, daß man ihn kenne, der seine Geschichte, seine Erlebnisse ganz für sich hatte! Einen Mann, der durchaus den Eindruck der Abgeschlossenheit machte, der sicherlich nicht an sie dachte!

Schien es nicht lächerlich, eine Verrücktheit fast? Wodurch in aller Welt hatte er ihr solchen Eindruck gemacht? Waren es seine Augen, seine männliche Gestalt, seine vornehme Haltung? — Das besaßen andere Männer, die sie kennen gelernt hatte, schließlich auch. Ernst Hindorf aber hatte noch etwas mehr als sie alle; etwas, wofür es einen Namen nicht gab.

Am sichersten wurde sie sich seiner Eigenart bewußt, wenn sie gar nicht an ihn dachte, wenn irgendwoher aus ihr unbekannten Tiefen eine Sehnsucht aufstieg, in seine Augen zu blicken, seine sonore Stimme zu hören. Dann wußte sie mit einem Male ganz genau, so ist er. Als ob sie ihn schon seit Jahren kenne wie ihren intimsten Freund, als ob er in ihr gelebt hätte lange Zeit und nun plötzlich vorgetreten sei in die Wirklichkeit. Ja, genau dieses Gefühl hatte sie gehabt, als er ihr damals bei dem Gartenfeste in Drosselbach entgegengetreten war, daß sie hätte ausrufen mögen: „Bist du endlich da!“

Aber genau wie damals wurde dieses erste Gefühl des unbedingten Vertrauens abgelöst durch eine ganz anders geartete peinliche Empfindung. Eine Stimmung

des Verdrusses, der Empörung ergriff sie dann. Wer war dieser Mann? Wie kam er dazu, solche Gedanken in ihr zu wecken? In solchen Augenblicken war sie imstande, sich einzubilden, daß sie ihn hasse.

Anne Marie hütete sich wohl, die Menschen nach Herrn von Hindorf zu fragen. Selten nur hörte sie etwas von ihm. Wenn die Tante von ihm sprach, so geschah das meist in einer Art und Weise, die Anne Mariens Opposition herausforderte. Die Witwe hatte einen ganz besonderen, süßlich-protegierenden Ton für ihn. Der Lamnitzer Hindorf sei solch ein lieber, ausgezeichneter Mensch, wohlerzogen, solid, das Muster eines Kavaliers. Dieses Lob aus solchem Munde reizte Anne Marie über die Maßen und sie widersprach, gegen ihre innerste Überzeugung.

Anders war es, als Horst, der manchmal in Geschäften zur Stadt kam, eines Tages Frau von Nettelmüller gegenüber hinwarf: Ernst Hindorf sei ein höchst unbequemer Nachbar, er verderbe die Preise, indem er „unverschämt hohe Löhne" zahle und „wahre Paläste von Arbeiterwohnungen" hinsetze. Horst ließ sich darauf noch des weiteren über die Wirtschaftsweise des Lamnitzers aus, den er als „einen verdrehten Kopf" bezeichnete. Anne Marie horchte mit geschärftem Ohr hin; sie fühlte wohl das Bedürfnis, den Angegriffenen zu verteidigen, aber die Anwesenheit der Tante hinderte sie daran. Sicherlich hätte diese aus einem allzu warmen Eintreten der Nichte für Herrn von Hindorf ihre Schlußfolgerungen gezogen.

Eines Tages stand Anne Marie am Fenster und blickte in die trübe Winterlandschaft hinaus. Sie wußte wieder einmal nichts mit der vielen Zeit, die sie hatte, anzufangen. Wenn es nur erst Frühjahr würde, da

hoffte sie mit den Brüdern ausreiten zu können. Aber jetzt bei Frost und Schnee waren die Husaren an den Reitplatz und die verdeckte Bahn gebannt. Doch sah sie wenig Aussicht auf Änderung des Wetters, am Tage vorher erst war wieder frischer Schnee gefallen.

Ein Schlitten kam vom Lande her die Straße herab, die an der Villa vorüberführte. Anne Marie fielen die stattlichen Braunen auf und der gleichmäßige Tritt. Ein Herr lenkte vom Bocke aus; der Kutscher saß auf der Pritsche. Erst als er am Hause vorbeifuhr, erkannte das Mädchen in dieser pelzverhüllten Gestalt den Lamnitzer Hindorf.

Das Herz schlug ihr zum Halse empor. Sie trat schnell ins Zimmer zurück. Eine Verwirrung ohnegleichen kam über sie; am meisten erschrak Anne Marie über sich selbst. War es schon soweit mit ihr, daß sein flüchtiger Anblick Eindruck auf sie machte?

* * *

Der Kommandeur der Husaren, Oberst von Chineck, war ein guter Bekannter von Anne Mariens Vater gewesen. Als junger Offizier hatte er bei der Plessowschen Eskadron gestanden; er rühmte sich, ein Schüler des alten Ede zu sein.

Durch den jähen Tod ihres Vaters waren die beiden Husarenleutnants in schwierige Lage gekommen. Es wurde ernsthaft in Erwägung gezogen, ob sie nicht besser täten, zur Infanterie überzutreten, da sie mit ihren knappen Mitteln auf die Dauer doch nicht bei der Kavallerie würden bestehen können. Aber ihr Kommandeur hatte erklärt, daß er die Plessows in seinem Offizierkorps nicht missen wolle; er werde alles tun, was in seinen Kräften stünde, um ihnen den Ver-

bleib im Regiment möglich zu machen. Herr von Chineck hatte eine glänzende Karriere hinter sich. Jung war er aus der Front herausgekommen, hatte verschiedene Adjutantenstellen bekleidet, war einer Gesandtschaft attachiert gewesen und hatte schließlich mehrere Jahre hindurch einen Posten als Flügeladjutant eines unserer elegantesten Prinzen innegehabt.

Er war Kavallerist von Anlage und Passion; alles, was über Reiten, Exerzieren und Felddienst hinausging, verachtete er mit Ostentation. Sein militärischer Ehrgeiz war gering; wußte er doch nur zu gut, daß seine Karriere über kurz oder lang enden müßte. Wenn es gut ging, würde man ihn noch ein paar Jahre Brigade führen lassen. Chineck pflegte zu sagen, daß er mit seinem Regiment verheiratet sei; diese glückliche Ehe verhinderte ihn jedoch nicht, einer der größten Courmacher der Gegend zu sein. Im Salon der Witwe Nettelmüller war der Husarenkommandeur einer der häufigsten Gäste. Man hatte schon vielfach prophezeit, daß aus dieser dicken Freundschaft schließlich eine Ehe werden würde. Die beiden Leute schienen ausgezeichnet zueinander zu passen; beide waren aus der ersten Jugend heraus und in ihrem Geschmack einander sehr ähnlich. Chineck wußte eine komfortables Home, ein gutes Diner und flotte Geselligkeit zu schätzen, und Frau von Nettelmüller verstand es wie keine andere, diese Dinge zu beschaffen. Sie hatten auch Gelegenheit gehabt, einander kennen zu lernen; vier Jahre lebte die Witwe nun schon in Kranzfelde, und ebenso lange etwa führte Herr von Chineck die Husaren. Die Flaschen, die der Oberst allein im Hause der Generalswitwe geleert hatte, würden einen stattlichen Weinkeller gefüllt haben. Es verging kaum ein Jahr, ohne daß die Regimentsmusik

im Auftrage des Kommandeurs vor der Villa gespielt hätte, und bei jedem Feste mit Damen, das die Husaren veranstalteten, war Frau von Nettelmüller Patronin, auch bei den Offiziersrennen pflegte sie die Preise zu überreichen. Nicht mit Unrecht wurde sie die „Husarenmutter" genannt.

Und trotzdem wußte die Witwe ganz genau, daß sie keine Aussichten habe, jemals Frau von Chineck zu werden. Frau von Nettelmüller war nicht ohne Kenntnis der Welt und des Mannes; besonders Naturen wie Chineck, die ihr ähnlich waren, wußte sie ziemlich genau zu beurteilen. Diese Art ist geboren zum Flirt, aber nicht zum Heiraten. Der Oberst war unterhaltend und, wenn er viel Wein getrunken hatte, manchmal sogar witzig, aber seine guten Seiten blieben im besten Falle Junggesellentugenden. Als erfahrene Frau wußte sie, daß die liebenswürdigsten Garçons durchaus nicht immer die besten Ehemänner abgeben. Einer, der wie Chineck mit allen Hunden gehetzt war und von allen Blumen genippt hatte, würde schwerlich durch den Schwur am Altar zur Solidität bekehrt werden. Er war ein Scharmeur, einer der mit seiner guten Figur, trotz des stark angegrauten Haares, mit der weltmännischen Sicherheit seiner achtundvierzig Jahre, mit dem interessanten Hintergrund von Erfolgen, den ihm verschiedene, nur zu bekannte Liebesabenteuer gaben, eine glänzende, nicht zu unterschätzende, bis zu einem gewissen Grade faszinierende Persönlichkeit ausmachte. Aber der Mann nach dem Herzen der Witwe Nettelmüller war er nicht; dazu ähnelte er ihrem verstorbenen Gatten zu sehr.

Sie hatte ihren Mann ohne Liebe geheiratet, der Versorgung halber. Die Ehe Nettelmüller war äußerlich sehr glatt und ohne irgendwelchen Anstoß ver-

laufen. Sie war gegründet gewesen auf Repräsentation. Die Lebenslust der Dame hatte dabei volles Genüge gefunden, aber gewisse zarte Seiten ihres Wesens, eine geheime Sentimentalität, deren sie sich selbst gar nicht bewußt war, hatten dabei nicht auf ihre Rechnung kommen können.

Obgleich ohne Tiefe des Geistes und des Gemüts, war Frau von Nettelmüller doch zu sehr Weib, um es auf die Dauer ohne Zärtlichkeit auszuhalten. Der Flirt war selbst in ihren Augen nur ein elendes Surrogat für das, was im Grunde der Seele jede ersehnt: den ausschließlichen Besitz eines geliebten Mannes. Die Witwe hatte keineswegs abgeschlossen mit dem wichtigsten Lebenskapitel: Liebe. Das ideale Bild jedoch, das sie im geheimsten Kämmerlein ihres Herzens aufgestellt hatte, sah ganz anders aus als der schneidige Husarenoberst.

Im Leben und Verhalten der Frau von Nettelmüller hatte sich in der letzten Zeit eine gewisse Änderung vollzogen: die lebenslustige Witwe war auf dem Wege zu gesetzter Ehrbarkeit. Dem scharfen Auge der Welt entging das natürlich nicht. Man fand, es sei die höchste Zeit, daß sie anfange, sich ihrem Alter gemäß zu kleiden und nicht mehr mit dem jüngsten Leutnant zu scharmieren.

Sie kümmerte sich neuerdings auch mehr um die Angelegenheiten ihres Gutes Medlau, das sie früher nur als eine höchst unbequeme Zugabe zu ihrem Leben betrachtet hatte. Mit dem Lamnitzer Hindorf, der ihr bei der Neuverpachtung helfen sollte, sprach sie gern über die Leuteverhältnisse des Gutes, die sie angeblich sehr interessierten, und ließ sich von ihm über landwirtschaftliche Dinge unterrichten.

Oberst von Chineck trat darüber mehr und mehr in den Hintergrund bei ihr. Während früher die zweideutigen Bemerkungen des grauhaarigen Husaren stets auf günstigen Boden gefallen waren, hielt sie neuerdings diesem Schwerenöter gegenüber mit ihrem Entgegenkommen etwas zurück. Chineck setzte sie darüber einmal direkt zur Rede; was eigentlich mit ihr los sei, wollte er wissen. Er merkte das Erkalten der Freundschaft unter anderem höchst unangenehm daran, daß er seltener als früher bei der Witwe zum Frühstück eingeladen wurde.

Frau von Nettelmüller wies auf Anne Mariens Anwesenheit in ihrem Hause hin. Sie habe jetzt eine „ernste Lebensaufgabe", sagte sie; die sei: für „diese arme Waise" zu sorgen, die eines Halts im Leben bedürfe. Chineck tat als höflicher Mann so, als glaube er seiner Freundin diese Entschuldigung.

Die Witwe Nettelmüller hatte die Angewohnheit, erst gegen Mittag aufzustehen. Anne Marie begriff nicht, wie man den schönsten Teil des Tages so freventlich in den schwülen Bettkissen vergeuden konnte; sie gehörte guter ländlicher Gewohnheit nach zu den Frühaufstehern. Seitdem der schlimmste Teil des Winters vorüber war, sah man sie schon beim Morgengrauen zu Pferde. Gewöhnlich begleitete sie einer ihrer Brüder, aber auch mancher andere jüngere oder ältere Husar machte sich eine Ehre daraus, ihr Kavalier zu sein; sie zählte durchaus zu den Damen des Regiments.

Eines Morgens, als Anne Marie vom Reiten zurückkam, fand sie ihre Tante am Frühstückstische vor. Die Nichte war verwundert, denn es hatte noch nicht neun Uhr geschlagen. Frau von Nettelmüller erklärte ihr frühes Aufstehen damit, daß sie heute nach Medlau

fahren wolle, das etwa fünfzehn Kilometer von Kranzfelde entfernt lag. Anne Marie dachte bei sich: wie sich doch die Tante zu diesem Zwecke schön gemacht habe. Sie trug ihr bestes Tailormade und war kunstvoll frisiert. Wollte sie den Medlauer Kuhmägden und Ackerknechten damit imponieren?

Als die Witwe dann freilich weiter erzählte, daß der Lamnitzer Hindorf sie mit eigenen Pferden abholen werde, begriff Anne Marie den Toilettenaufwand schon eher. Sie habe Geschäfte in Medlau zu ordnen mit dem Pächter, die ihr den Beistand eines Herrn wünschenswert machten. Die Nichte hörte mit mißtrauischem Ohre nur das eine aus den Worten der Tante heraus, daß diese es für notwendig hielt, ihre Fahrt mit Herrn von Hindorf gewissermaßen zu entschuldigen.

Das Wetter schien die Landpartie begünstigen zu wollen: es war der erste klare und zugleich warme Tag des Februar.

In der elften Vormittagsstunde fuhr ein offener Wagen vor. Schon lange vorher hatte die Witwe fertig dagesessen, mit Handschuhen, Pelzboa, kokettem Federhut, ungeduldig auf das Rollen der Räder wartend. Jetzt fuhr sie wie elektrisiert in die Höhe, nahm sich kaum Zeit, der Nichte Lebewohl zu sagen, und eilte hinunter.

Anne Marie sah der Abfahrt vom Fenster aus zu, ohne sich dabei zu zeigen; die breiten Portieren versteckten sie. Ernst Hindorf saß selbst auf dem Bock und lenkte seine schönen Braunen, neben ihm die elegante Frau, deren Straußenfedern sich leicht im Winde bogen, der Kutscher auf dem Rücksitz mit vorschriftsmäßig verschränkten Armen. Ein schönes Gefährt, wie

es im Sonnenglanz die breite Landstraße hinabrollte. Anne Marie hatte unwillkürlich das angenehme Gefühl des elastisch-schnellen Dahingetragenwerdens, wie man es in einem leichtfedernden, von gut eingefahrenen Pferden gezogenen Wagen auf ebener Bahn empfindet.

Es kam ihr lächerlich vor, daß ihre Tante neben ihm auf dem Bocke sitze. An die „Geschäfte" in Medlau glaubte sie nicht; das war sicher nur Vorwand von ihrer Seite, um mit Herrn von Hindorf zusammen zu sein.

Hatte er denn keine Augen im Kopfe? Sah er denn nicht, was für eine Person die Witwe Nettelmüller war? Die Nichte dachte einen Augenblick an die raffinierten Künste, mit Hilfe deren die Tante ihre jugendliche Erscheinung aufrechtzuerhalten suchte. Tiefer Widerwille, der sich zum physischen Ekel steigerte, erfüllte sie. Wäre es denkbar, daß Ernst Hindorf auf solch schamloses Blendwerk hereinfallen sollte? Sah er denn nicht, daß nach ihm geangelt wurde?

War sie eifersüchtig? Sie, Anne Marie Plessow, der Neid und Eifersucht an anderen immer als das Niedrigste erschienen war!

Schon wieder erfüllte sie jene Empfindung von Unsicherheit, Sehnsucht, Scham und Ärger über sich selbst und ihre unkontrollierbaren Gefühle. Und das Ende war auch diesmal, daß sie sich gegen den Mann auflehnte, der solchen Widerstreit der Gedanken, solche demütigende Unruhe über sie gebracht hatte.

* * *

Die interessantesten Abschnitte in Agathens Briefen waren für Anne Marie in der letzten Zeit diejenigen

gewesen, in denen sie von einem Legationsrat von Rängern sprach. Dieser Herr schien Agathens Haupttänzer zu sein. Mehr und mehr kam Anne Marie zu der Überzeugung, daß Herr von Rängern für die Freundin etwas mehr als eine erste beste Ballbekanntschaft bedeuten müsse. Es gab zu denken, daß Agathe sich gegen etwas von niemandem Behauptetes verteidigte, als gefalle ihr der Legationsrat besonders, als bevorzuge sie ihn.

Übrigens war das gerade echt Agathe Mildenau. Immer vorsichtig, selbst im Vergnügen ein wenig ängstlich. Um Gottes willen, wenn ihr der Mann gefiel, warum sollte sie sich seine Courmacherei, vielleicht gar seine Werbung nicht gefallen lassen!

Fast klangen ihre Briefe, als scheue sich Agathe zu schreiben, wie es eigentlich zwischen ihr und Herrn von Rängern stehe. Hatte sie Furcht vor der Freundin? Und warum?

Anne Marie schrieb einen Brief an Agathe, in dem sie mit ungewöhnlicher Ausführlichkeit und, wie es ihr selbst vorkam, sehr vernünftig auseinandersetzte, wie außerordentlich geeignet für die Ehe gerade Agathe sei, und daß sie sich über nichts mehr freuen würde, als sie aus Berlin als Braut zurückkehren zu sehen, vorausgesetzt natürlich, daß der Bräutigam ihrer würdig sei. Den Namen des Herrn von Rängern erwähnte sie dabei nicht.

Agathe beantwortete diesen Brief umgehend. Was denn Anne Marie denke! Wie sie sie so habe mißverstehen können! Schwer, nur sehr schwer werde sie sich jemals zum Heiraten entschließen. Anne Marie solle um Gottes willen nie wieder so etwas schreiben. Der Brief habe sie ganz unglücklich gemacht; sie

liege im Bett, weine und habe Sehnsucht nach der Freundin.

Im nächsten Briefe sprach Agathe nicht mehr von Herrn von Rängern, sein Name wurde überhaupt nicht wieder erwähnt.

In der Langeweile dieses Winters fand Anne Marie gelegentlich Zerstreuung durch einen Besuch bei ihrer alten Erzieherin Babette Finsterli. Die Schweizerin wohnte im Parterre eines freundlichen Häuschens am Marktplatz, dem „Löwen“ gegenüber, dem feinsten Gasthofe von Kranzfelde, wo die Großgrundbesitzer ausspannten. Oft bekam sie Besuch von ihren alten Zöglingen, unter denen schon manche Mutter und manch ein Mann im mittleren Lebensalter sich befand. Anne Marie war ja die letzte Schülerin gewesen, die aus Fräulein Finsterlis Händen hervorgegangen war.

Babette Finsterli, „Bäbchen“, wie sie in der ganzen Gegend genannt wurde, war ein kleines, hageres, außerordentlich häßliches, altes Dämchen. Sie sah einem harmlosen Raubvogel nicht unähnlich mit ihren großen, dunklen Augen, der krummen Nase und dem spitzen Kinn. Nur mit ihren langen, grauen Locken, auf die sie viel Pflege verwandte, konnte sie einigen Staat machen.

Das Bäbchen hatte den lieben langen Tag nichts zu tun und konnte daher ungestört in seinen Reminiszenzen kramen. Sie besaß die Photographien ihrer sämtlichen Schüler und Schülerinnen in den verschiedensten Stadien der Entwicklung. Die erstaunlichsten Schätze aber beherbergte ihr Gedächtnis. Jeder Zögling hatte da in diesem Herbarium verblichener Anekdoten sein eigenes Schubfach, in dem seine dummen

Streiche, komischen Bemerkungen und Kinderabenteuer aufbewahrt wurden.

Zeitlebens war Babette Finsterli sehr neugierig gewesen; dazu besaß sie eine lebhafte Phantasie und große Kombinationsgabe. Diese Fähigkeiten weiterzuüben, war der Marktplatz von Kranzfelde ein äußerst geeignetes Terrain. Von ihrem Parterrefenster aus übersah die alte Jungfer das ganze, nicht allzu umfangreiche Viereck, das jeder, der in Kranzfelde etwas wollte, überschreiten mußte. Wenn man wissen wollte, ob ein Bekannter heute in der Kreisstadt sei, so brauchte man nur zu dem Bäbchen zu gehen; die wußte es sicher, und noch mehr: was der Betreffende unternommen, und was er weiter noch vorhabe, war ihr in den meisten Fällen kein Geheimnis.

Anne Marie hatte der alten, drolligen Person gegenüber kein ganz reines Gewissen. Im Plessowschen Hause war es dem Bäbchen nicht gut ergangen; alle Welt hatte sie dort gehänselt, vom Hausherrn angefangen, und mehr als einen nicht immer harmlosen Streich hatten ihr die wilden Jungens gespielt, mit denen Anne Marie meist im Bunde gewesen war. Die Schweizerin sah diese Erlebnisse, die ihr damals manch bittere Stunde bereitet hatten, im rosigsten Lichte. Es lag nicht im Wesen dieses gutmütigen, leicht in den Tag hinein lebenden alten Kindes, nachzutragen.

Ohne ihre Gewissensbisse offen zu zeigen, hätte Anne Marie doch gern gutgemacht, was sie im Jugendübermut an der alten Person verbrochen hatte. Sie bot dem Bäbchen an, ihr aus Zeitungen oder Büchern vorzulesen; aber Babette war eine zerstreute Zuhörerin. Mitten im Lesen konnte es vorkommen, daß sie von ihrem Platze aufsprang und ans Fenster eilte, ans

Fenster, nach dem sie ja mit einem Auge immer schielte, um zu sehen, wer drüben vorüberschreite, oder welcher Wagen soeben am „Löwen" vorgefahren sei. Oft kamen Bekannte von den Gütern der Umgegend ohne viel Formalitäten zu der populären alten Jungfer ins Zimmer. Besonders häufig traf man die Weudenaschen Töchter bei dem Bäbchen. Anne Marie liebte die Dromsdorfer Mädel nicht sonderlich. In der Jugend waren ihr diese jungen Damen immer als Muster der Tugend und des Fleißes vorgehalten worden, und heute noch war es allgemein Mode, die „Dromsdorfer Engel", wie sie auch genannt wurden, als wohlerzogen und häuslich zu rühmen, die Art, wie sie mit wenig auskamen, und wie sie ihren alten Vater pflegten, zu bewundern. Daß die Zweite den Superintendenten geheiratet hatte, vermehrte noch den Heiligenschein der Familie. Anne Marie war so ketzerisch, es von einer ihresgleichen geschmacklos zu finden, die dritte Frau eines bejahrten, unschönen Mannes mit Kindern aus zwei früheren Ehen zu werden. Die Weudena-Bewunderer aber sprachen von einem „Samariterwerke".

Ganz etwas anderes war es mit Helene Kracht, der ältesten Dromsdorfer Tochter. Die Witwe Kracht hatte Herbst und Winter in Berlin zugebracht, wo sie in einem großen Hospital einen praktischen Kursus in der Krankenpflege durchgemacht hatte. Jetzt hielt sie sich zur Erholung für einige Zeit in Kranzfelde auf.

Für diese Frau hegte Anne Marie große Bewunderung, die sich mit jedem Male, da sie Frau Kracht sah, steigerte, bis eine echte Schwärmerei daraus geworden war. „Gut, daß Agathe das nicht erlebt!" sagte Anne Marie zu sich selbst. „Es würde eine schöne Eifersucht geben."

Helene Kracht war noch weißer geworden; im übrigen aber schien die Arbeit in einem schweren Beruf ihren Körper gestählt zu haben. Ihre Haltung war aufrecht, ihr Auge hatte nicht mehr das Erloschene von ehemals, der straffe Gang, die belebten Züge sprachen von Energie und Selbstbewußtsein. Anne Marie war stets wie elektrisiert, wenn sie dieser Frau in der Straße begegnete. Für sie war die Witwe Kracht unbedingt die schönste Erscheinung und der interessanteste Charakter weit und breit.

Die Kranzfelder, Frau von Nettelmüller an der Spitze, hingegen mißbilligten Helene Kracht. Man warf ihr Hochmut vor; und gerade sie habe doch gar keinen Grund, so apart zu tun, hieß es.

Was man ihr eigentlich nachsage, vermochte Anne Marie nicht genau festzustellen. Daß sie jung einen Mann geheiratet hatte, der sich später als ihrer unwürdig erwies, durfte ihr doch unmöglich als Verbrechen angerechnet werden, deshalb wäre sie doch eher zu bemitleiden gewesen. Die Gerüchte, die im Umlauf waren, daß Kracht sie mißhandelt hatte, glaubte Anne Marie einfach nicht. Ihre Bewunderung für diese Frau war so groß, daß sie sich nichts Unwürdiges oder Unschönes in Verbindung mit ihr denken konnte oder wollte. Gerade jener Stolz, den die anderen tadelten, erschien dem jungen Mädchen als das Schönste an diesem Ideal.

Sicherlich hatte die Witwe Schweres durchgemacht, Außerordentliches vielleicht; dafür sprach ihr verschlossenes, jede Intimität abwehrendes, ganz in sich selbst ruhendes Wesen. Diese Unnahbarkeit gab der Bewunderten in Anne Maries Augen etwas Geheimnisvolles und Anziehendes zugleich. Wenn von irgend-

einem Menschen, so hätte sie gern von Helene Kracht die wirkliche Lebens- und Leidensgeschichte gewußt. Die Bemerkung, die Tante Nettelmüller gelegentlich fallen ließ: die Kracht hätte aus dépit d'amour geheiratet, vermehrte natürlich die Wißbegier.

Zu irgendwelchem vertraulichen Verkehr zwischen Anne Marie und Frau Kracht kam es nicht. Das junge Mädchen hatte zu deutlich das Gefühl, daß sie dieser Frau nichts sein könne. — Solchen Menschen gegenüber genügte das Anschauen und Bewundern; das erhebende Bewußtsein, daß es ihresgleichen gab, und die geheime Hoffnung, ihnen ähnlich werden zu können, entschädigten für ihre Unnahbarkeit.

Frau Kracht war immer freundlich gegen Anne Marie, wenn sie sich bei Babette Finsterli trafen, von jener verstehenden, ein wenig melancholischen Freundlichkeit, welche reife Frauen gegen junge, schöne Mädchen, in denen sie wiederfinden, was sie vor Jahren selbst gewesen sind, an den Tag zu legen pflegen. Trotzdem kam es niemals zu mehr als alltäglichen Gesprächen. Anne Marie scheute sich, ihre Gefühle offen an den Tag zu legen, und Frau Kracht war offenbar mit ihren eigenen Angelegenheiten viel zu sehr beschäftigt, um die geheime Schwärmerei des jungen Dinges, dem sie das Herz gestohlen hatte, zu bemerken.

Eines Tages, als Anne Marie auch gerade wieder mit Helene Kracht bei der Schweizerin zusammen war, fuhr plötzlich ein herrschaftlicher Wagen vor. Das Bäbchen geriet in große Aufregung. Wer konnte das sein?

Anne Marie hatte sofort die Braunen wiedererkannt und wußte, wer draußen halte. Zum Überfluß hörte sie eine ihr wohlbekannte Stimme, die dem Kutscher

Befehle gab. Gleich darauf trat der Lamnitzer Hindorf ins Zimmer.

Ernst Hindorf hielt einen Henkelkorb in der Hand, aus dem Flaschenhälse blickten. Er überreichte dem Bäbchen, das wie ein junges Mädchen errötend vor ihm stand, den Korb und bemerkte dazu, es seien einige Flaschen Stachelbeerwein darin, den sie ja so gern trinke. Das alte Fräulein bedankte sich mit vielen Knicksen und mit Ausdrücken stürmischer Begeisterung. Stachelbeerwein, erklärte sie, gebe es nur an einem Orte der Welt, das sei in Lamnitz.

Endlich fand Herr von Hindorf Zeit, sich von dem Bäbchen loszumachen und die beiden anderen Damen zu begrüßen. Anne Marie war ganz verwirrt; sie hatte seit Monaten nicht mit Ernst von Hindorf gesprochen, und im Augenblicke wußte sie nicht, ob sie sich über eine Begegnung freuen sollte, die sie sich im Geiste schon wie oft ausgemalt hatte. Freilich, daß sie ihn in den Fahrpelz eingemummt wie ein Knecht Ruprecht und mit einem Flaschenkorbe in der Hand wiedersehen würde, hätte sie sich nicht träumen lassen; und unwillkürlich überwog die Belustigung darüber schnell alle anderen Gefühle.

Dann fiel ihr Blick zufällig auf Helene Kracht. Was war mit der Frau vor sich gegangen? Anne Marie glaubte ein völlig verändertes Wesen zu sehen. Helenens Gesicht wurde abwechselnd rot und blaß; umsonst schien sie nach Fassung zu ringen.

Anne Maries Blicke wanderten von ihr zu Ernst Hindorf. Instinktiv vermutete sie, in ihm den Grund zu Frau Krachts ungewöhnlicher Erregung suchen zu müssen. Sie sah, daß auch er nicht ganz unbefangen sei; in seiner Art, zu sprechen und sich

zu gebärden, lag eine Hast, die ihm sonst gänzlich fremd war.

Unzerstörbar setzte sich in diesem Augenblicke bei Anne Marie die Ansicht fest, daß zwischen diesen beiden Menschen Beziehungen bestünden, die Dritten gegenüber verborgen werden sollten.

Über den vier Menschen lag eine peinlich gedrückte Stimmung, die auch durch des Bäbchens krampfhafte Anstrengungen, eine Unterhaltung in Fluß zu bringen, nicht gebessert wurde.

Frau Kracht erhob sich und entfernte sich nach kurzem Abschied. Herr von Hindorf blieb noch eine Weile, sprach mit Babette von gleichgültigen Dingen, erklärte dann aber, Geschäfte zu haben, und ging auch.

Anne Marie verlangte, das Bäbchen solle ihr sagen, was das zu bedeuten gehabt hätte. Die alte Person war sichtlich betreten und wollte ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit nicht mit der Sprache herausrücken. Nichts bestünde zwischen den beiden, nicht das geringste; sie könne sich Helene Krachts Verhalten nur durch ein plötzliches Unwohlsein erklären. Babettens Beteuerungen bestärkten Anne Marie nur in der Ansicht, daß hier der Schlüssel liege zu einem ungewöhnlichen Geheimnis.

Auf die Gefahr hin, neugierig zu erscheinen, begann sie ihre Tante auszuforschen nach Helene Krachts Vergangenheit. Frau von Nettelmüller hielt mit dem, was sie wußte, nicht hinter dem Berge. Sie hatte zwar auch nur gerüchtweise von der interessanten Angelegenheit gehört, aber Anne Marie erfuhr doch so viel als gewiß, daß Helene Kracht eine Jugendliebe des Lamnitzer Hindorf sei. Die Sache sei sehr weit gegangen, behauptete die Witwe Nettelmüller; nach

ihrer Darstellung habe die damalige Helene Weudena den unerfahrenen Ernst Hindorf durch raffinierte Koketterie an sich zu locken gewußt und dann, als aus der Sache nichts geworden war, den ersten besten Mann genommen. Frau von Nettelmüller wusch ihren Liebling Ernst Hindorf von jeder Schuld frei und wälzte um so schwerere Vorwürfe auf Helene Krachts Ruf.

Es blieben genug Fragen in dieser Angelegenheit für Anne Marie unerklärt. Sie sann viel über diese außerordentliche Entdeckung im stillen nach. Eines stand für sie unerschütterlich fest: Helene Kracht liebte Ernst von Hindorf noch heute.

Und wie stark mußte diese Liebe sein, daß sein bloßes unerwartetes Auftreten diese Frau mit ergrautem Haar so außer alle Fassung zu bringen vermochte!

Und Ernst Hindorf! Wie verhielt er sich dazu? Wußte er, wie er geliebt wurde? Erwiderte er Helenens Liebe? Und wenn er es tat, warum legte er dann sein Gefühl nicht offen an den Tag?

Helene Kracht aber erschien ihr in ganz anderem Lichte. Mit ihrer Schwärmerei für diese Frau war es aus. Mochte ihr die Tante mit ihrer Behauptung, sie sei eine verkappte Kokette, zehnmal unrecht tun, eines stand auch für Anne Marie fest: Helene Kracht war gefährlich.

Anne Marie lernte von da ab eine Empfindung kennen, die ihr an ihrer Freundin Agathe — ach, so lächerlich erschienen war: Eifersucht.

* * *

Ernst von Hindorf war zufrieden mit dem verflossenen Jahre. Von dem Ererbten hatte er nichts

verloren, und für zukünftige Ernten war manches Samenkorn ausgestreut worden; vieles schlummerte noch im Boden.

Das beste Saatgut keimt am langsamsten. Der erfahrene Landwirt gibt deshalb die Hoffnung noch lange nicht auf, wenn seine Aussaat zögernd aufläuft. Und der Forstmann wartet oft geduldig ein ganzes Jahr, bis der erste schwache Keim schüchtern durch die Hülse bricht; der lächerlich kleine Anfang nimmt ihm nicht den Glauben, daß aus solchem nur wie ein Härlein großen Pflänzchen in hundert Jahren ein himmelhoher Baum erwachsen sein wird.

Ernst hatte es früher nicht so gewußt, daß der ganze Beruf des Landmanns auf Glauben gestellt ist. Der Mann, der vom Erdreich das Wachsen und Gedeihen seiner Früchte verlangte, mußte an viele, viele verborgene Dinge glauben, die er nicht erklären konnte; er mußte hoffen können, während er im herbstlichen Nebel lebte, daß die Sonne weiterscheinen und daß sie aus der braunen Scholle das Wunder der grünen Halme erst und der wogenden Ährenfelder später hervorzaubern werde. Nichts stärkte den Glauben an die Kraft des Lebens und an den Reichtum der ihm innewohnenden, unerforschlichen Keime so innig wie das langsame, aber unaufhaltsame Emporsteigen der jungen Ernte aus den kahlen Feldern. Wie oft war man im Winter über die festgefrorenen Äcker geschritten, wie traurig hatten die leeren Baumgerippe dagestanden, als wäre alles Leben erstarrt, und jetzt brach es siegreich hervor; es hatte nur geschlummert, wohlverwahrt durch die starre Rinde. Nun erschienen sie alle wieder, die alten Bekannten, von denen wir in den trüben Wintertagen glaubten, sie seien auf Nimmerwiedersehen ver-

schwunden; ohne viel Aufsehen, ganz wie selbstverständlich treten sie an, mit ihrem pünktlichen: „Zur Stelle!"

Von den Fenstern seines Wohnzimmers aus konnte der Gutsherr ein gut Teil der großen Maskerade mitansehen, die das Frühjahr mit Baum und Strauch, Wiese und Feld vornimmt. Erst war es nur wie ein zarter Duft, der über das Bild dahinging, leicht wegzuwischen, gleich einem Hauch auf einem Spiegelglase. Dann verdichtete sich der Schimmer, Farben traten in das Bild, behaupteten sich als grüne Flecke auf den Rasenflächen; Streifen von Weiß und Gelb woben sich dazwischen; die ersten Frühjahrsblumen traten familienweise auf. Dann auf einmal, nach einer lauen Nacht, war es, als habe eine unsichtbare Hand einen lichten Brautschleier über die ganze Welt geworfen; an den Kronen der Bäume war er haften geblieben. Die Pracht dessen, was da kommen sollte, deutete sich keusch in den feinsten, vergänglichsten Farbenspielen an, die sich aus Millionen Trieben und Keimen zusammensetzten. Das war die erste, rührende Kindesschönheit des Frühlings, die alles verheißt und leicht an das Größte glauben macht.

Wenn man dieses Wachsen und Werden aus dem Nichts, dieses tägliche Sich-verjüngen und -verschönen so aus nächster Nähe mit ansah, dann drängte sich dem nachdenkenden Sinn ganz von selbst das Bewußtsein auf, daß wir Menschen tief zusammenhängen mit den Geschwistern der Flur, und daß wir nichts Besseres tun können, als die Gesetze, denen sie unterworfen sind, auch in uns walten zu lassen.

Stille sein in Frömmigkeit lehren sie uns, aber auch jenen unbezwinglichen Optimismus, der Glauben gibt, Glauben an das Leben, den Mut, es auf uns zu

nehmen, das Bewußtsein unserer Kräfte und den Willen, sie zur Entfaltung zu bringen.

Die Zeiten waren versunken, wo der Herr dieses Hauses an dem nämlichen Fenster gestanden, stundenlang hinstarrend auf seinen Besitz und sich die Frage vorlegend: „Wozu frommt dir dies? Was suchst du in einer Welt, die dir nichts mehr bieten kann, nachdem du das Liebste verloren hast?“ Damals hatte ihn der Frühling seinen Verlust nur noch bitterer empfinden gemacht; wie ein Schmeichler war er ihm erschienen, ein Verführer, das Leben schön zu finden.

Aber nun hatte er langsam die Wahrheit erkennen gelernt, daß nichts auf der Welt verloren geht, auch die Gefühle und Erlebnisse der Menschenseele nicht. Das einmal genossene Glück war unvergänglich. Das Gute und Große, das man durchgemacht hatte, ließ seine dauernden Spuren zurück, genau wie das Herbe. Der große Schmerz war wie das Weltmeer, grundlos und ohne Ende scheinbar; der Verzweiflung erschienen beide der sichere Untergang. Aber wer zu seinen Tiefen herabgestiegen war, der hatte sich von da unten einen Talisman mitgebracht, der ihn gegen alles Arge feite, was noch kommen mochte: das Unterscheidungsvermögen für das, was wichtig ist im Leben. Wer, wie er, in das brechende Auge eines geliebten Weibes geschaut hatte, der besaß fortan den Maßstab für gut und schlecht, für groß und klein, für wertvoll und nichtig.

Dabei schwelgte er durchaus nicht im schmerzlichen Erinnern; mit vollem Bewußtsein war er auf der Hut davor, daß die Toten wiederum Macht bekämen über ihn. In jenem Kultus, den manche mit geliebten Verstorbenen treiben, sah er ein Zeichen von Schwäche.

Das schönste Denkmal, das man den Toten setzen konnte, war ein würdiges Leben.

Früher waren seine Tage reicher gewesen an Abwechslung, an aufregenden Erlebnissen, an intensivem Genießen; jetzt gab es für ihn lange Strecken, wo sich äußerlich nichts ereignete. Der Gang der Wirtschaft, die Jahreszeiten mit der Arbeit, die sie in Feld und Wald mit sich brachten, seine Stellung als Gutsherr, das war der Rahmen, in dem sich das Leben abspielte, gemächlich wie alles auf dem Lande, geräuschlos, anscheinend langweilig.

Viel nachhaltiger genoß er jetzt alles Gute als früher, drang tiefer ein in die Dinge, die ihm erst so ihren Sinn offenbarten. Wie viel Schönheit war nicht der scheinbar reizlosen Landschaft seiner Heimat eigen! Und so war es mit allem hier draußen auf dem Dorfe. Rauh war die Scholle, zähe die Menschen und schwer zugänglich; nur langem, treuem Werben um ihre Liebe eröffnete sich beides: die Scholle, wie die, welche darauf saßen.

Was war ihm ehemals der Landmann gewesen? In seinem Eigensinn, seinem Vorurteil, seinem tölpelhaften Wesen, ein Ärgernis! Nicht selten hatte er gedacht: diese Leute verdienen es nicht besser als sie es haben. Den Bauern Vernunft predigen galt ihm nach einigen mißglückten Versuchen als Donquichotterie.

Jetzt wußte er auch das besser; auf solche Schädel, an denen alle gute Lehre abprallte, ja, die jedes Zureden nur noch verstockter machte, wirkte nur eines: das Vorbild.

In früheren Jahrhunderten war der Gutsherr alles für diese Unmündigen gewesen: Patron, Gerichtsherr, Arbeitgeber. Er hatte für sie gedacht, gehandelt, ge-

sorgt, er hatte aber auch von ihnen gelebt; sie mußten ihm frönen mit dem, was sie besaßen, mit Leib, Leben, Gut, Familie, Vieh.

Und heutzutage! Die väterliche Gewalt des Gutsherrn war aufgehoben. Als freie Männer saßen die ehemaligen Hörigen neben ihm; nur durch den größeren Umfang der Äcker und einige wenige Vorrechte, die ein blasser Schatten waren ehemaliger Gewalt, unterschied er sich von ihnen. Mit der Fronpeitsche ließen sie sich nicht mehr regieren; sie wollten mit Vorsicht angefaßt sein, denn sie waren mißtrauisch und argwöhnten Bevormundungsabsichten.

Und dennoch konnte der Edelmann noch heute ein kleiner König sein; er war der geborene Führer auf dem Lande. Das Schwergewicht des Charakters gab schließlich auch hier den Ausschlag. Freiwillig mußten die Leute die Überlegenheit eines vornehmen Mannes anerkennen, auch wenn er nicht mehr ihr Erb-, Lehn- und Gerichtsherr war. Viel mehr Wert hatte es, daß sie jetzt aus eigenem Antriebe kamen, seinen Rat einzuholen, als daß er jemals kraft seiner Geburt in ihren Händeln Urteil sprach. So konnte er allmählich zurückerobern und in höherem Sinne gewinnen, was seine Vorfahren besessen hatten, und was ihnen ebensosehr Last und Fessel als Vorrecht gewesen war.

Und nicht bloß die Bauern und kleinen Leute kamen zu ihrem Gutsherrn mit allerhand Anliegen und Fragen, auch seine Standesgenossen blickten auf den Lamnitzer Hindorf als auf einen, dem man gern ein Amt anvertraute. Hindorf war sich darüber keinen Augenblick im unklaren, was es am letzten Ende zu bedeuten hatte, wenn ihm allerhand Ehrenämter übertragen wurden. Es ist nicht jedermanns Sache, ohne

Entgelt arbeitsreiche und zeitraubende Geschäfte zu führen.

Er strebte nicht nach Ämtern, aber wenn sie ihm angeboten wurden, schlug er sie auch nicht aus; denn er meinte, daß in unseren Tagen der grundbesitzende Adel gut daran tue, nicht ohne Not in andere Hände übergehen zu lassen, was er noch an Prärogativen besitze. Wenn der Edelmann seine Stellung als Erster auf dem platten Lande behaupten wollte, mußte er sich regen und beweisen, daß ihm die Gabe zum Regieren nicht abhanden gekommen sei.

Die Menschen beehrten ihn mit einem Vertrauen, das er gar nicht suchte. Er sollte Allerweltshelfer sein; das war häufig genug recht lästig, so wenn Frau von von Nettelmüller ihm zumutete, ihre verfahrenen Gutsangelegenheiten in Ordnung zu bringen, weil sie, wie sie sagte, keinen Menschen kenne, dem sie größeres Vertrauen schenke als ihm. An den überschwenglichen Dankesworten der Witwe lag ihm sehr wenig. Da waren ihm schließlich seine Bauern lieber mit ihrer derben, aber ernst gemeinten Offenheit; die fragten, wenn man ihnen einen Dienst erwiesen hatte, einfach: „Was bin ich schuldig?“ Und wenn man die Belohnung ablehnte: „Das kann ich nicht verlangen; ich werd's ein andermal heimzahlen.“ Denn ein unklares Konto liebt der Landmann nun einmal nicht.

In Lamnitz war ein Mann, den Ernst Hindorf besonders gern mochte: der Gutsbesitzer Perle. Dieser alte Bauer hob sich unter seinen Standesgenossen als ein besonderer Charakter hervor. Perle hatte zwei Feldzüge mitgemacht, hatte auch sonst in jüngeren Jahren etwas von der Welt gesehen. Seit Jahrzehnten bereits war er Gemeindevorsteher in Lamnitz.

Wenn Hindorf irgendeine Verbesserung einführen wollte, irgendeine Beschwerde hatte oder einen Wunsch der Gemeinde gegenüber, dann wandte er sich an den alten Perle. Diese Größe umgehen hätte bedeutet: jede Aussicht auf Erfolg von vornherein aufgeben. Perle war trotz seiner großen Intelligenz in vielen Stücken ein echter Bauer geblieben. Nur ungern führte er Reformen ein; alles, was Geld kostete, haßte er instinktiv; Schritt für Schritt, nur nach zähem Kampf gab er den Forderungen der neuen Zeit nach. Trotzdem er königstreu war bis in die Knochen, blieben ihm die Regierung und das Beamtentum höchst verdächtig. Den Junker achtete er als einen ihm übergeordneten Stand, aber er blickte ihm auch scharf auf die Finger, stets auf der Hut vor Übergriffen von jener Seite. Für ein verständiges Wort in der rechten Form aber fand man den alten Perle immer empfänglich; und wenn er einmal für einen Menschen oder für eine Sache gewonnen war, dann hielt er ihnen auch unverbrüchliche Treue.

Man mußte den alten Knaben, der in den Sechzigen nicht mehr viel zu suchen hatte, auf seinem eigenen Hofe schalten und walten sehen, um von der ungebrochenen Bauernkraft, die in ihm wohnte, einen Begriff zu bekommen. Früh um vier Uhr im Sommer stand er auf und trieb die Knechte und Mägde zur Arbeit, griff aber selbst überall mit zu, als wäre er einer vom Gesinde. Nur Feiertags sah man ihn im Rocke, sonst immer in Hemdsärmeln. Die städtischen Sachen schienen ihn zu genieren, kleideten seine knochige Gestalt auch schlecht. Der breite Rücken hatte sich unter mancher Last ein wenig krumm gezogen, doch konnte der alte Perle, wenn er im Zuge der Kriegervereine, mit allen

Medaillen auf der Brust, marschierte, noch höllisch stramm einherschreiten. Der große, runde Kopf war von überhängendem, grauem Haar wie von einem Strohdach bedeckt. Das braunrote Gesicht zeigte wohl tiefe Linien, aber keine Runzeln und Fältchen; es sah aus wie aus Holz geschnitten, aber von keinem üblen Künstler entworfen. Nach alter Bauernart rasierte sich Perle nur einmal in der Woche, nämlich am Samstag, dann aber das ganze Gesicht. Die grauen, scharfen Augen lagen tief und besorgten das Lachen mit für den Mund, der immer in ernsten Falten lag. Die großen, ausgearbeiteten Gliedmaßen dieses Mannes glichen viel gebrauchten, aber durchaus noch nicht abgenutzten, klobigen Werkzeugen.

Durch die straff angespannte Haut sah man Sehnen, Adern und Muskeln in dicken Streifen und Bündeln liegen; von unnötigem Fleisch war auch nicht die Spur an dem ganzen hageren Körper zu entdecken.

Zum Schreiben und Lesen mußte sich der alte Perle einer Brille bedienen. Diese Beschäftigungen gingen ihm nicht ganz so flink von der Hand wie Ackern, Säen, Mähen und Dreschen; aber er brachte es immer noch fertig, die Rechnungen und Listen für die Gemeinde selbständig zu führen.

Hindorf liebte es, sich mit dem Gemeindevorsteher über die verschiedenartigsten Dinge zu unterhalten, denn aus den Einwürfen dieses Mannes konnte man immer lernen. Der alte Perle war ein tüchtiger Landwirt, aber einer vom alten Schlage. Um so mehr freute sich Herr von Hindorf, zu bemerken, daß Perle anfing, ihm einige Sachen nachzuahmen. Hindorf hatte Maschinen eingeführt, wie sie früher niemals auf Lamnitzer

Flur erblickt worden waren; er hatte neues Blut in seine Herden gebracht; einige edle Getreidearten waren mit Erfolg von ihm angebaut worden. Allen diesen Versuchen hatten die Bauern anfangs mit überlegenem Lächeln zweifelnd gegenüber gestanden. Nun ja, der Herr hatte ja Geld; mochte er es doch in solchen Experimenten verpulvern. Als sie jedoch die unleugbaren Erfolge seiner Neuerungen sahen, fingen die Aufgeweckten unter ihnen doch an, stutzig zu werden und nachzudenken. Hier und da fragte schon einer nach den Preisen der neuen Maschinen und der fremden Tiere oder bat um ein wenig von dem „neumodschen“ Samen zur Probe. Perle war unter den ersten, die auch einmal ein Experiment wagen wollten.

Der Gutsherr hütete sich wohl, irgend etwas wie Triumph zu zeigen; er wußte, daß er damit die Bauern nur kopfscheu gemacht haben würde; sie mußten sich einbilden, daß sie selbst auf die Verbesserungen gekommen seien. Er glaubte zu erkennen, was dem Landmanne, nicht nur in seinem Dorfe, nein, in der ganzen Umgegend, fehlte: der Unternehmungsgeist. Nicht, daß die Leute faul gewesen wären, im Gegenteil: sie mühten sich redlich, rackerten sich ab von früh bis Abend. Aber man wirtschaftete noch ganz nach der Urväterweise; besonders die kleinen Leute schritten nicht fort.

Herr von Hindorf sann viel darüber, wie diesen Ärmsten in seiner nächsten Nähe zu helfen sei. Manch gutes Buch, das über diese Dinge geschrieben worden war, hatte er an einsamen Winterabenden durchgelesen. Die ausgezeichneten Ratschläge, die dort aufgestellt, die Systeme, die als unfehlbare Hilfsmittel angepriesen waren, konnte man nur leider nicht so schnell und so leicht in die Praxis umsetzen. Besonders wo man es

mit dem Landvolke zu tun hatte, galt es mit tausend natürlichen Hindernissen und mit dem verschrobenen Wesen einzelner zu rechnen. Die Bauern in irgendeiner Frage unter einen Hut zu bringen, war schwieriger als eine Herde störrischer Hammel zusammenzuhalten. Und doch war die einzige Rettung dieser Kleinen, daß sie sich zusammentaten; wie sie jetzt waren, jeder für sich wirtschaftend, aus der Hand in den Mund lebend, ohne Berechnung und Voraussicht in ihrer Wirtschaftsweise, glichen sie dünnen Stengeln, die jeder Wind knicken mochte. Wenn sie sich dagegen zusammentaten zu einer Einheit, dann konnten sie der Ausbeutung und Schädigung durch einzelne und den Gefahren durch unvorhergesehene Krisen ganz anders gewappnet entgegensehen.

Es schwebte Hindorf die Gründung einer Genossenschaft vor, zunächst für Lamnitz, die Saatgut, Vieh, Düngemittel im großen einkaufen sollte, und die anderseits den Verkauf von Milch, Butter, Getreide, Heu in die Hand zu nehmen hätte. Doch war sich Hindorf wohlbewußt, daß er bei einer solchen Gründung durch Übereifer alles gefährden konnte. Diese Dinge mußten langsam reifen. Mit einem Mißlingen verlor er nicht nur das Vertrauen seiner Leute auf immer, auch der guten Sache wurde damit unabsehbarer Schaden zugefügt.

Der einzige Mensch, dem er bis dahin einiges von seinen Gedanken eröffnet hatte, war Perle. Gerade weil er wußte, daß dieser Alte der bedeutendste Gegner seiner Pläne sein würde, wollte er an ihm zuerst seine Kraft erproben. An Perles dem nüchternen Verstande und der Erfahrung entsprungenen Einwürfen konnte er am besten sehen, was an seiner Idee war.

So weit hatte er den Alten schon, daß er zugab, die Verhältnisse, wie sie jetzt bei den kleinen Landleuten bestünden, seien auf die Dauer unhaltbar. Diese Zwergbesitzer trieben eine grausame Düngerverschwendung, hielten nur geringes Vieh, das wenig Milch gab, benutzten die Kühe womöglich als Zugtiere, säten geringes Saatgut aus, ließen sich von gaunerischen Lieferanten übers Ohr hauen; manche von ihnen waren ganz in der Hand des Händlers, der von ihrer Milch den Rahm abschöpfte.

Alles das gab Perle zu, aber sein zäher, schwer zum Nachgeben zu bewegender Bauernverstand wollte sich noch nicht der Erkenntnis erschließen, daß für diese Schäden das Heilmittel im Zusammenschluß aller zu einer Genossenschaft zu suchen sei. Hindorf drängte sich dem Alten nicht allzusehr auf mit seiner Weisheit, wissend, daß der Bauer das nicht mag; er gab ihm dies und jenes zum lesen; dadurch hoffte er die Ackerkrume langsam, aber sicher in die richtige Gärung zu bringen, um das Samenkorn aufgehen zu lassen. Perle, der dreißig Jahre älter sein mochte als Hindorf, und der bereits Söhne im Mannesalter besaß, durfte sich schon herausnehmen, dem gnädigen Herrn, den er als Knaben gekannt hatte, über mancherlei seine Meinung offen zu sagen. Ernst Hindorf ließ sich gerne von dem alten, erfahrenen Bauern beraten, dem der Mutterwitz hundertfach ersetzte, was ihm an Gelehrsamkeit abging. An Sonntagnachmittagen konnte man den Schloßherrn von Lamnitz und den Gutsbesitzer Perle nicht selten Seite an Seite sehen, wie sie durch die Felder schritten, Perle mit kritischem Auge den Saatenstand und die Bestellung der Rittergutsäcker begutachtend. Kein Lob konnte Herrn von Hindorf stolzer machen als das Perles;

denn die Erfahrung eines in Arbeit zugebrachten Lebens stand dahinter.

Hindorf nahm es dem Alten auch nicht übel, wenn er ihm Ratschläge gab, die sein Privatleben betrafen. Wiederholt schon hatte Perle dem Gutsherrn gesagt, er müsse wieder heiraten. „Der gnädige Herr sind jung," so ging gewöhnlich seine Rede; „da soll der Mensch nicht allein leben; daraus wird nie und nimmer etwas Gutes. Wenn ein Mann ein tüchtiges Weib gehabt hat, dann soll er sie betrauern, ein, meinetwegen zwei Jahre lang; das ist alles, was sein kann. Dann aber muß einer sich umsehen, daß er wieder eine neue Hilfe ins Haus bekommt. Allein sein frommt nicht, das ist bei allen Ständen das nämliche. Und gar wenn man gesegnet ist mit einem großen Besitz wie Herr von Hindorf, dann muß man an Nachkommenschaft denken. Der gnädige Herr sind noch jung, aber das Alter kommt wie der Dieb über Nacht. Man will doch wissen, für wen man sich geplagt hat; man will doch die heranwachsen sehen, die einmal an unsere Stelle treten werden wenn wir die Hände sinken lassen. Nein, nein, der Herr von Hindorf möchten sich ernstlich umsehen nach einer Lebensgefährtin."

Ernst Hindorf widersprach nicht. Der alte Perle meinte es ja gut, hatte von seinem Standpunkte aus sogar recht; aber auch nur von seinem Standpunkte aus!

* * *

Inzwischen war ein Brief von Agathe Mildenau an Anne Marie eingetroffen, in dem sie ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitteilte, daß sie sich mit dem Legationsrat von Rängern verlobt habe.

Anne Marie war nicht allzusehr überrascht; nach

Agathens letzten Briefen hatte sie das kommen sehen. Noch weniger war sie empört, wie jene anzunehmen schien; denn Agathe bat förmlich um Verzeihung wegen dieses Schrittes und beschwor die Freundin, ihr doch nicht das Vertrauen und die Liebe zu entziehen. Anne Marie fand es im Gegenteil gut, daß es so gekommen war, und sie mußte lachen über den Passus in Agathens Brief, worin diese gleichsam zur Beruhigung mitteilte, daß sie Egon das Versprechen abgenommen habe, niemals der Freundschaft etwas in den Weg zu legen. Bald darauf trafen die offiziellen Verlobungsanzeigen ein; auch die übliche Photographie des Brautpaares blieb nicht aus. Herr von Rängern erschien auf den Bildern als ein freundlich lächelnder, eleganter, junger Herr, von korrektester Haltung, mit sympathischen, nicht gerade bedeutenden Zügen. „Genau das, was für die gute Agathe paßt," dachte Anne Marie. Auch nicht die leiseste Regung von Eifersucht vermochte sie dem Manne gegenüber zu empfinden, der auf dem Bilde die Hand seiner Braut mit der Miene des glücklich Besitzenden festhielt.

Fürs erste würden sich die Mädchen nicht gleich wiedersehen. Agathe sollte zu den Eltern ihres Bräutigams gehen, die in einer kleinen mitteldeutschen Residenz lebten, wo der alte Rängern ein Hofamt inne hatte. Weiterhin war ein Badeaufenthalt geplant, Agathe sollte ihre Gesundheit stärken; der Winter in Berlin hatte sie doch recht angegriffen. Die Hochzeit war für den Herbst festgesetzt.

Anne Mariens Aufenthalt in Kranzfelde neigte sich dem Ende zu. Mit der Jahreszeit, in der die Natur ein neues Gewand anlegt, kam auch für Frau von Nettelmüller die Periode, wo sie zur Verjüngung

ihres Leibes ein Bad aufsuchte. Dies Jahr wollte die Witwe etwas Ernstes für sich tun; an ihren Kleidern war sie gewahr geworden, daß sie im Laufe des Winters bedenklich an Umfang zugenommen hatte; fett sein paßte jedoch gar nicht in ihr Programm für diesen Sommer, in dem sich, wie sie hoffte, Wichtiges für sie entscheiden sollte. In das Bad, über das sie sich mit dem Arzte geeinigt hatte, wollte sie die Nichte aber auf keinen Fall mitnehmen. Anne Marie, so wurde im Familienrate beschlossen, sollte vielmehr nach Baderwisch gehen, zu ihren Geschwistern.

Sie freute sich, das Nest Kranzfelde verlassen zu können und in das Haus, in dem sie ihre Jugend verlebt hatte, zurückkehren zu dürfen. Freilich unter ganz veränderten Verhältnissen sollte sie es wiedersehen. Horst hatte das Haus renoviert, und was er etwa noch hatte bestehen lassen von dem Alten, das war der Neuerungssucht seiner jungen Frau zum Opfer gefallen, die irgendwelche Pietät für den traulichen Familiensitz nicht kannte. Was sie hier vorgefunden hatte an Möbeln und Hausrat, fand sie fürchterlich altmodisch oder, wie sie sich ausdrückte, „plunderig" und verkaufte es an den Trödler.

An dem Dorfe wenigstens hatte die Neuerungssucht der jungen Schloßherrin nichts verändern können; da war alles beim alten Schlendrian geblieben. Anne Marie feierte ein frohes Wiedersehen mit manchem Freunde. In Baderwisch kannte sie ja jedes Haus, jeden Winkel. Mit einem Teil der jüngeren Leute hatte sie ja die Dorfschule besucht. Die Mädchen, ihre ehemaligen Spielgenossinnen, freilich fand sie entweder verheiratet oder in Stellung; Kinder hatten sie jedenfalls fast sämtlich.

Zwischen Horst und seiner Gattin hatte sich in der kurzen Zeit ihrer Ehe eine erstaunliche Wandlung des Machtverhältnisses vollzogen. Aurelie war eine verschüchterte, scheinbar ihrem Bräutigam tiefergebene Braut gewesen, die von dem Gedanken, Frau von Plessow werden zu sollen, ganz benommen erschien. Nachdem sie diese Würde erlangt hatte, waren mit einem Male ganz andere Seiten ihres Charakters zum Vorschein gekommen. Sehr schnell erkannte sie, daß sie des Geldes wegen geheiratet worden sei; was sie etwa an Illusionen über Liebe und Glück in die Ehe eingebracht haben mochte, war ihr schon in den ersten Wochen des Zusammenlebens mit Horst auf Nimmerwiedersehen abhanden gekommen. Doch war Aurelie nicht die Person, deshalb zu verzweifeln. Sie besaß eine ziemliche Portion angeborener und anerzogener Nüchternheit. Es hieß für sie in erster Linie sich einrichten mit dem Lose, das sie gezogen hatte; es blieb ihr bei näherem Zusehen immer noch ein Überschuß von Angenehmem über das Unangenehme. Dafür aber, daß sie sich im Grunde hinters Licht geführt sah, rächte sie sich, indem sie ihrem Manne den Kaufpreis, für den sie seinen Namen erworben hatte, ihr Geld, fühlen ließ, wie und wo sie nur konnte. Der Verkehr zwischen den beiden glich einem steten Geplänkel von spitzen Bemerkungen, Anzüglichkeiten und Vorwürfen. Meist behielt Aurelie bei solchen Gefechten die Oberhand, denn sie war von Natur rücksichtsloser und hatte ein besseres Gewissen als der Gatte. Außerdem war Horst Plessow auch viel zu bequem, um es auf einen ernsthaften Bruch ankommen zu lassen. So kam es, daß schon nach Verlauf eines halben Jahres die Partie entschieden war. Er ließ ihr ihren Willen und war froh, wenn sie ihn

wenigstens vor den Menschen nicht geradezu schlecht behandelte.

Es war für Anne Marie nicht leicht, sich in die gänzlich veränderten Verhältnisse im Hause ihrer nächsten Verwandten zu finden. War es ihr damals schon schrecklich gewesen, daß ihr Bruder ein Fräulein Tubus heiratete, so kam es ihr noch viel schwerer an, die junge Frau jetzt als Herrin des Hauses schalten und walten zu sehen. Am bittersten aber war ihr die Erkenntnis, daß Horst von seiner Frau regiert werde. Sie hatte diesem Bruder niemals besonders nahegestanden, aber nun mußte sie ihn verachten als einen gänzlich aus der Art geschlagenen Plessow.

Zwischen Anne Marie und Aurelie herrschte ein steifes Verhältnis, man nannte sich zwar „du“, küßte sich zum Morgen- und Abendgruß, sprach wohl auch miteinander so viel wie notwendig, aber das war auch alles. Anne Marie hütete sich, in den Zwistigkeiten der Gatten, die oft genug vor ihren Ohren ausgetragen wurden, Horsts Partei zu ergreifen; das hätte gerade gefehlt, daß sie die Schwäche ihres Bruders anerkannte, indem sie ihm beisprang. Korrektes Benehmen der Schwägerin gegenüber war die Haltung, die sie sich selbst vorschrieb, um einem Hineingezogenwerden in das eheliche Zerwürfnis zu entgehen.

Aurelie wußte ganz gut, daß die Schwägerin sie als Eindringling in die Familie betrachtete; dieses Bewußtsein machte sie nicht gerade freundlich gestimmt gegen Anne Marie. Doch war etwas in dem Wesen und Auftreten dieses Mädchens, das der Berlinerin eine gewisse Scheu einflößte. Horst verspürte es angenehm, daß sich, seit er die Schwester im Hause hatte, Aurelie in den Äußerungen ihrer Launen doch etwas mehr zusammennahm.

Horst liebte es, seine Stellung als Ältester der Familie zu betonen. Den Geschwistern gegenüber spielte er sich gern als Wohltäter auf, stand ihnen mit Ratschlägen und schönen Worten bei, die ihm ja nichts kosteten. Der älteste Plessow war bei aller äußeren Schlaffheit gar kein unbegabter Mensch; er sah ziemlich scharf, hatte ein schnelles Urteil über anderer Menschen Schwächen und Fehler und besaß eine ziemliche Portion einschmeichelnder Beredsamkeit dort, wo es ihm darauf ankam, etwas für seine Zwecke zu erreichen.

Mit Anne Marie pflegte er auf Spaziergängen oder wenn sie sonst unbelauscht waren, in väterlichem Tone über ihre jetzige Lage und über ihre Zukunft zu reden. Horst vertrat die Ansicht, die Schwester müsse heiraten; Anne Marie lachte ihn aus und suchte ihn auf andere Dinge zu bringen. Aber Horst kam mit Hartnäckigkeit immer wieder auf die Behauptung zurück, gerade jetzt sei der richtige Moment für sie, unter die Haube zu kommen. Daß sie Eberhard abgelehnt habe, meinte er, sei ihm ganz recht gewesen, denn er liebe nun mal die Hindorfs nicht; außerdem könne sie eine ganz andere Partie machen als einen Leutnant. Allzulange dürfe sie aber nicht mehr warten; mit neunzehn Jahren sei ein Mädchen ohne Mitgift noch jung; ein paar Jahre später schon zähle sie zur alten Garde.

Es war die ausgesprochene Absicht von Horst Plessow, ein Haus zu machen; aber obgleich er eigentlich alles Nötige dazu besaß: ein in allen Teilen modernisiertes Wohnhaus, Dienerschaft, Komfort, beeilten sich die Gäste nicht allzusehr, zu erscheinen. Aurelie war nicht beliebt in der Nachbarschaft; man fand, daß sie allzusehr Berlinerin geblieben sei, und daß sie die guten, alten Traditionen der Gegend über den Haufen werfe.

Ihre Toiletten ärgerten die Damen; ihr Aufwand, hieß es, verderbe die Preise. Nach den Diners, wenn sich die Herren ins Rauchzimmer zurückgezogen hatten, saß die junge Frau von Plessow mit gelangweiltem Gesicht im Kreise der Nachbarsgattinnen. Jene sprachen dann von Verwandten und Familienbeziehungen, die der geborenen Tubus natürlich unbekannt waren. Aurelie suchte sich dadurch an dem blauen Blute zu rächen, daß sie ihre Verachtung der kleinen Verhältnisse, in denen die meisten guten Familien ringsum lebten, offen zur Schau trug.

So wurde Baderwisch ganz von selbst zu einem Hause, in dem vor allem Herren verkehrten. Die Junggesellen kümmerten sich sehr wenig darum, ob die Dame des Hauses auch den Ton der Gegend treffe, hielten sich vielmehr an Küche und Keller, die exquisit waren. Es kam auch vor, daß Ehemänner erschienen und ihre Frauen wegen Unpäßlichkeit entschuldigten. Der Damenmangel bei den Baderwischer Festen wurde sprichwörtlich.

Viel verkehrten in diesem Hause die Kranzfelder Husaren, an der Spitze ihr Kommandeur. Manchmal kam Oberst von Chineck ganz allein zu Pferde an und erbot sich, die Herrschaften bei ihren Spazierritten zu begleiten. Horst Plessow hielt sich gute Pferde; seine Frau hatte auch Reitstunden genommen; aber es fehlte ihr das eigentliche Verständnis für Sport. Nach einigen Ausritten verlor Aurelie den Geschmack daran und überließ es in Zukunft Anne Marie, ihren Schimmel zu tummeln. Horst, der bei seinem üppigen Leben anfing, Fett anzusetzen, hatte auch die Lust verloren, in den Sattel zu steigen, und so kam es, daß Anne Marie meist allein mit dem Obersten ausritt.

Von vornherein hatte bei ihr jeder einen Stein

im Brett, der von ihrem Vater nett sprach, und der Husarenoberst pflegte von dem Verstorbenen immer nur in Ausdrücken der höchsten Bewunderung und Verehrung zu reden. Chinecks ganze Art und Weise gefiel Anne Marie. In manchen Dingen erinnerte er sie direkt an ihren Vater.

Chineck war mit dem Pferde wie verwachsen. Er hielt auf Gäule, die zu seiner schlanken Figur paßten, und war stets darauf bedacht, beim Reiten ein Bild zu machen.

Von Anne Marie Plessow wußte er, daß sie etwas von der Sache verstehe; gern zeigte er sich ihr hoch zu Roß.

Es war unter den Leutnants eine längst durchschaute und viel glossierte Tatsache, daß, wenn Fräulein von Plessow in der Nähe des Exerzierplatzes auftauchte, der Kommandeur meist auch nicht lange auf sich warten ließ. Dann nahm Chineck scheinbar nebenbei ein paar Hindernisse; ja, es wurde behauptet, daß das Regiment wiederholt habe klettern und schwimmen müssen, nur um dem Kommandeur Gelegenheit zu geben, sich an der Spitze seiner Husaren in schwierigen Situationen zu zeigen und seinen Schneid leuchten zu lassen. Daß Chineck trotz seiner grauen Haare imstande war, um eines Paars schöner Augen willen die tollsten Streiche auszuführen, war für niemanden, der seine Vergangenheit kannte, ein Geheimnis.

Es hatte einen Augenblick gegeben, in dem Anne Marie etwas Ähnliches wie Schwärmerei für den Obersten empfunden hatte, das war am Garnisonsjubiläum im Frühjahr gewesen. Seit fünfzig Jahren hatten die Husaren in Kranzfelde gestanden, und dieses Ereignis war durch eine Regimentsparade und ein Essen im Rathaus gefeiert worden. Zur Parade war Anne Marie mit ihrer Tante Nettelmüller auf den

Exerzierplatz gefahren. Da, als Oberst von Chineck auf seinem weißen Vollblüter das stolze Regiment zweimal an dem Brigadier, der die Parade abnahm, vorbeiführte, war es Anne Marie heiß und kalt über den Rücken gelaufen; da schien es ihr, als ob es auf der ganzen Welt nicht Schöneres gebe als diesen Mann mit der schlanken Figur, dem dunklen, martialischen Gesicht, in der pelzverbrämten Attila, auf seinem edlen Tier.

Wenn Chineck außer dem Sattel war, verlor seine Figur beträchtlich. Er war unproportioniert gebaut, der Oberkörper kurz, die Beine dünn und krumm, echte Säbelbeine. Sein Gesicht, das durch den Kolpak gehoben wurde, zeigte in der Nähe trotz des schönen, wohlgepflegten Schnurrbarts seine Unschönheit. Die Augen waren klein und nichtssagend, die Stirn fliehend, die Mundpartie entstellt durch aufgeworfene Lippen, nichtsdestoweniger galt Herr von Chineck für gefährlich. Es umschwebte ihn der Nimbus des Lebemannes, der einen Mann in den Augen unerfahrener Frauen oft interessanter macht als noch so viel bewährte Tugend.

Horst Plessow ließ in Gegenwart seiner Schwester hier und da scherzhaft warnende Bemerkungen fallen über den Schwerenöter Chineck. Anne Marie wußte auch, daß die Mütter der Gegend ihre Töchter vor dem Oberst hüteten. Es hieß, daß er in der Weinlaune ziemlich unberechenbar sei in seinen Bemerkungen und Witzen.

Anne Marie fand diese Bedenklichkeiten lächerlich. Angst haben vor einem Mann! — Sie wollte doch sehen, welcher Herr es wagen würde, ihr Dinge zu sagen, die sie nicht hören durfte!

* * *

Die Mildenaus waren wieder nach Drosselbach zurückgekehrt. Anne Marie wurde eingeladen, herüber-

zukommen, um Agathens Bräutigam kennen zu lernen. Die Freundinnen hatten einige Tage für sich, ehe Herr von Rängern kam. Es war genau wie in früheren Jahren; die Mädchen schliefen zusammen, vertrieben sich die Zeit mit Spazierengehen, Luftkegel, Krokett, Kahnfahren, oder sie gingen ins Dorf und besuchten Agathens Freunde. Wenn nicht hin und wieder Frau von Mildenau eine Ausstattungsfrage aufs Tapet gebracht hätte, würde man kaum gemerkt haben, daß in wenigen Monaten Hochzeit sein sollte. Agathe hatte sich nicht ein bißchen verändert; Anne Marie fand, daß sie eigentlich noch zärtlicher geworden sei als vor der Verlobung.

Natürlich wurde viel von dem Bräutigam gesprochen. Agathe äußerte sich sehr offenherzig über Egon; sie rühmte seine Vorzüge, aber sie gestand auch ganz ehrlich, daß er Schwächen und Fehler habe. Anne Marie begriff die Freundin darin nicht; wie konnte man so nüchtern sein! Wenn man einen Mann so liebte, daß man sich entschlossen hatte, die Seine zu werden, dann, meinte sie, müsse man vollständig aufgehen in einem Gefühl, das sie sich nicht stark und gewaltig genug vorstellen konnte. Ein Abwägen, Beobachten und Kritisieren dem Geliebten gegenüber erschien ihr wie Blasphemie.

Herr von Rängern kam, und Anne Marie fand, daß er genau das sei, was seine Photographie gesagt hatte: wohlerzogen, korrekt, steif, umständlich und fast etwas langweilig.

Anne Marie ahnte, daß sie Herrn von Rängern nicht besonders gefalle. Wahrscheinlich hatte Agathe ihm sehr viel und mit überschwenglichen Ausdrücken von der Freundin vorgeschwärmt und ihn dadurch von vornherein in Opposition gebracht gegen

diese Rivalin. Zwar gab er sich die größte Mühe, Fräulein von Plessow gegenüber liebenswürdig zu sein, aber sicherlich kam ihm das nicht von Herzen. Anne Marie hatte das deutliche Gefühl, daß er sie im Grunde verwünsche; Agathe wiederum verlangte, daß die beiden sich nett finden, womöglich warme Freundschaft schließen sollten, und war sehr enttäuscht, als sie da sowohl bei ihm wie bei ihr auf hartnäckigen Widerstand stieß. Für einen warmherzigen Menschen wie Agathe Mildenau war es schwer zu verstehen und schmerzlich einzusehen, daß zwei Personen, die sie liebte, deshalb noch lange nicht sich ebenfalls lieben und verstehen wollten. Die Kühle, die zwischen Anne Marie und Herrn von Rängern herrschte, bedeutete der Braut ein stetes Kümmernis; es war das erste Gewölk, das den bis dahin völlig heiteren Himmel ihres Brautstandes trübte.

In dieser Zeit kam auch die Nachricht von Berlin, daß Eberhard Hindorf sich verlobt habe. Anne Marie wunderte sich selbst darüber, wie wenig Eindruck ihr die Nachricht machte; jedenfalls, meinte sie, hätten die Mildenaus keinen Grund gehabt, ihr dieses Ereignis mit einer gewissen Schonung mitzuteilen.

Die Braut war eine Komtesse Riedenhaus. Agathe hatte sie in der Berliner Gesellschaft gesehen, wo sie zu den zehn schönsten Mädchen gerechnet wurde. Ganz jung konnte sie nicht mehr sein, denn sie ging in Berlin bereits den dritten Winter aus, und vorher hatte sie schon verschiedene Kampagnen an süddeutschen Höfen durchgemacht. Geld, hieß es, besitze sie nicht. Man wunderte sich, wovon das Paar zu leben gedächte. Wahrscheinlich würde der Lamnitzer Hindorf aushelfen müssen. Aber dann wieder verbreitete sich die Nachricht, Ernst Hindorf sei unzufrieden mit der Partie.

Kurz, diese Verlobung gab der Nachbarschaft viel Stoff zum Kopfzerbrechen.

Obgleich Baderwisch und Lamnitz so nahe beieinander lagen, bestand zwischen den beiden Häusern so gut wie kein Verkehr. Nur Sonntags in der Kirche sah man sich; das war alles. Die Güter besaßen eine lange Grenze; sie wurde durch einen Bach gebildet, der in einem schmalen Wiesentale hinlief. Langhin an dem Wasserlaufe standen alte, herrliche Eichen, wenigstens auf Hindorfscher Seite. Auf Plessowscher waren sie unter Edes Regiment gefällt und zu Geld gemacht worden. Die Fischerei in diesem Bachlauf war gemeinsam; ebenso existierte ein alter Vertrag zwischen den Gütern, daß man sich die Wildfolge für angeschossenes Wild über die gemeinsame Grenze gegenseitig garantiere. Alle diese Einrichtungen hätten Anlaß geben können zu besonders festem Zusammenhalt, bildeten aber, wie die Menschen nun einmal sind, nur ebensoviel Anlässe zu Reibungen.

Neuerdings wurden die Möglichkeiten zu Differenzen, die schon reichlich genug vorhanden waren, noch um eine vermehrt. Horst Plessow hatte nämlich den Inspektor engagiert, der von Ernst Hindorf entlassen worden war. Der Mann räsonierte auf seinen früheren Dienstherren, und Plessow, statt ihm den Mund zu verbieten, hörte sich an, was nur zu sehr nach seinem Geschmack war. Von seinem Vater hatte Horst das scharfe Mundwerk geerbt; doch war des Alten Schnoddrigkeit liebenswürdiger gewesen, weil der ganze, verteufelt ungenierte Ede dahinter stand und seine schlechten Witze auch mit der Pistole vertrat, während der Sohn seine Pfeile nur aus gedeckter Stellung abschoß.

Anne Marie bekam im Hause ihres Bruders viel Ungünstiges über den Lamnitzer zu hören. Sie konnte nicht beurteilen, wieweit alles das wahr sei, was Horst von ihm behauptete: daß seine politische Gesinnung eine höchst zweifelhafte, daß er sich mit allerhand Dingen befasse, von denen er nichts verstehe, daß er unzuverlässig und hochmütig sei. Sie glaubte dem Bruder nicht. Eher war sie geneigt, aus dem, was hinter Herrn von Hindorfs Rücken Häßliches verbreitet wurde, sich eine günstige Meinung von ihm zu bilden.

Wenn er Sonntags in seine Loge trat (die der Plessowschen gerade gegenüberlag), war es um ihre Aufmerksamkeit für den Gottesdienst geschehen. Sie dachte dann: „Ob er jetzt herüberblickt?“ Dann wieder: „Sollst du ihn ansehen? Vielleicht wird er dann grüßen.“ Oder sie sann darüber nach, warum er eigentlich so oft zur Kirche gehe; sie wußte doch aus ihrer eigenen Familie, wie schwer es war, die Herren dazu zu bewegen. Vielleicht ging er aus Langeweile. Wie bitter einsam mußte es überhaupt für ihn sein in Lamnitz! Er war kein Reiter und auch nicht passionierter Jäger. Horst behauptete ja von ihm, er studiere die Nächte durch und davon kämen seine verrückten Ideen. Ob er seine Frau geliebt hatte? Manche Leute behaupteten es; andere, wie Horst, sagten, er habe sie nur des Geldes wegen geheiratet, und seine Trauer um sie sei nichts als Tuerei. Aber er hatte so gar nichts vom Schauspieler an sich. Wenn man ihn in der Lamnitzer Loge sitzen sah, wie sich sein Kopf scharf umrissen gegen die weißgetünchte Wand abhob, erschienen seine Züge ernst und männlich. Er hatte eigentlich nichts zum Verlieben an sich; für ihn schwärmen, so auf zehn Minuten bloß, wie man es wohl für einen

netten Herrn konnte, nach dem Souperwalzer oder wie damals für Oberst von Chineck bei der Parade, das wäre ihr Ernst Hindorf gegenüber undenkbar gewesen. Ganz andere Gefühle erregte er in ihr, etwas wie ein unbegrenztes Vertrauen, etwas wie den Wunsch, gut zu sein, etwas wie das Verlangen, ihm nahe zu sein, in seinem Leben etwas zu bedeuten. Anne Marie legte sich ganz offen die Frage vor: Was war es denn? Was zog denn immer wieder ihre Blicke mit geheimer, unwiderstehlicher Macht nach jenem Logenfenster ihr gegenüber, wo sich die Silhouette seines Kopfes von der hellen Wand dahinter abhob? Warum horchte sie während des Gesanges auf die schöne, sonore Tenorstimme, die von da drüben durch die kleine Kirche deutlich zu ihr herüberklang, mit einer Aufmerksamkeit, die sie oft das Mitsingen vergessen machte?

Das Kirchgehen war im Baderwischer Hause nicht sehr Mode. Horst war zwar Patron und ließ sich darum bei hohen Festen im Gotteshause blicken, um der Leute willen, und weil es zur guten Gesinnung gehörte, die Kirchlichkeit zu unterstützen; an den gewöhnlichen Sonntagen aber schickte er lieber die Damen, sich die Predigt anzuhören. Aurelie aber machte sich auch nichts aus dem „frommen Salat". Sie war in freisinnigen Anschauungen aufgewachsen und fand außerdem das Baderwischer Kirchlein mit seinen hölzernen Emporen, niedriger Decke und dem Bauerngeruch, der darin herrschte, einen fürchterlichen Aufenthalt.

So kam es nicht selten vor, daß Anne Marie als einziges Glied des Plessowschen Hauses des Sonntags zur Kirche ging, und Horst verfehlte dann nicht, bei Tisch ihren frommen Eifer zu beloben.

* * *

Die Hochzeit in Drosselbach fand im Herbst statt, nachdem die Manöver vorüber waren. Kammerherr und Frau von Mildenau wollten eine große Festlichkeit, bei der gezeigt werden sollte, was das Haus vermöge; war Agathe doch das einzige Kind, das sie zu vergeben hatten.

Nicht weniger als sechs Brautjungfern sollten der Braut zum Altare folgen; Anne Marie Plessow war die erste. Ihr Führer sollte der einzige Bruder des Bräutigams, Hauptmann von Rängern vom Generalstab, sein.

Für den Polterabend waren große Dinge geplant. Die Husaren tanzten eine Zigeunerquadrille. Ein Theaterstück sollte aufgeführt werden; außerdem waren noch allerhand Einzeldarstellungen geplant.

Anne Marie mußte überall mitwirken. An der Spitze von einigen Drosselbacher Bauernmädchen, die dem Gutsfräulein im Dorfe hergestelltes Leinen überreichten, sollte sie als Dolmetscherin auftreten. Sie war von den Mädchen selbst darum angegangen worden, die sich vor dem Sprechen genierten. Anne Marie hatte, so gut sie konnte, ein Paar Verse für den Zweck gemacht, die sie im Dialekt der Gegend sprechen wollte. Aber auch die Husaren verlangten, sie müsse ihre Quadrille mittanzen; ohne sie gehe es nicht. Und schließlich mußte sie auch noch bei dem Theaterstück einspringen. Marka Weudena sollte da eigentlich die Rolle der eifersüchtigen jungen Frau geben; ihr Partner war Job Plessow. Aber es stellte sich bei den Proben heraus, daß Marka vollständig unfähig sei, eine Rolle zu behalten, vom Agieren ganz zu schweigen. Sie sah es selbst ein und legte kurz vor der Generalprobe die Rolle nieder. Die ganze Aufführung drohte daran zu

scheitern. Da wurde im letzten Augenblick Anne Marie als Helferin herangeholt, und alle Welt war sich darüber einig, daß durch ihr Mitwirken aus dem Schwank überhaupt erst etwas Lebendiges würde.

Sie war unbedingt die Königin des Polterabends und empfand das mit Stolz. Sie wußte, daß sie die sämtlichen Mädchen der Umgegend, die Weudenas, und wie sie heißen mochten, ausstach. Die einzige junge Dame, die mit ihr rivalisieren konnte, war eine Fremde, Komtesse Riedenhaus, Eberhard Hindorfs Braut. — Das Wiedersehen zwischen Eberhard und Anne Marie war so glatt und scheinbar ohne alle Hintergedanken wie nur möglich. Selbstverständlich sah sich Anne Marie die Komtesse mit besonderen Augen an und war sich dabei bewußt, auch von ihr mit kritischen Blicken gemustert zu werden. Eberhard Hindorf hatte, was die äußere Erscheinung seiner Auserwählten betraf, keinen schlechten Geschmack entwickelt. Die Komtesse war eine große, schlanke Erscheinung, mit langem, schmalem Gesicht, das, im Profil gesehen, besonders schön wirkte; en face störten ihre hochgezogenen Augenbrauen den Gesamteindruck etwas. Sie hatte Haltung, Gang und Sprechweise einer Dame der großen Welt. Man mußte sie neben einer Person wie Marka Weudena sehen, die in ihrer Art auch eine Schönheit war, um ihre ganze Überlegenheit zu erkennen. Anne Marie konstatierte sofort, daß die Komtesse unzweifelhaft große Mittel besitze, Figur, Teint, Haar, daß diese Mittel aber auch auf das raffinierteste zur Geltung gebracht waren. Sie war für dieses ländliche Fest entschieden zu großartig angezogen; ihre Toilette stach alle anderen an Pracht aus. Weniger wäre in diesem Falle mehr gewesen. Sie sah nicht wie ein junges Mädchen aus.

Ihr Alter schien überhaupt schwer zu definieren, und möglicherweise hatten jene recht, welche behaupteten, Komtesse Riedenhaus sei um ein Jahr älter als Eberhard Hindorf. Unbestreitbar waren die beiden ein stattliches Paar. Die Komtesse verhielt sich sehr reserviert, tanzte den ganzen Abend nur mit ihrem Bräutigam und saß im übrigen bei ihrer Mutter, einer großen, unzufrieden dreinblickenden Dame mit hochmütigem Gesichtsausdruck, die eine um zwanzig Jahre ältere Ausgabe ihrer Tochter darzustellen schien.

Diese beiden Damen brachten ein fremdes, kaltes Element in die Gesellschaft; im übrigen herrschte jener Ton ungezwungener Gemütlichkeit, wie er nur zwischen Menschen von ungefähr gleicher Lebenslage aufkommen kann. Anne Marie mußte an die Hochzeit von Horst und Aurelie denken mit ihrer unglücklichen Gesellschaftsmischung; auch Doktor Tubus fiel ihr ein, der damals ihr Partner gewesen war. Der Herr, der diesmal sie führte, war für sie auch der Vertreter einer ihr bis dahin unbekannten Menschengattung. Hauptmann von Rängern gehörte zur Klasse der gelehrten Offiziere. Er war in Erscheinung und Auftreten ausgesprochener Bureaumensch. Für Anne Marie Plessow aber war bisher der Husar der typische Soldat und der Kavallerist überhaupt der einzig mögliche Tänzer gewesen. Der Generalstäbler war seinem Bruder, dem Legationsrat, sehr ähnlich; auch im Wesen, das sah Anne Marie auf den ersten Blick. Sehr wohlerzogen und korrekt, aber langweilig. Er tanzte schlecht, und Anne Marie, die er zum Souperwalzer engagiert hatte, war froh, daß sie ihm in einemfort zu Extratouren entführt wurde.

Der Lamnitzer Hindorf, der sonst nicht in Gesellschaften, wo getanzt wurde, zu gehen pflegte, hatte

seiner Nichte zu Ehren von dieser Regel eine Ausnahme gemacht. Anne Marie sah ihn, während sie Theater spielte, als sie von der kleinen Bühne herab einen Blick ins Publikum warf, unter einer Anzahl Herren am anderen Ende des Saales stehen. Beinah hätte das Bewußtsein, daß er sie sehe, sie aus dem Konzepte gebracht. Die Rolle, die sie zu spielen hatte, kam ihr mit einem Male so läppisch vor. Sie konnte nur immer denken: „Was wird er dazu sagen? Welchen Eindruck machst du ihm?“ — Auch die ganze Zeit über, als sie den Tschardasch tanzte, wurde sie ähnliche Gedanken nicht los. Das Bewußtsein, daß er in der Nähe sei, daß sein Blick auf ihr ruhe, auf ihrem Kostüm, ihren Bewegungen, daß er sie vielleicht mißbillige, hatte etwas tief Beunruhigendes für sie, und sie mußte alle Energie zusammennehmen, um nicht aus den einstudierten Rollen zu fallen.

Während des ganzen übrigen Festes sah sie dann wenig von ihm. Als sie in einer Tanzpause durch ein Nebenzimmer kam, saß er dort mit dem alten Weudena von Dromsdorf, in eifriges Gespräch vertieft. Als Damenengagement angesagt war, erschien er einen Augenblick unter den Tanzenden; seine zukünftige Schwägerin, Komtesse Riedenhaus, hatte ihn dem Herrenzimmer entrissen.

Das Fest endete mit einem brillanten Kotillon, der sich bis tief in die Morgenstunden hinein ausdehnte.

Anne Marie war in einer ihr ganz neuen, aufgeregten Stimmung. Die Aufführungen waren anstrengend gewesen; viermal hatte sie Toilette wechseln müssen an diesem Abend. Dann das Souper mit Champagner und nun das Tanzen. Sie hatte das Gefühl, als sei sie eigentlich furchtbar müde; aber sie

hätte sich geschämt, das einzugestehen. Tanzen, nur immer tanzen! Sowie sie aufhörte, das fühlte sie, würde sie zusammenbrechen. Es war, als wollte sie etwas in sich übertäuben, einen Schmerz, eine Enttäuschung, eine große Ungeduld. Ein paarmal, in den Pausen, wenn ihr Tänzer sie gerade nicht unterhielt, hatte sie das Gefühl, laut aufweinen zu müssen. Sie biß dann die Zähne zusammen und machte irgendeine komische Bemerkung. Ihr Partner lachte, und die Unterhaltung war wieder im Gange.

Wiederholt hatte Oberst von Chineck sie zu Extratouren geholt. Beim Kotillon, den sie mit dem Regimentsadjutanten tanzte, hatte der Kommandeur sich ihnen beigesellt. Der Adjutant tanzte vor und war darum viel beschäftigt; Chineck vertrat ihn bei der Tänzerin.

Sie saß auf einem Rohrstuhl, der Oberst hinter ihr; über ihnen hingen Zweige von irgendeinem Gewächs, mit denen der Raum dekoriert war. Chineck sprach im Flüstertone zu ihr; er sagte ihr allerhand grobe Schmeicheleien über ihr Spiel und ihr Tanzen. Sie empfand es auf einmal mit Scham, daß sie dekolletiert war; den ganzen Abend hatte sie daran noch nicht gedacht. Sie drehte ihren Stuhl ein wenig, um dieser peinlichen Situation etwas zu entgehen. Dabei blickte sie in Chinecks Gesicht, das ihr ganz nahe war. Es war ihr noch niemals aufgefallen, daß er so häßlich sei. Ein gieriger Ausdruck lag in seinen Zügen. Hatte er zuviel getrunken, daß er sie so anstarrte mit unruhig glänzenden Augen, feuchten Lippen und dunkelgeröteten Wangen? Widerlich! Sie bat ihn, ihren Schal zu holen, der irgendwo in einem Nebenzimmer liegen müsse, da sie sich zu erkälten fürchte. Chineck kam nach

einiger Zeit wieder und brachte das gewünschte Tuch. Anne Marie legte es um ihre Schultern. „Schade!" flüsterte der Oberst und nahm wieder hinter ihr Platz. Sie war von Herzen froh, als der Kotillon endlich sein Ende nahm.

* * *

Der Polterabend hatte an einem Sonnabend stattgefunden. Am Montag sollte Hochzeit sein. Der Sonntag dazwischen war zur Erholung bestimmt.

Anne Marie wohnte in Drosselbach für die ganze Dauer der Hochzeit. Außer ihr gehörten zum Hausbesuch Gräfin Riedenhaus mit Tochter, Eberhard Hindorf und die Gebrüder von Rängern. Viele andere Gäste waren auf den Gütern der Nachbarschaft untergebracht.

Am Sonntagmorgen wurde sehr lange geschlafen. Erst gegen Mittag erschienen die Damen zum Frühstück, aber dann fuhren auch schon Gäste vor. Nachmittags konzertierte die Husarenkapelle im Park von Drosselbach. Zwischen den Dorfleuten, denen die Anlagen geöffnet waren, bewegten sich Neugierige aus der Umgegend und einzelne zur eigentlichen Gesellschaft Gehörige, die das Bedürfnis empfanden, sich bei der Bevölkerung populär zu machen. Um sechs Uhr nachmittags war Diner. Mit Hilfe eines Berliner Kochs vermochte das Drosselbacher Haus den außerordentlichsten Anforderungen zu genügen. Gegen Abend entfernten sich dann die auswärtigen Gäste. Man sah ein, daß den Wirten und dem Brautpaar für den bevorstehenden Hochzeitstag Ruhe gegönnt werden müßte.

In den Nachmittagsstunden war Ernst Hindorf wieder herübergekommen. Er wollte der Schwester mit

Wagen, Pferden, Kutscher, Diener und Silber aushelfen. Auch er würde im Hause übernachten.

Punkt zehn Uhr müsse alles im Bett sein, hatte Frau von Mildenau erklärt, schon damit die Dienerschaft in dieser Nacht zur Ruhe komme. Die Stunde, die bis dahin noch war, verbrachte man im großen Gartensalon, der nach dem gestrigen Ball wieder eingeräumt war.

Man saß in kleinen Gruppen an den verschiedenen Etablissements des großen Raumes beieinander. Das Ehepaar Mildenau mit der Gräfin Riedenhaus, das Brautpaar Hindorf-Riedenhaus für sich, während Agathe verlangte, daß Anne Marie bei ihr und ihrem Bräutigam bleiben müsse. Ernst Hindorf und Hauptmann von Rängern hatten im Nebenzimmer eine Zigarre geraucht und kamen jetzt in den Gartensaal, sich nach Plätzen umsehend. Die Komtesse erhob sich halb von ihrem Platze und wies auf einen Stuhl neben sich. Dieser Wink galt natürlich dem Lamnitzer. Herr von Hindorf jedoch schien übersehen zu haben, daß er dort gewünscht wurde, wie es denn überhaupt auffiel, daß er das Entgegenkommen, welches die zukünftige Schwägerin ihm erwies, mit ziemlicher Kühle erwiderte. Hauptmann von Rängern aber bezog die Einladung der schönen Komtesse auf sich und nahm neben ihr Platz.

„Er wird zu den alten Leuten gehen!" dachte Anne Marie klopfenden Herzens bei sich; ihren Augen war diese kleine Szene nicht entgangen. Aber der Lamnitzer kam direkt auf sie zu und setzte sich neben sie, mit der unverkennbaren Absicht, sich mit ihr zu unterhalten.

Ernst Hindorf sagte ihr, wie sehr ihm das Gedicht gefallen habe, das sie am Polterabend gesprochen, als

sie an der Spitze der Bauernmädchen die Leinwand überreicht hatte. Er bewundere es, wie sie darin den Ton der Gegend getroffen habe. Das sei echt gewesen und zum Herzen gehend.

Anne Marie war für den ersten Augenblick ganz benommen über das Lob für eine Leistung, auf die sie selbst gar keinen Wert legte. Diese Verse hatte sie spielend gemacht, zufällig gleichsam; kaum daß sie sich viel dabei gedacht hatte. Daß sie „echt“ seien, war ihr ganz neu. Sie hatte auch gar nicht bemerkt, daß Herr von Hindorf Zeuge davon gewesen war, als sie sie aufsagte.

Sein Lob tat ihr unaussprechlich wohl, und dennoch hatte sie das Bedürfnis, ihn nichts von ihrer Genugtuung merken zu lassen. Sie sagte, es sei am Ende kein Wunder, daß sie den Dialekt der Gegend beherrsche: sie wäre ja als Kind halb und halb mit der Dorfjugend aufgewachsen.

Herr von Hindorf kam dadurch auf die Baderwischer Leute zu sprechen; er kannte das Nachbardorf gut. Es fand sich, daß man unter den Dörflern viele gemeinsame Bekannte besaß.

Es war Anne Marie immer als selbstverständlich erschienen, wenn sie zu Hause war, ihre alten Freunde im Dorfe aufzusuchen. Sie hatte sich niemals eine Lebensaufgabe daraus gemacht; es war ihr mehr eine Unterhaltung gewesen. Ebenso wie sie im Pferdestall Bescheid wußte, kannte sie auch die Hütten der kleinen Leute; das gehörte eben zum Landleben; sie wußte es nicht anders.

Es war zum ersten Male in ihrem Leben, daß sie zu jemandem ihresgleichen ernsthaft über solche Fragen sprach. Horst pflegte die Dorfleute nur immer ins

Lächerliche zu ziehen. Frau von Nettelmüller verachtete sie als elendes Pack, und Frau Aurelie rümpfte erst recht die Nase über das Landvolk. Daß man mit Liebe von ihnen reden könne, ja, mit Achtung, war für Anne Marie etwas Neues. Inzwischen hatte Agathe sich erhoben und auch ihrem Bräutigam einen Wink gegeben, ihr zu folgen, so daß die beiden jetzt allein waren.

Ernst Hindorf kam dann auf irgendwelchen Umwegen des Gesprächs auch auf Beobachtungen zu sprechen, die er in anderen Ländern über das Landvolk gemacht hatte. Er sprach vom russischen Muschik, vom norwegischen Bauer, vom nordamerikanischen Farmer.

Anne Marie war sehr stolz darauf, daß er so zu ihr sprach, daß er sie so ernsthaft nahm. Was er sagte, war sicherlich sehr treffend, ja bedeutend; aber daß er es gerade ihr erzählte, ihr allein, nicht etwa zu der ganzen übrigen Gesellschaft sprach, erschien ihr viel wichtiger.

Sein Ton hatte so etwas Überzeugendes, Sicheres und Beruhigendes. Sie würde ihm die unwahrscheinlichsten Dinge geglaubt haben. Wie lauschte sie diesem sonoren, männlichen Organe mit tiefstem Entzücken! Es hatte etwas wie Orgelklang in der Kirche. Sie hütete sich, darauf zu erwidern. Reden war ja gar nicht nötig. Eine Unterhaltung im gewöhnlichen Sinne war das doch nicht, wenigstens für sie nicht. Etwas Symbolisches lag darin, das auf größere Dinge hinauswies. Mit geheimem Bangen sah sie den Zeiger drüben an der Pendule auf zehn Uhr rücken.

Und seine Augen! Es war ihr, als seien sie selbständige Wesen, als hätten sie ein Leben ganz für sich. Ihre Sprache wirkte noch ganz anders, bedeutungs-

voller, ergreifender auf sie als das, was sein Mund sagte. Es lag nichts eigentlich Beobachtendes in seinem Blick und doch etwas Verstehendes. Man hatte diesem Manne gegenüber das Gefühl, er sehe einen durch und durch. Und doch wieder war nichts in dem Blicke, wovor man sich hätte ängstigen müssen. Vorige Nacht, als Chineck sie so dreist angestarrt hatte, war ihr gewesen, als entkleide sie dieser Männerblick. Diesen Augen gegenüber fühlte man sich geborgen. Es lag ein so tiefes Mitgefühl, ein stilles, melancholisches Begreifen aller Dinge und aller Wünsche darin.

Wie konnte ein Mensch solche Macht ausüben, ein Mann noch dazu, ein wildfremder Mann! Sie hatte gelesen, daß es solche Mächte gebe, gefährlicher Natur, unheimliche Einflüsse, denen man machtlos hingegeben war. Aber das hier war nichts Schlechtes, nichts Widernatürliches; eher war es etwas Frommes, Geheiligtes. Wieder, wie schon manchmal in der Kirche von Baderwisch, wenn sie ihn in der Loge gegenüber wußte und das Gefühl seiner Nähe hatte, kam der Wunsch über sie, gut zu sein, weiter nichts: nur gut zu sein! — —

Die Pendule auf dem Kaminsims verkündete mit feinen, gedämpften Schlägen die zehnte Stunde. Frau von Mildenau erhob sich. Das war das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch.

Anne Marie hörte, wie Agathe ihr ins Ohr flüsterte: „Ich komme dann noch zu dir.“ Sie sah, wie dann die Braut herumging, wie alle ihr bedeutungsvoll die Hand gaben, wie die Frauen sie besonders zärtlich und lange umarmten. In Herrn von Mildenaus Augen blinkten Tränen, als er die Tochter, die sich vor ihm verneigte, aufs Haar küßte. Der Bräutigam stand

mit Armersündermiene daneben. Schließlich verließ Agathe, begleitet von ihrer Mutter, das Zimmer. Das alles sah Anne Marie, aber es war ihr, als geschehe es nur im Traume.

Die Gräfin-Mutter mit ihrer Tochter schickte sich ebenfalls an, sich zurückzuziehen. Anne Marie sagte ein flüchtiges „Gute Nacht!“ und eilte auf ihr Zimmer.

Sie entkleidete sich, machte ihr Haar — alles, wie sie es gewohnt war; aber das Gefühl des Traumhaften wich nicht von ihr.

Daß sie nicht schlafen würde, wußte sie im voraus. Auch in der vorigen Nacht war sie erst spät zur Ruhe gekommen. Die Aufregung des Balls hatte ihr wie ein Fieber im Blute gelegen. Sie war Chinecks gerötetes Faunengesicht mit den gierigen Augen nicht aus ihren Visionen losgeworden.

Aber heute stand es ganz anders um sie. Als sie jetzt im Bette lag, klopfte ihr Herz so gewaltig, daß es ihr war, als müsse man es hören durch die stille Nacht. Sie fühlte sich wie verzaubert. Ganz still lag sie, die Hände über der Decke gefaltet, starrte mit weit offenen Augen ins Dunkel. Aber es schien ihr, als sei um sie her Licht, hellstes Licht, und aus der Ferne hörte sie Töne. So etwa mußte das Meeresrauschen klingen, das sie in ihrem Leben niemals gehört hatte, so leidenschaftlich, gewaltig, ergreifend.

Sie lebte das ganze Gespräch, das sie eben mit Ernst von Hindorf gehabt hatte, noch einmal durch. Aber es ward alles in eine höhere, fast überirdische Sphäre gehoben in ihrer Erinnerung. Es waren seine Worte, seine Stimme, seine Züge, seine Augen, die sie sah und hörte, aber er wie sie waren verwandelt, be-

fanden sich irgendwo in einem Lande größerer Freiheit, reinerer Schönheit, wo jedes Wort, jeder Blick eine tiefere Bedeutung erhielt. Dort galten andere, freiere Gesetze als hier. Dort durfte sie ihm ungescheut in die Augen blicken, dort durfte sie dem tiefen Bedürfnisse der Seele folgen, seine Hände gegen ihr Herz drücken und sie küssen.

O, wenn Agathe doch nur nicht kommen wollte! Wenn sie doch nur hätte allein bleiben können! Allein mit ihren Gedanken!

Niemand sollte darum wissen, auch Agathe nicht, wie es um sie stand. Niemand konnte ja die Größe dessen begreifen, was sich in ihr vollzog. Mit gewöhnlichen Worten, wie sie die Menschen brauchten, um etwas zu erklären oder zu beschreiben, konnte man davon gar nicht sprechen. Selbst das Wort „Liebe" erschien ihr zu klein, zu matt für das, was sie empfand. Es war ein Gefühl von Vergehen wollen, von Hinsinken müssen, von willigem Sich beugen und inbrünstigem Niederknien vor dem Einzigen.

Aber Agathe kam dennoch. Leise tat sich die Tür auf, leise schloß sie sich wieder; unhörbar fast kam eine weiße Gestalt auf Anne Mariens Bett zu und ließ sich auf dem Stuhl neben ihr nieder.

„Ich konnte nicht eher kommen," flüsterte Agathe. „Verzeihe nur! Aber die Mutter wollte sich heute gar nicht von mir trennen. Sie war so gerührt, die gute Mutter, wie ich sie gar nicht kenne. Allerhand Ratschläge hat sie mir noch gegeben. Sie würde sehr böse sein, wenn sie wüßte, daß ich noch bei dir bin."

Anne Marie erwiderte nichts darauf.

„Wenn doch nur erst der morgige Tag überstanden wäre!" seufzte Agathe. „Egon geht es gerade so wie

mir. Er sagte vorhin: ‚Es ist gut, daß man nur einmal getraut wird im Leben.‘“

„Das will eine Braut sein!“ dachte Anna Marie bei sich.

„Was ist dir?“ fragte Agathe und suchte der Freundin Hand zu streicheln.

„Nichts! Ich glaube, ich bin müde,“ entgegnete Anne Marie.

„Laß mich ein wenig zu dir,“ sagte Agathe. „Es ist ja das letztemal. Morgen — — — ach, Anne Marie, ich freue mich nicht.“ Das Mädchen seufzte, die Freundin rückte zur Seite, so daß ein Platz frei wurde im Bett. Agathe legte sich neben sie und schlang den Arm um der Freundin Schultern. „Nur noch ein bißchen bleib wach,“ bat Agathe, „und höre mir zu. Ich kann nicht einschlafen. Es kommen einem so merkwürdige Gedanken. Ach, wäre es doch nur vorüber! Meine Mutter hat mir solch merkwürdige Dinge gesagt. Ich weiß nicht, ich fürchte mich fast.“

Die Braut verbarg ihr Gesicht an Anne Mariens Hals und zog das Tuch an sich. Es war, als suche sie Schutz vor irgendeinem Angriff.

Anne Marie konnte kein Mitgefühl empfinden. Agathe hatte es doch so gewollt; niemand hatte sie gezwungen. Was wollte sie denn nun? Jetzt den Mut sinken lassen, war Schwäche, deren sie sich an Agathens Stelle geschämt hätte.

Sie machte sich frei von dem Arme, der um ihre Schulter lag, und sagte: „Agathe, ich kann dir nicht helfen; laß uns schlafen.“

„Ja, du hast recht! Ich will auch gleich gehen. Aber eins sage mir doch noch, Anne Marie, in dieser Nacht . . .“ Sie zögerte.

„Was denn?“

„Ich meine, du könntest es mir doch sagen! Wozu sind wir Freundinnen? Wenn man das nicht einmal haben soll von der Freundschaft! Ich habe es dir doch auch sofort geschrieben, als Egon sich mir näherte. Alles habe ich dir immer gesagt und dich sogar um Rat gefragt, und du verschweigst mir deine Gedanken und Gefühle; das ist nicht nett von dir! Dabei sehe ich doch, was mit dir ist. Denke nur nicht, daß man das nicht sieht.“ Agathe sprach in weinerlichem Tone, dem man das Beleidigtsein deutlich anhörte.

„Wovon sprichst du eigentlich?“ rief Anne Marie barsch und setzte sich mit einem Male im Bette auf.

„Ach, du weißt es doch ganz gut,“ meinte Agathe kleinlaut. Anne Mariens schroffes Wesen machte sie ganz verlegen. „Wir kennen uns doch schon so lange, und ich weiß doch, wie du bist. Ich würde auch gewiß niemandem ein Wort davon sagen. Es ist ja kein Unrecht, einen Mann zu lieben. Ich habe es dir längst angemerkt, schon damals als du sagtest, er hätte so schöne Augen, schon da ahnte ich etwas. Denke nur nicht, daß ich mich wundere. Im Gegenteil. Ich kann dich so gut verstehen. Vorhin, als ich euch zusammensitzen sah, fand ich, daß ihr so gut zusammenpassen würdet. O, Anne Marie, gestehe es doch ruhig ein, daß du ihn liebst!“

Sie versuchte, die Freundin zu umarmen. Aber Anne Marie stieß sie heftig zurück. „Schweig!“ rief sie; „es ist nicht wahr.“

„O, wie du stolz bist, Anne Marie!“ seufzte Agathe.

* * *

Nachdem die Drosselbacher Hochzeit vorüber war, kam Oberst von Chineck noch häufiger nach Baderwisch geritten als früher. Jetzt, wo Pirschgang und Anstand vorüber waren, schien es ziemlich klar, daß sein Kommen nicht gut den Rehböcken gelte.

In anderen Jahren pflegte Herr von Chineck, wenn das Manöver vorüber war, auf Urlaub zu gehen. Er begab sich dann zu Freunden, die berühmte Fasanenreviere hatten, oder in die Hasengegenden zur Treibjagd. Die Husaren rechneten mit diesem Urlaub schon als mit einer feststehenden Einrichtung. Aber dies Jahr blieb der Kommandeur gegen alle Gewohnheit in Kranzfelde kleben.

Er erschien meist im zeitigen Nachmittag in Baderwisch, begleitet von seinem Burschen, und fragte an, ob er mit den Herrschaften ausreiten dürfe. Horst hatte immer irgendeinen Grund, um für sich und seine Frau abzulehnen; Anne Marie blieb dann allein übrig.

Es war ein langer, trockener Herbst. Hin und wieder kündeten Nachtfröste wohl das Nahen der kalten Jahreszeit an, aber die Tage waren sonnig und klar. Das beste Reitwetter.

Sie ritten meist querfeldein. Das Feld lag jetzt größtenteils schon als Sturzacker, und von den Wiesen war das Grummet eingebracht. Außerdem war Chineck auch nicht besonders ängstlich, was Klagen wegen Flurschäden anbetraf. Die Großgrundbesitzer waren seine guten Bekannten, und dem Bauer, wenn er sich beschwerte, warf man ein Zehnmarkstück hin; dann hielt er das Maul.

Die beiden streiften die ganze Gegend ab. Die Dörfer umkreisten sie in weitem Bogen. Es gab bald keinen Graben mehr, über den sie nicht gesprungen

wären, keinen Wasserlauf, den sie nicht durchritten hätten. Anne Marie hatte noch nie zuvor gefühlt, wie schön ihre Heimat sei. Diese weiten Flächen welligen Geländes, brauner Äcker, abwechselnd mit grünen Saatstücken. Dazwischen der blanke Spiegel eines Teiches, mit einem Schilfkranz darum. Hier und da eine sandige Feldkuppe, mit krüppeligen Kiefern bewachsen, düsterem Ginster und schlanken Birkenstämmen. An den Bachläufen hin alte Eichen, Eschen und Erlen. Die Stoppelfelder ganz eingesponnen von Altweibersommer. Über ihnen in unendlicher Höhe verspätete Kranichflüge im Dreieckzuge oder die Wildgans. In den feuchten Wiesen der melancholische Ruf des Regenpfeifers.

Man hätte sich keinen besseren Begleiter bei solchen Ritten wünschen können als Herrn von Chineck. Er hatte den Blick des Sportsmanns und Offiziers vereinigt. Nichts entging seinem Auge; an alles ritt er heran; nichts durfte ununtersucht bleiben. Anne Marie setzte ihren Ehrgeiz darein, niemals hinter ihm zurückzubleiben oder irgendein Hindernis zu umgehen.

Nichts hätte die gute Kameradschaft der beiden gestört, des grauhaarigen Husaren und des jungen Mädchens, wenn Chineck nicht manchmal, anstatt zu reiten, Unterhaltung hätte machen wollen. In Anne Mariens Augen eine höchst unnütze Unterbrechung. Ihr lag gar nichts daran, daß er ihr sein Herz ausschüttete über alle möglichen Dinge, ihr seine Ansichten auskramte über Politik und Gesellschaft, ja über Kunst und Wissenschaft — Sachen, die er wahrscheinlich tags zuvor in der Zeitung gelesen hatte. Wenigstens ertappte ihn Anne Marie einmal dabei, daß sie einen Artikel, den sie am Morgen in der „Kreuzzeitung“ gelesen, abends mit geringen Variationen von dem

Husarenkommandeur rekapituliert bekam. Wozu das? Wollte er ihr mit Wissen imponieren? Sie fand, daß ihm die Rolle des Schulmeisters sehr schlecht zu Gesicht stehe.

Noch schlimmer war es, wenn Herr von Chineck sentimental wurde. Denn auch das kam vor. So machte er einmal, als sie nach einem herrlichen Kanter über Äcker und Saaten gegen Abend nach Baderwisch zurückkehrten, seine Glossen über das Abendrot, indem er die starke Passion eines älteren Mannes damit verglich. Ein andermal begann er ganz unvermittelt davon zu erzählen, wie traurig es doch sei, wenn ein Herr eine Dame liebe und von ihr nicht verstanden werde. Anne Marie konnte sich nicht helfen, aber ihr Kavalier kam ihr in solchen Augenblicken geradezu fade vor. Warum mußte er so aus der Rolle fallen? Sie schlug dann meistens eine schnellere Gangart ein, gleichsam um weitere Deutlichkeiten zu coupieren. Obgleich Chineck ein vorzüglicher Reiter war, hatte er die Kunst doch noch nicht erfunden, im starken Galopp Süßholz zu raspeln.

Einmal ritten sie auch über Lamnitzer Flur. Auf einem Feldstück dicht am Waldrande pflügten vier Knechte mit Ochsen. Ein Mann stand dabei mit hohen Stiefeln, mit Jägerhut und Lodenjoppe angetan. Es war der Lamnitzer Hindorf.

Anne Marie, die ihn noch vor Chineck erkannt hatte, wollte vorbeireiten, möglichst unbemerkt. Der Gedanke war ihr auf einmal peinlich, bei Abenddämmerung allein mit Herrn von Chineck von Ernst Hindorf gesehen zu werden. Aber der Husar sprengte, sowie er den Gutsherrn erblickt hatte, über den Acker weg auf ihn zu. Es blieb Anne Marie nichts anderes übrig, als zu folgen.

Man schüttelte sich mit Herrn von Hindorf die Hand. Chineck bat pro forma um Erlaubnis, über seine Felder zu reiten. Dann besprachen die Herren in aller Eile ein Aufsehen erregendes Tagesereignis, das die Gemüter gerade bewegte; Anne Marie hielt neben ihnen und sagte nichts.

Endlich erinnerte sich Herr von Chineck seiner Kavalierspflichten. Er bat seine Dame um Entschuldigung und empfahl sich dem Lamnitzer. Dann setzte man den Ritt fort.

„Dieser Hindorf ist doch ein großer Sonderling," sagte Chineck, sobald sie außer Hörweite waren. „Haben Sie gesehen, gnädiges Fräulein, in welchem Aufzuge er dastand? Wie ein Bauer! Ich würde den Teufel tun, wenn ich Lamnitz besäße, und mich zu den Ochsenknechten auf den Acker stellen. Es gibt merkwürdige Geschmäcker."

Anne Marie dachte darüber nach, warum alle Männer es für nötig zu finden schienen, auf den Lamnitzer Hindorf zu schmähen. Was er tat oder sagte, wurde bekrittelt; sie wußte auch nicht *einen*, der anerkennend von ihm gesprochen hätte. Und dabei wußte sie doch, daß kein anderer Mann weit und breit ihm das Wasser reichen durfte.

Sie fand seinen Aufzug, über den sich der patente Husarenkommandeur aufgehalten hatte, so natürlich. Der alte, verregnete Hut, die Joppe von grobem Stoff, die Wasserstiefeln konnten ihr keinen Augenblick den Edelmann verbergen, der in dieser rauhen Hülle steckte. Ja, er war ihr jünger und stattlicher vorgekommen, wie er breitspurig dort auf seinem Acker gestanden hatte, ein wettergebräunter Landwirt.

Anne Marie war nachdenklich geworden. Sie

achtete kaum noch auf das Gerede ihres Begleiters. Chineck hatte wieder einmal eine seiner sentimentalen Anwandlungen. Er sprach von den langen Winterabenden, die nun kämen, und wie einsam es da oft für ihn sei. Jeden Abend könne man doch auch nicht gut zu der Witwe Nettelmüller gehen, schon der Leute wegen nicht, die allerhand falsche Vermutungen daran knüpften. Und mit den Leutnants lange bei Tisch zu sitzen im Kasino sei auch nicht das Richtige. Man störe die jungen Kerle in ihren Vergnügungen, und anderseits könnte ihre Unterhaltung einem nichts sein. Das Los des unverheirateten Kommandeurs sei ein tieftragisches, das war Chinecks Schlußbehauptung; ein Seufzer und ein heißer Blick auf seine Dame sagten das übrige.

Anne Marie setzte ihr Pferd in raschere Gangart. Es war inzwischen ziemlich dunkel geworden. Herr von Chineck hielt sich dicht neben ihr. So ritten sie eine Weile in starkem Trabe. Anne Marie wußte, daß er ihr etwas sagen wollte, etwas Wichtiges; er atmete schwerer, schien nach Worten zu suchen. Die Pferde griffen stärker aus. Ihr Reiten glich fast einem Wettrennen.

Er sollte nicht sprechen — sie wollte es nicht. Es würde nur die gute Kameradschaft verderben, die sie bis dahin gehalten hatten.

Schon tauchten in der Entfernung die erleuchteten Fenster des Baderwischer Herrenhauses vor ihnen auf. Anne Marie atmete auf, sie wurde ruhiger und fand ihre Situation lächerlich; sah es nicht so aus, als fliehe sie vor ihrem Herrn?

Sie zügelte ihr Pferd, bis es schließlich im Schritt ging. Der Oberst tat ein gleiches. Da, als sie in

den Park von Baderwisch einbogen, tat er die entscheidende Frage.

Anne Marie erwiderte ihm, es solle niemand auf der Welt erfahren, was er eben zu ihr gesagt habe, aber es sei unmöglich, daß sie seine Frau werde.

Dann sei er der unglücklichste Mensch, und sein Leben habe keinen Wert mehr für ihn, rief Herr von Chineck aus.

Das Wort würde vielleicht tieferen Eindruck auf Anne Marie gemacht haben, wenn sie sich nicht entsonnen hätte, daß Eberhard Hindorf, als sie seinen Antrag abwies, sich fast genau derselben Wendung bedient hatte.

* * *

Anne Marie hatte ihr Versprechen gehalten; sie schwieg über Herrn von Chinecks Antrag. Aber dennoch war davon etwas bekannt geworden. Chineck selbst verriet durch sein Benehmen, was ihm widerfahren sei. Er kam nicht mehr nach Baderwisch, wo er bis dahin ein fast täglicher Gast gewesen. Und als Horst Plessow sich nach dem Grund dieser auffälligen Vernachlässigung bei ihm erkundigte, sagte er offen heraus, was sich zwischen ihm und Anne Marie abgespielt habe.

Horst Plessow war wütend. Er nahm sich seine Schwester vor. Was dachte sich eigentlich das Mädel? Einen Mann wie Oberst von Chineck ausschlagen! Wollte sie vielleicht warten, daß ein Prinz komme und sie erlöse?

Auch zu Frau von Nettelmüller, die wieder in Kranzfelde residierte, war das Gerücht von dem Korb gedrungen, den Chineck sich bei ihrer Nichte geholt. Sie war womöglich noch entrüsteter als Horst. Aber ihr

Zorn richtete sich vor allem gegen Chineck. War der Mensch denn von allen guten Geistern verlassen gewesen, die Sache so dumm anzufangen! An und für sich hätte sie gar nichts gegen die Partie einzuwenden gehabt; im Gegenteil, in ihre Pläne würde es ganz gut gepaßt haben, wenn ihr alter Courmacher endlich beweibt gewesen und gleichzeitig Anne Marie Plessow ihre Versorgung gefunden hätte. Aber natürlich mußte ein solches Projekt von langer Hand vorbereitet und mit Geschick durchgeführt werden. Das wäre so gerade etwas für sie gewesen. Und nun ging dieser Chineck hin und machte einen solchen Streich wie der erste beste verliebte Junge. Und das Tollste war, daß er sich die Sache jetzt auch noch anmerken ließ, statt den Mund zu halten, zu tun, als sei nichts passiert, und zu warten, ob sich nicht doch noch eine Chance für ihn bieten möchte. Anstatt dessen nahm er die Sache tragisch, sprach von Abschiednehmen und ließ so alle Welt merken, was ihm widerfahren war.

Am unangenehmsten war die Angelegenheit für Anne Mariens Brüder Job und Henning. Ihr Halt bei den Husaren bestand in dem Kommandeur. Nun war Chineck zwar Gentleman genug, um die beiden Leutnants nicht entgelten zu lassen, daß ihre Schwester ihn abgewiesen hatte. Im Gegenteil, seine Fürsorge für sie vermehrte sich nur; aber für die beiden jungen Offiziere war es schwer gemacht, seine Unterstützung anzunehmen.

Nun kam auch noch gerade in dieser Zeit eine Schuldenaffäre hinzu, die für Job, den älteren von den beiden, verhängnisvoll werden mußte. Die Sache war schon einige Jahre alt. Job Plessow hatte auf der Kriegsschule für einen Kameraden gutgesagt, der bald

darauf um die Ecke gegangen war. Der Gläubiger hatte sich damals mit Rückzahlung geduldet. Der Leutnant konnte hoffen, daß er aus seiner Bürgschaft nicht weiter behelligt werden würde. Da starb der betreffende Gläubiger, und die Erben machten den Anspruch auf Begleichung des Schuldscheins rücksichtslos geltend.

Das kleine Kapital, das Job Plessow von der väterlichen Erbschaft her besaß, ging zunächst darauf. Aber es blieb darüber hinaus noch ein ungedeckter Posten, für den der Leutnant nach wie vor haftbar war. Erfolgte keine Deckung, so bedeutete dies für ihn den Abschied.

Man nahm allgemein an, daß Horst Plessow für seinen Bruder einspringen werde. Aber der verschanzte sich dahinter, daß er selbst kein Barvermögen besitze und daß man seiner Frau nicht zumuten könne, für ihren Schwager Opfer zu bringen. Außerdem, so erklärte Horst, habe er kein Recht, seine etwaigen Kinder in ihrem Vermögen zu verkürzen. Es war nämlich neuerdings begründete Hoffnung auf Nachwuchs im Hause Baderwisch vorhanden.

Allgemein war das Bedauern für Job Plessow, beim Regiment wie in der ganzen Gegend. Man fand, daß er nahezu schuldlos sei an dem Unglück, das ihn getroffen hatte. Aber die Sympathien der Menschen halfen dem armen Kerl nichts: er mußte den Abschied nehmen.

Am tiefsten von allen empfand Anne Marie das Mißgeschick des Bruders. Sie fühlte sich tief gekränkt in ihrem Familienstolz. Das war nun schon der zweite Plessow, der, wie der unfreundliche Ausdruck lautete, „um die Ecke" ging. Ihren australischen Bruder hatte

sie, da er bedeutend älter war als sie, kaum gekannt, während ihr Job besonders nahe stand. Sie wußte, was für ein offenherziger, argloser, uranständiger Junge er war. In diese unselige Affäre war er doch nur durch seine Gutmütigkeit und seine kameradschaftliche Gesinnung verwickelt worden. Und nun ließ ihn alle Welt so schmählich im Stich.

Es ging sehr schnell mit Jobs Abschied von der Truppe. Eben noch im bunten Rock, einer der anerkannt besten Offiziere des Regiments, mit begründeten Aussichten auf den Adjutantenposten, saß er wenige Wochen darauf, mit einer ruinierten Karriere, ohne Beruf und Ziel, im Hause seines Bruders in Baderwisch.

Anne Marie weinte manche heimliche Träne über Jobs Schicksal, das ihr vielleicht näher ging als dem Jungen selbst. Aber stärker noch war ihr Zorn über Horsts Verhalten. Alles wollte sie verzeihen, nur nicht Filzigkeit.

Horst, der keinen Finger für den Bruder gerührt hatte, ließ es nun, nachdem das Unglück geschehen war, nicht an guter Lehre und an weisem Rat fehlen. Es wurde viel hin und her gesprochen über den Lebenserwerb, den Job nunmehr ergreifen solle. Er besaß Kadettenhausbildung, und die Möglichkeit, daß er etwa noch hätte studieren können, verbot sich von selbst. Es blieb für ihn kaum eine andere Wahl, als einen untergeordneten Beruf zu ergreifen. Horst führte ihm eine Menge Beispiele an, wo Leute aus guter Familie sich als Agenten, Kommissionäre oder im Post- und Eisenbahndienst, ja als Bereiter oder Zahlkellner ihr Brot verdienten.

Davon wollte Job nichts wissen. Er hatte einen

anderen Plan, und Anne Marie war dabei seine Vertraute. Sein Ziel war Amerika. Auf keinen Fall sollten seine Familie und seine Freunde es erleben, daß er hier eine seinem Namen unwürdige Beschäftigung ergreife. Was jenseits des großen Wassers geschah, sah niemand.

Bruder und Schwester berieten über das Ziel der Reise. Job hatte am meisten Lust, nach den Prärien von Nordamerika auszuwandern; er hatte eine unklare Vorstellung davon, daß er dort mit seinen Reitkünsten und seinem Pferdeverständnis noch am ersten etwas erreichen würde. Schnell waren einige Bücher angeschafft, Reisebeschreibungen, Schilderungen des amerikanischen Farmlebens, die den Eifer der beiden für diese Idee durch ihre Schönfärberei nur bestärkten. Aber eines wurde ihnen allmählich doch klar: daß auch drüben nur der Aussicht habe, etwas zu erreichen, der nicht mit völlig leeren Händen kam.

Anne Marie bedachte sich keinen Augenblick, dem Bruder die zehntausend Mark anzubieten, die ihr Erbteil waren. Noch konnte sie, wie sie wohl wußte, nicht frei darüber verfügen, und Horst, der ihr Vormund war, würde eine Auszahlung an Job niemals zulassen; aber anderthalb Jahre noch und sie war mündig und konnte mit ihrem Gelde dann anfangen, was ihr beliebte. Inzwischen aber konnte Job immer hinüberfahren und die Verhältnisse des Landes erkunden. Sobald er das Geld der Schwester haben würde, konnte er sich dann eine „Ranch" ankaufen und Pferde züchten. Vielleicht, wenn es ihr weiter so schlecht gefiel wie augenblicklich, kam Anne Marie dann zu ihm hinüber, um ihm die Wirtschaft zu führen.

Dieser Plan wurde ganz ernsthaft von den beiden

erwogen; sie hielten ihn für durchaus ausführbar. Und je mehr sie Horst verlachte wegen ihrer abenteuerlichen Hirngespinste, desto fester versteiften sie sich auf ihre Idee.

Eines Abends kam Job aus Kranzfelde zurück und rief Anne Marie beiseite, er habe ihr Wichtiges mitzuteilen. Der Lamnitzer Hindorf, der zum Kreistag in der Stadt gewesen, hätte ihn angeredet auf seine Zukunft hin. Er habe Herrn von Hindorf gesagt, was er vorhabe. Da hätte ihm der Lamnitzer ganz aus freien Stücken angeboten, ihm Empfehlungen mitzugeben an Bekannte in Amerika; noch mehr: er habe versprochen, ihm mit Rat und Tat beizustehen, wo möglich ihm eine Stellung drüben zu sichern. Morgen solle er nach Lamnitz kommen, da wolle Hindorf alles genauer mit ihm durchsprechen.

Der junge Mensch war ganz aufgeregt und pries den Lamnitzer, den er den „großartigsten Menschen" nannte, der ihm bisher vorgekommen sei.

Anne Marie sagte nicht viel dazu, so daß sich Job schließlich über ihre Schweigsamkeit wunderte. Freute sie sich denn gar nicht mit ihm über seine Aussichten? Oder traute sie vielleicht dem Lamnitzer auch nicht, wie Horst, der immer auf ihn räsonierte? Die Schwester versicherte schließlich, daß sie sich freue; diese Wendung sei ihr nur etwas überraschend gekommen.

Von da ab ging Job Plessow häufig nach Lamnitz. Horst sah mit süßsaurer Miene zu; er ärgerte sich über das, was er eine „taktlose Einmischung" in ihre Familienangelegenheiten nannte. Aber er konnte nicht gut etwas dagegen tun, daß sich ein Fremder der Aufgabe unterfing, die ihm als Familienältestem näher gelegen hätte.

Ernst Hindorf hatte sich auf seiner Weltreise mit einem Deutsch-Amerikaner angefreundet, der in Texas eingezäuntes Land von der Größe eines deutschen Fürstentums besaß. An diesen Mann schrieb er mit der Bitte, sich seines jungen Freundes anzunehmen, wo möglich ihn auf seiner Farm anstellen zu wollen. Über Erwarten schnell kam die Antwort zurück, Herr von Plessow möge kommen: wenn er Arbeit nicht scheue, werde sich Beschäftigung genug für ihn finden.

Job war überglücklich. Durch die Gespräche mit Herrn von Hindorf wurde ihm klar, daß sein ursprünglicher Plan eines Farmkaufes Torheit gewesen wäre. Das Anerbieten der Schwester, ihm ihr Kapital zu geben, war durch diese neueste Wendung der Dinge erledigt.

Anne Marie sah mit Staunen, welche Änderung mit dem Bruder vor sich gegangen war von dem Augenblick ab, wo er festes Land vor sich sah. Es kam ihm vor, als sei Job um Jahre gereift, so viel selbstbewußter und männlicher war er geworden. Er wußte, daß seine Zukunft jetzt in seine Fäuste gelegt sei; drüben konnte ihm sein Name, alles, was ihm hier Stellung gegeben hatte, nichts helfen. Das ließ er alles mit der Husarenattila, die er abgelegt hatte, hier zurück. Dieses Bewußtsein, ganz auf sich selbst gestellt zu sein, noch einmal von vorn anfangen zu müssen, in einer Welt, die er nicht kannte, drückte den jungen Menschen nicht nieder, sondern hob ihn, steigerte ihn über sich selbst hinaus. Anne Marie, die eben noch über das Mißgeschick des Bruders Tränen vergossen hatte, fing an zu ahnen, daß diese Wendung vielleicht für ihn zum Guten ausschlagen werde.

Der Lamnitzer Hindorf ließ sich nicht in Bader-

wisch blicken. Anne Marie hatte im stillen gehofft, er werde, als Job schließlich seine Reise antrat, herüberkommen; denn sie fühlte die Pflicht, ihm zu danken. Er sollte nicht denken, daß die Plessows eine undankbare Rasse seien. Einen Augenblick dachte sie daran, ihm zu schreiben. Aber als sie die Feder in die Hand nahm, fühlte sie sofort die Unmöglichkeit. Wie ihn anreden? „Sehr geehrter Herr von Hindorf." Wie steif, matt und unwahr klang das, einem Menschen gegenüber, den sie in ihren geheimsten Stunden mit ganz anderen Namen rief!

Horst Plessow hoffte, im zeitigen Frühjahr Vater zu werden. Er hielt es daher „aus Gründen des Anstandes" für richtiger, daß die Schwester den Winter nicht in seinem Hause zubringe. Anne Marie wurde bedeutet, daß sie zu Tante Nettelmüller nach Kranzfelde gehen sollte. Man brauche ihr Zimmer notwendig, wurde ihr als Grund für ihren Luftwechsel angegeben. Warum sprach man nicht offen mit ihr? Sie war doch kein Kind!

Die Aussicht, einen zweiten Winter in Kranzfelde zu verbringen, war ihr furchtbar. Die Versicherung von Tante Nettelmüller, nach Neujahr tanzen lassen zu wollen, konnte daran nichts ändern. Tanzen, das hieß: Husaren. Und die waren ihr seit Jobs Weggang gründlich verleidet.

Sie schrieb an Agathe, die nach beendeter Hochzeitsreise nunmehr mit ihrem Gatten in Berlin lebte. Agathe hatte sie ja mündlich und brieflich wiederholt aufgefordert, zu ihr zu kommen, sie hätten ein Zimmer, das jederzeit für sie freistünde. Der Gedanke, ein paar Wochen, vielleicht auch Monate bei Agathe in Berlin zu leben, erschien verlockend und bedeutete vor allem

eine Rettung vor Kranzfelde und allem, was ihrer dort wartete.

Agathe beantwortete den Brief nicht so schnell, wie es sonst ihre Gewohnheit gewesen. Und als der Brief schließlich eintraf, war er deprimierend für Anne Marie. Die Freundin schrieb, die Idee, so schön sie sei, wäre nicht ausführbar. Es folgten nun eine Anzahl Gründe, die in der Breite, mit der Agathe sie vorbrachte, Anne Marie nur bewiesen, daß Rängerns sie nicht haben wollten. Agathe behauptete, untröstlich zu sein.

Für Anne Marie war es klar, daß Herr von Rängern ein Veto eingelegt hatte gegen ihren Besuch. Auch aus anderen Anzeichen hatte sie es schon zu merken geglaubt, daß er den Ton angebe in der jungen Ehe. Als Anne Marie in dem Briefe der Freundin auf die Wendung stieß: „Egon tut es so leid; er spricht oft von Dir, immer mit größter Bewunderung,“ mußte sie auflachen. Arme Agathe! Hatte der Gatte sie schon so gut gedrillt, daß sie ohne Bedenken die beste Freundin belog?

Die Erfahrung war bitter. Wem sollte man trauen in der Welt, wenn ein Vierteljahr genügte, einen Menschen wie Agathe untreu zu machen?

Anne Marie zog also wieder in die Villa der Tante vor den Toren der Kreisstadt ein. Sie fand das Nest womöglich noch kleiner als im vorigen Jahre; die braven Ackerbürger verschlafen wie Maulwürfe, ihre Frauen klatschsüchtig wie Elstern. Als sie das erstemal wieder zu Babette Finsterly ging, über die schiefen und abgetretenen Platten des Bürgersteiges, mit seinen offenen Rinnsteinen, unterwegs in den Auslagen noch all die vorjährigen Ladenhüter wiedererkannte, auf dem Marktplatz vor dem „Löwen“ die

Wagen der Landbewohner aufgefahren und die neugierigen Blicke von alt und jung auf sich gerichtet sah, wußte Anne Marie, daß sie wieder in Kranzfelde sei.

Sie fand es schwieriger als sonst, sich mit ihrer Tante einzuleben. Die Witwe schien Enttäuschungen erlebt zu haben. War ihr die Entfettungskur, die sie im Sommer angewendet hatte, schlecht bekommen? Sie hatte jetzt nicht selten Anwandlungen von Hypochondrie. Sie sah viel weniger Gäste in ihrem Hause als früher. Anne Marie war oft tagelang ihr einziger Umgang. Das war nicht leicht. Über die meisten Dinge waren Nichte und Tante verschiedener Ansicht. Die Art und Weise dieser Frau, die doch eigentlich wie eine Pflegemutter für sie war, reizte Anne Marie beständig zur Opposition. Das Mädchen wußte, daß es weder klug noch vornehm gehandelt sei, aber sie ärgerte die Tante oft absichtlich durch Äußerungen und Handlungen, die jene mißbilligte. Dann kam es zu Wortgefechten, in denen Anne Marie, als die Schlagfertigere, regelmäßig Siegerin blieb.

Solche Zwistigkeiten hinterließen keine angenehmen Gefühle, trotz des momentanen Triumphes, den sie feierte. Wenn sie abends mit wachen Augen im Bett lag und überdachte, wie leer dieser Tag und bar alles Interessanten und Wichtigen wieder gewesen sei, wie lächerlich und läppisch im Grunde ihr Verhältnis zu der Tante, dieses stundenlange Breittreten und Hin- und Herzerren von Nichtigkeiten, dann legte sie sich wohl die Frage vor: „Bist du auf dem Wege, eine alte Jungfer zu werden? Bist du es wohl gar schon?“ ... „Wenn nur irgend etwas passierte! Etwas Aufregendes, meinetwegen ein Unglück!“ dachte sie manchmal bei sich, wenn sie am Fenster stand, im Salon

der Witwe, und auf die Chaussee hinausstarrte, die in schnurgerader Linie von Kransfelde hinausführte, hinaus ins Land.

Aber es passierte nichts. Die Husaren arrangierten in diesem Winter keine Quadrille, keine Schlittenpartie. Das lag mit daran, daß ihr Kommandeur neuerdings ganz zurückgezogen lebte. Zu Fräulein von Plessow sprach man nicht über dieses Thema; aber es war ein offenes Geheimnis, daß Chineck menschenscheu geworden war. Er mied den Salon der Witwe Nettelmüller, er mied aber auch den Biertisch im Ratskeller, wo er früher der beliebteste Kompagnon der Kranzfelder Honoratioren gewesen war; er hatte seine Partie L'hombre aufgegeben. Er fuhr nicht mehr zur Jagd auf die Güter der Nachbarschaft. Nicht einmal seine Pferde schienen ihn zu interessieren. Im Dienst war er schlecht gelaunt und schwieriger als sonst. Der Mann schien wie ausgewechselt.

Anne Marie war dem Kommandeur einige Male begegnet, was bei der Kleinheit von Kranzfelde nicht zu vermeiden war. Chineck grüßte sie bei solchen Gelegenheiten mit ausgesuchter Höflichkeit, redete sie aber nicht an. So war es ihr auch am liebsten.

Im Anfang hatte Anne Marie wenigstens noch Unterhaltung gehabt durch ihren Bruder Henning. Als aber der Junge nach Berlin zur Turnschule kommandiert wurde, war das auch zu Ende.

Die einzig erfreuliche Unterbrechung waren die Briefe, die sie von Job aus Amerika bekam. Der Bruder schickte gute Nachrichten. Er fühlte sich wohl in der Neuen Welt und dem neuen Beruf, war voll Hoffnungen für die Zukunft und teilte allerhand interessante Beobachtungen über seine Umgebung mit. Anne

Marie war das einzige Mitglied der Familie, an das er schrieb, an sie aber auch regelmäßig. In keinem seiner Briefe versäumte er, sich Herrn von Hindorf empfehlen zu lassen; meist fügte er auch die Bitte hinzu, diesem Herrn zu versichern, wie er ihm fürs Leben dankbar sei, daß er ihm den Platz verschafft habe; ohne seine Empfehlung wäre er wahrscheinlich in das größte Elend geraten.

Anne Marie überlegte hin und her, wie sie dem Lamnitzer Hindorf Jobs Dank übermitteln solle. Es wäre so einfach gewesen, einige von den Briefen in ein Kuvert zu stecken und an ihn zu schicken. Aber sie konnte sich dazu nicht entschließen. Persönlich mußte sie ihm das ausrichten; denn was viel wichtiger war als die Bestellungen von Job, war ihr das Bedürfnis, Herrn von Hindorf ihren Dank auszudrücken. Sie wartete vergeblich auf die Gelegenheit dazu. Wohl fuhr der Lamnitzer hin und wieder an der Villa vorbei, aber er kam nicht herein. Einige Male, wenn sie wußte, er sei in der Stadt, ging Anne Marie zu Babette Finsterly. Vielleicht, so dachte sie, würde er, wie im vorigen Jahre, die alte Erzieherin wieder aufsuchen. Aber als sie dort bei solcher Gelegenheit Helene Kracht traf, war ihr der bloße Verdacht so unangenehm, daß sie hier beide vielleicht zu demselben Zwecke sich aufhielten, daß sie schnell wieder wegging und das Bäbchen fortan nur noch aufsuchte, wenn sie sie ganz sicher allein wußte.

Der Tanzerei, die ihre Tante geben wollte, hatte Anne Marie mit geringer Spannung, ja mit Unlust entgegengesehen. Das wurde mit einem Schlage anders, als ihr eines Morgens Frau von Nettelmüller, nachdem sie so und so viel Briefe mit Zusagen und Ab-

sagen zu dem Fest verlesen hatte, auch die Antwort von Ernst Hindorf mitteilte, der zu kommen versprach. Sie half der Tante eifrig bei ihren Vorbereitungen für das Fest, das keinen kleinen Umsturz in der Hausordnung hervorrief.

Es war nicht das erstemal, daß die Witwe Nettelmüller tanzen ließ. Die Villa war darauf eingerichtet. Eine bewegliche Wand, die für gewöhnlich zwei Räume trennte, wurde entfernt, und dadurch war ein leidlich großer Saal hergestellt. Alles, was sonst zu einem solchen Feste gehörte, ließ Frau von Nettelmüller aus Berlin kommen. Die Witwe ächzte und stöhnte zwar unter der Unruhe dieser Vorbereitungen und schwor, es solle ganz gewiß das letztemal sein, daß sie tanzen lasse; aber im Grunde fühlte sie sich doch ganz in ihrem Element.

Der Kommandeur der Husaren war einer der wenigen, die abgesagt hatten. Sonst wurde alles, was gesellschaftsfähig in der Gegend war, erwartet.

Anne Marie stand neben der Wirtin im Empfangszimmer und wartete auf die Gäste. Sie hatte das angenehme Gefühl, gut angezogen zu sein. Die Berliner Schneiderin der Tante hatte auch für sie eine Ballrobe gemacht. Alle Räume waren hell erleuchtet. Unten fuhren die Wagen vor. Es war ein immerwährendes Schlagen von Türen, Kommen von Menschen, Rufen, Beantworten von Fragen, Begrüßen und Verneigen. Anne Marie wußte, daß es unhöflich gewesen wäre, zerstreut zu sein. Sie nahm sich aufs äußerste zusammen. Bald mußte sie eine Frage beantworten, bald einem Herrn einen Tanz zusagen oder abschlagen. Dann wieder hieß es, eine der älteren Damen mit besonderer Aufmerksamkeit begrüßen. Sie erfüllte ihre

Aufgabe nicht schlecht, aber sie hatte wieder einmal das Gefühl, als seien in ihr zwei Menschen, die ganz verschiedene, einander widersprechende Rollen spielten. In Wahrheit war ihr das, was sie hier mit solchem Eifer betrieb, das Empfangen der Gäste, die Unterhaltung, das Repräsentieren, völlig gleichgültig. Ganz etwas anderes schien ihr das allein Wichtige: würde sie mit Ernst Hindorf sprechen können, so wie sie sich seit langem vorgenommen hatte, mit ihm zu sprechen? Würde sie schließlich, wenn sie ihm gegenüberstand, die richtigen Worte finden?

Von der Stelle aus, wo sie stand, übersah man das Vestibül und einen Teil der Treppe. Niemand konnte ihr entgehen, sie mußten alle diesen Weg kommen. Schon war der größere Teil der Gäste da, nur noch einzelne Nachzügler erschienen; der Lamnitzer Hindorf hatte sich noch nicht blicken lassen.

Die Musik setzte zur Eröffnungspolonäse ein. Anne Marie schritt am Arme eines Husarenrittmeisters und überlegte, während ihr Begleiter sie höflichst unterhielt, ob das Fest überhaupt irgend welchen Sinn für sie habe, wenn Ernst Hindorf etwa nicht käme.

Die Polonäse ging sofort in den ersten Walzer über. Auf einmal war sie mitten drin im Wirbel von Extratouren, zu denen sie unausgesetzt geholt wurde. Ihre Karte war schon ganz voll. Und den einzigen Kontertanz, den sie sich aufgespart hatte, in der vagen Hoffnung, daß er vielleicht sie darum bitten würde, gab sie nun auch weg, an den ersten Besten, der ihn haben wollte.

Während der Pausen sollte die Jugend im Vestibül sich aufhalten, das dazu geheizt und eingerichtet war. Anne Marie saß dort in einem Halbkreise von Mädchen

vor denen ein ebensolcher Halbkreis von Tänzern stand, als sie plötzlich den Lamnitzer Hindorf auf sich zukommen sah. Er begrüßte die übrigen Damen nur ganz im allgemeinen; ihr reichte er die Hand und begann sofort das Gespräch über ihren Bruder Job.

Sie hatte gedacht, sie würde unter vier Augen mit ihm sprechen können, nicht vor so vielen Zuhörern. Es war gar kein Gedanke daran, hier in anderer als der oberflächlichsten Weise sich zu unterhalten. Ganz zerstreut hörte sie kaum auf das, was er sagte; hingegen war ihr der Sitz seiner Krawatte interessant, und sie wunderte sich, daß er nur den Stern vom Johanniterorden angelegt hatte, während die anderen Ritter auch das Kreuz um den Hals zur Schau trugen.

Das Zusammentreffen mit ihm, das so ganz anders abgelaufen war, als sie sich vorgestellt, ließ ein Gefühl großer Enttäuschung in ihr zurück. Auch diese Gelegenheit wieder versäumt! Sie biß die Zähne aufeinander und lachte. Ihre Tänzer wunderten sich, mit welchem Elan Fräulein von Plessow heute dahinwirbelte.

Ernst Hindorf beteiligte sich nicht an den Rundtänzen. Es entging Anne Marie jedoch nicht, daß er die Française mit der Dame des Hauses tanzte, während er zur Quadrille seine Schwester, Frau von Mildenau, engagiert hatte. Im übrigen sah man ihn nicht im Tanzsaal.

Nach dem Souperwalzer war eine Polka mit Damenwahl reserviert. Anne Marie war entschlossen, ihn zu holen.

Sie mußte mehrere Zimmer durchschreiten, in denen die nicht am Tanz Beteiligten saßen. Im hintersten Raume fand sie ihn im Gespräch mit einigen älteren

Herren. Anne Marie verneigte sich vor ihm. Hindorf sprang von seinem Platze auf, aber an seinem erstaunten Gesicht erkannte sie, daß er nicht verstehe, was sie von ihm wolle. Sie errötete und forderte ihn zum Tanzen auf. Irgend jemand von den Herren machte eine boshafte Bemerkung über das unerwartete Glück des Lamnitzers. Während sie durch die Zimmerflucht nach dem Saale schritten, fühlte Anne Marie vieler Blicke auf sich gerichtet; sie wußte, daß das, was sie tat, die Kritik herausfordere, und daß es an Kommentaren dazu nicht fehlen werde. Sie nahm gleichsam als Antwort darauf den Kopf noch etwas höher, als sie ihn so schon zu tragen pflegte.

Dabei fühlte sie eine tiefe Unruhe sich ihrer bemächtigen. Was war denn mit ihr? Wie ein Fieber kam es über sie. Ihr Arm zitterte in dem seinen; sicherlich, er mußte es merken. Und schon nach zweimaligem Durchmessen des Saales mußte sie ihn bitten, aufzuhören. Sie fühlte sich schwankend, und es war ihr, als drehe sich alles um sie im Kreise und die Wände wichen weit von ihr weg.

„Sind Sie nicht wohl, gnädiges Fräulein?" hörte sie Hindorfs Stimme neben sich.

Sie hatte in diesem Augenblick nur den einen Gedanken, ihm ihre Schwäche nicht zu zeigen. „Führen Sie mich hinaus!" sagte sie mit leidlich fester Stimme und nahm seinen Arm aufs neue.

Im Vestibül, dicht neben dem Treppenaufgang, war eine Nische; dort ließ sie sich nieder. Hindorf setzte sich neben sie. Sie bemerkte, daß er sie fragend, ja fast etwas befremdet ansah, als suche er die Erklärung ihres ungewöhnlichen Benehmens in ihren Zügen. Vom Saale her hörte man verlorene Klänge

der Tanzmusik. Es war das erstemal, daß sie ihm Auge in Auge gegenübersaß, ohne irgendeinen Zeugen.

In diesem Augenblicke gelang es ihr, mit warmen, schlichten Worten ihm zu sagen, was zu sagen sie sich vorgenommen hatte. Sie dankte ihm für das, was er an ihrem Bruder Job getan hatte; nie würde sie ihm seine Güte gegen den Jungen vergessen, dem niemand die rettende Hand geboten habe außer ihm.

Ernst Hindorf sagte, es sei ihm eine aufrichtige Freude gewesen, etwas für den jungen Menschen tun zu können. „Wir sind doch schließlich Nachbarskinder," sagte er, „und in jetziger Zeit müssen sich die guten Familien gegenseitig helfen, meine ich."

Anne Marie senkte die Augen. Es fuhr ihr Verschiedenes durch den Sinn: ihres Vaters Gegnerschaft zu den Hindorfs und Horsts häßliche Aussprüche über den Lamnitzer.

„Und dann wissen Sie, Fräulein von Plessow," fuhr Ernst Hindorf fort und lächelte, „ein Mann in meinem Alter weiß zu genau, wie leicht ein junger Mensch ins Unglück gerät. Was schützte uns denn in den Jahren, als wir noch kein Lehrgeld gezahlt hatten, vor Ähnlichem? Doch nur der Zufall. Es ist ein unverdientes Glück, ich sage es ganz offen, daß ich auf dieser Seite des großen Wassers bin und zu den soliden Leuten gezählt werde. Ich wurde durch Ihren Bruder recht an eigene Jugendeseleien erinnert. Einem, der so anständig gefallen ist, wie Job, soll man die Hand reichen, schon aus Korpsgeist . . ."

Die Polka war vorüber. Andere Paare suchten das Vestibül auf. Anne Marie blieb in Unterhaltung mit Ernst Hindorf sitzen. Ihr Partner für den nächsten Tanz, ein kleiner Leutnant, näherte sich ihr,

sie bat ihn, aussetzen zu dürfen, da sie etwas müde sei.

Sie blieben, und der Lamnitzer erzählte von seinem amerikanischen Freunde, bei dem Job jetzt war.

Ihre Tante Nettelmüller erschien mit deutlichen Zeichen von Aufregung, wo Anne Marie denn sei; die Nachricht habe sich verbreitet, sie wäre ohnmächtig geworden. Die Nichte lachte und erklärte, sich außerordentlich wohl zu fühlen. Was machte sie sich daraus, daß die Witwe ihr einen Blick höchster Mißbilligung zuwarf, als sie sie hier im Tete-a-tete mit dem Lamnitzer Hindorf antraf! Was machte sie sich aus der Verdächtigung, die sie rings um sich rege wußte!

Es war nichts Schlechtes, das sie getan hatte. Die große Ruhe, die über sie gekommen war, seit sie den Mut gefunden hatte, zu ihm zu sprechen, sagte ihr, daß nichts Unrechtes dabei sein könne.

Und diese Stimmung hielt bei Anne Marie auch an, als sie am Morgen nach dem Ball spät erwachte. Sie vermochte nicht einmal ihrer Tante böse zu sein, die ihr beim Frühstück Vorwürfe machte über ihr Verhalten. Anne Marie bekam Vorwürfe über ihr „herausforderndes, durchaus unmädchenhaftes Benehmen" zu hören. Sie konnte es auch nicht allzu tragisch nehmen, daß die Tante ihr versicherte, ihr Renommee als wohlerzogene junge Dame habe gestern einen schweren Schlag erlitten. Es handelte sich ja um den Lamnitzer Hindorf, und so wie er in Frage kam, war die Tante nicht ganz zurechnungsfähig. Außerdem, wenn man glücklich war, focht einen nichts an. Anne Marie konnte die Zerknirschung, welche Frau von Nettelmüller von ihr verlangte, nicht empfinden; im Gegenteil: die Witwe mußte es erleben, daß die Nichte sie auslachte. Später am

Tage hörte sie dann Anne Marie in ihrem Zimmer pfeifen und Tanzmelodien vor sich hinsummen. Darüber ärgerte sich Frau von Nettelmüller um so mehr, als sie sich schlecht gelaunt fühlte. Ihr eigener Ball war ihr schlecht bekommen. Wozu der ganze Aufwand von Mühe und Ausgaben, fragte sie sich. Damit Anne Marie Triumphe feiere! Sie war sehr unzufrieden mit der Nichte. Das Mädel durchkreuzte alle ihre Pläne. Früher hatte die Witwe geglaubt, Anne Marie sei unklug und unberechenbar; daß sie Eberhard Hindorf und Chineck abgewiesen hatte, schrieb sie auf das Konto ihrer Jugendlichkeit; aber ihr neuestes Verhalten dem Lamnitzer gegenüber machte sie stutzen. Sollte das, was man für Übermut gehalten, etwa gar Berechnung sein und einem wohlüberlegten Plane entspringen?

Der Witwe ging das Zustandebringen von Partien über alles. Aber der Lamnitzer Hindorf, Ernst Hindorf und das „dumme Mädel" — so nannte sie die Rivalin in diesem Augenblick —, der Gedanke war unerhört!

Es galt zu handeln. Frau von Nettelmüller bestellte sich einen Wagen. Sie sagte der Nichte, daß sie ausfahren wolle, um in der frischen Luft ihren Kopfschmerz los zu werden. Anne Marie hatte keinen Kopfschmerz und fühlte auch kein Bedürfnis, mitzufahren.

Am nächsten Vormittag kam Horst Plessow in die Villa. Er hatte den Ball nicht mitgemacht, angeblich, weil er seine Frau auf eine ganze Nacht jetzt nicht verlassen könne. Heute, sagte er, wollte er einmal sehen, was seine Schwester mache. Anne Marie staunte; solches Familieninteresse war sonst gar nicht Horsts Art. Monatelang hatte er sich nicht um sie gekümmert.

Horst fragte nach Job, von dem, wie er höre, Anne Marie Briefe habe. Er ließ sich dann von dem Ergehen des Bruders ausführlich berichten.

Anne Marie hatte jedoch von vornherein das Gefühl, daß Horst mit seinem Besuch irgendeinen besonderen Zweck verbinde, den er nicht zu erkennen gab.

Er sprach dann auf einmal davon, daß der Termin von Anne Mariens Mündigwerden immer näher heranrücke. Man müsse sich schlüssig darüber werden, wie sie ihr kleines Kapital anlegen wolle. Er schlage vor, daß sie sich in einem jener norddeutschen Stifte für junge Damen aus guter Familie einkaufe; denn es sei ja doch klar, daß sie von den Zinsen ihrer zehntausend Mark nicht leben könne. Als Stiftsdame habe sie doch wenigstens ein Heim und wisse, wohin sie gehöre.

Horst hatte schon früher einmal von dieser Idee der Schwester gegenüber gesprochen, und sie hatte ihn nicht darüber im Zweifel gelassen, daß sie ihr im höchsten Grade widerwärtig sei. Warum kam er jetzt von neuem damit?

Augenblicklich aber interessierte es sie, zu wissen, warum Horst dieses abgetane Thema gerade heute wieder hervorgesucht habe. Sie kannte ihn doch zur Genüge; es gehörte etwas dazu, daß er sich aus seiner Bequemlichkeit aufraffte; ohne Grund war er nicht gekommen und hielt ihr diese schönen, wohldurchdachten Reden.

„Ja, liebes Kind," sagte Horst, „du mußt dir einmal klar darüber werden, was mit dir in Zukunft werden soll. Du hast die Erziehung einer Dame genossen und du bist hübsch. Das ist ziemlich viel. Aber du bist auch verwöhnt und sehr anspruchsvoll. Mit einem gewissen Recht vielleicht. Aber überlege dir,

daß die Jahre vergehen. Heute liegt dir noch alles zu Füßen; wir wollen uns in zehn Jahren wieder sprechen. Für ein altes Mädchen ist es eher eine Last als ein Vorzug, wenn sie von Adel ist. Du kannst nicht, wie Fräulein Müller oder Fräulein Schulze, Erzieherin, Gesellschafterin, Stütze der Hausfrau oder dergleichen werden. Zur Hofdame passest du auch nicht mit deinen Einbildungen. Was bleibt dir, wenn du nicht heiratest? Ich sehe ziemlich düster für deine Zukunft."

„Beruhige dich, Horst," erwiderte ihm Anne Marie und lachte dabei gezwungen; „was auch aus mir werden mag, das verspreche ich dir: der Familie will ich nicht zur Last fallen."

„So war das nicht gemeint, wahrhaftig nicht! Du bist das einzige Mädchen unter uns, dazu das jüngste Kind. Man hat einfach die Pflicht, dich zu bewachen. Außerdem gibt das Gesetz mir speziell das Recht dazu, so lange du unmündig bist. Ich stehe an Vaters Stelle dir gegenüber. Das heißt: ich habe die Oberaufsicht nicht bloß über deine Vermögensangelegenheiten, sondern auch über dein Verhalten. Natürlich kann ich dir nicht vorschreiben, wie du dich in jedem einzelnen Falle benehmen sollst. Das muß deinem eigenen Takt überlassen bleiben. Um das zu wissen, bist du alt genug; aber schließlich werde ich verantwortlich gemacht als Bruder und als Familienoberhaupt für das, was du sagst und tust."

Anne Marie blickte mit maßlosem Staunen auf den Bruder. Er kam ihr als Tugendwächter so lächerlich vor, daß das Gefühl dieser Komik doch noch den Ärger überwog, den sie über seine Anmaßungen empfand.

„Tante Nettelmüller ist also in Baderwisch gewesen!" sagte sie.

„Allerdings! — Warum?“

„Ich habe mir gedacht, daß sie mich verklatschen würde.“

„Vom Verklatschen ist keine Rede. Tante Nettelbeck hat ein Recht, entrüstet zu sein, als Wirtin einmal und noch mehr in ihrer Eigenschaft als Pflegemutter. Wenn du einen gesellschaftlichen Fauxpas begehst, so wird sie in erster Linie dafür verantwortlich gemacht. Uns wird es in die Schuhe geschoben, daß du dich unweiblich, jedenfalls nicht mädchenhaft aufführst, wie es neulich leider der Fall gewesen ist. Man fragt in solchem Falle immer zuerst: Wo ist die Familie? Wie kann sie das zulassen?“

Anne Marie brach in Lachen aus.

„Denke nur nicht, daß dein Benehmen nicht kommentiert wird, liebe Schwester!“ fuhr Horst fort. „Der Korb, den du Chineck gegeben hast, ist dir ebensowenig vergessen wie der an Eberhard Hindorf. Die Welt knüpft an solche Dinge ihre Vermutungen.“

„Was für Vermutungen?“ fragte Anne Marie.

„O, die Leute denken, wenn sie dich jetzt mit einem anderen flirten sehen: Darum also wies sie den jüngeren Bruder ab; Frau von Hindorf will sie werden, aber nicht Frau von Hindorf ohne Lamnitz. Du spielst ein ziemlich hohes Spiel, mein Kind; und ich sage dir im voraus, du wirst es verlieren. Ich kenne Ernst Hindorf von Jugend auf. Er ist der größte Heuchler, der mir je vorgekommen. Er hat seine erste Frau um Geldes willen geheiratet, trotz alles nachherigen Witwerkummers, der sehr gut agiert war. Ernst Hindorf wird nie anders als wieder um Geldes willen heiraten. Daß ihm die Damen die Cour machen, als wohlhabendem Witwer, läßt er sich natürlich ganz gern gefallen. Aber

er lacht über euch, über dich genau so wie über die Weudenas und wer ihm sonst alles noch nachlaufen mag. Ich aber, als dein Bruder, will und darf nicht ruhig zusehen, daß du dich vor aller Welt einem Manne an den Hals wirfst, der von jeher ein Gegner unserer Familie gewesen ist. Der Vater würde sich im Grabe umdrehen, hätte er das erlebt!"

Das Lachen war Anne Marie vergangen. Sie rang die Hände und stöhnte laut auf. Daß es jemand wagen durfte, ihr das zu sagen! Wie sie es in diesem Augenblicke verwünschte, daß sie ein Mädchen war! Ein Mann hätte jenen niedergeschlagen oder vor seine Pistole gefordert. Was konnte sie tun? Gegen was sollte sie sich verteidigen? Was er behauptete, war ja so gemein, daß es einem die Zunge lähmte.

Und niemand auf der weiten Welt, den sie hätte anrufen können gegen diese schwerste Beleidigung. Der, der von Natur berufen war, für sie einzutreten, ihr Bruder, war es ja, der ihre Ehre so tief gekränkt hatte.

* * *

Herr von Weudena auf Dromsdorf war schon seit einiger Zeit durch eine schwere Wassersucht ans Bett gefesselt. Es schien nur noch eine Frage von Wochen, wann er seinen Leiden erliegen werde. Ernst Hindorf, der aufrichtige Verehrung für den alten Herrn, einen Zeitgenossen und Freund seines Vaters hegte, fuhr, so oft es ihm seine Zeit erlaubte, trotz der nicht geringen Entfernung zwischen Lamnitz und Dromsdorf zu ihm hinüber.

Der Kranke war sich der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes bewußt. Sein Leiden, qualvoll, wie es war, hatte ihm doch volle Klarheit des Geistes be-

lassen. Er war imstande, vor dem Abschied sein Haus zu bestellen.

Hindorfs Besuche waren ihm eine große Beruhigung. Herr von Weudena hinterließ eine große Familie und, außer einem hochbelasteten Gute, kaum irgend welches Vermögen. Vor fünfzig Jahren, als er, ein blutjunger Mensch, das Familiengut übernahm, war er mit diesem Besitz ein leidlich wohlhabender Mann geworden. Aber seitdem war ein wirtschaftlicher Umschwung vor sich gegangen, der alle Werte verändert hatte. Der Dromsdorfer Weudena hatte gute Jahre erlebt im Anfang seiner Tätigkeit, aber auch schlechte. Und diese letzteren hatten aufgezehrt, was er in besseren Zeiten zurückgelegt. Einfacher, als er für seine Person lebte, konnte man nicht leben, aber das Gut verlangte Meliorationen, wenn man als Landwirt mit der Zeit fortschreiten sollte. Dazu die vielen Kinder. An ihrer Erziehung zu sparen, wäre diesem Vater niemals in den Sinn gekommen. Von den sieben Mädchen hatten nur die beiden ältesten geheiratet. Dann war noch als jüngstes Kind ein Junge da, der kurz vor der Mündigkeit stand.

Es hätte für Herrn von Weudena nahe gelegen, seine Familie und sein Haus dem Schwiegersohne zu übergeben; Superintendent Miele war ein Mann in den Fünfzigern, bereits zum dritten Male verheiratet, mit reichem Kindersegen von den drei Frauen. Aber der alte Herr liebte den Schwiegersohn nicht besonders. Obgleich ein kirchlich gesinnter Mann und evangelischer Christ aus Überzeugung, waren ihm die Diener der Kirche doch immer mehr oder weniger als notwendiges Übel erschienen. Schwer genug war es ihm geworden, seine Tochter an einen Schwarzrock zu vergeben.

Ernst Hindorf war der Mann nach dem Herzen des alten Weudena. In seinen Augen war der Lamnitzer, trotzdem er schon in den Dreißigen nicht mehr viel zu suchen hatte, noch ein ganz junger Mensch. Der Greis empfand Hindorf gegenüber, den er vom Kind zum Mann hatte heranreifen sehen, die väterlichen Gefühle eines älteren Freundes. Sein eigener Sohn Gerd war im Alter zu weit von ihm entfernt, als daß er ihn hätte als Kameraden und Vertrauten betrachten können. Und die Töchter — ja, das waren eben Mädchen. So lieb er sie hatte, bedeuteten sie ihm doch nur eine wehmütige Freude, an die er stets mit einer gewissen Beklemmung dachte.

Herr von Weudena sprach voll Freimut über die Mißlichkeit seiner Verhältnisse mit dem Lamnitzer. Er legte dem Nachbar seine Familie und sein Gut ans Herz. Hindorf versprach dem Greis in die Hand, tun zu wollen, was in seinen Kräften stünde. Der Kranke nahm das Versprechen mit Genugtuung auf. Es war vielleicht die letzte Freude, die der alte Mann bei klarem Bewußtsein erlebte. Wenige Tage darauf schloß er die Augen für immer.

Der Lamnitzer war in der nächsten Zeit viel in Dromsdorf. Die Hinterlassenschaft des Verstorbenen zu ordnen war kein kleines Stück Arbeit. Abgaben und Zinsen sollten bezahlt, Rechnungen beglichen werden, und dazu kein Bargeld vorhanden. Der junge Weudena war ein bescheidener, braver Mensch, aber es fehlte ihm mit seinen zwanzig Jahren noch völlig an Erfahrung und Selbständigkeit. Es rächte sich jetzt, daß der alte Weudena den Jungen bis zuletzt als Kind behandelt hatte; jetzt, wo er auf eigene Füße gestellt wurde, schien es etwas spät, das Gehen zu erlernen.

Der Grundgedanke von Herrn von Weudenas Testament war gewesen, daß Dromsdorf, welches nicht Majorat war, der Familie erhalten bleiben möchte. Darum hatte er den einzigen Sohn zum Haupterben eingesetzt. Die Töchter wurden gebeten, sich mit dem Pflichtteil zu begnügen. Da ihrer sieben waren, machten selbst bei niedriger Taxe des Gutes die Pflichtteile eine ganz stattliche Summe aus. Wenn die Töchter auf Auszahlung bestanden hätten, wäre der Bruder ruiniert und Dromsdorf der Familie verloren gewesen. Ernst Hindorf als Testamentsvollstrecker hatte das den Damen auseinanderzusetzen. Die Mädchen waren sofort einig, zugunsten des Gutes ihre Ansprüche aufzuschieben, bis der Bruder einmal in die Lage kommen würde, ihnen das Ihrige auszuzahlen. Nur die Frau des Superintendenten vermochte sich zu solcher Höhe der Auffassung nicht aufzuschwingen; sie machte den Rechtsstandpunkt geltend, verlangte Auszahlung des ihr zukommenden Kapitals.

Helene Kracht, die in Berlin in einer Diakonissenanstalt arbeitete, war während der letzten schweren Krankheitsperiode nach Dromsdorf gekommen, um den Vater zu pflegen. Sie war öfters mit Ernst Hindorf an dem Lager des Vaters zusammengetroffen. Der alte Mann hatte ganz vergessen, was vor Jahren zwischen seiner Ältesten und dem Lamnitzer gewesen. Die jüngeren Geschwister hatten nie etwas von jenen Ereignissen erfahren. Immer und immer wieder schwärmten sie ihr von dem Lamnitzer vor. Helene selbst verhielt sich mehr als zurückhaltend gegen Ernst Hindorf, so daß er den Eindruck einer gewissen feindlichen Stimmung hatte, die er sich nicht erklären konnte. Kaum jedoch war sie des Abends allein auf ihrem Zimmer, so konnte sie ihre

Erregung nicht mehr meistern. Ihre grauen Haare schützten sie nicht vor dem Ausbruch leidenschaftlichen Empfindens. Sie dachte an jene Szenen im Jägerhäuschen, wenn Ernst Hindorf herübergeritten kam und sein Pferd draußen anband, und an die Trennung, die die vernünftigen Leute herbeigeführt. Seinen Abschiedsbrief besaß sie noch und las ihn von Zeit zu Zeit. Darin beschwor er sie, ihm treu zu bleiben. Und ein Jahr darauf hatte sie mit einem anderen vor dem Altar gestanden. Furchtbar hatte es sich an ihr gerächt, daß sie sich verkauft. Sie kam sich befleckt und verbraucht vor. Ihre Gefühle für Ernst waren unverändert, doch sollte er es niemals merken. Sie fühlte sich seiner nicht mehr würdig. Diese Art Liebe, wie sie sie genossen, verwüstet eine Frau, und ihm wollte sie die elenden Reste nicht antragen.

Die Entfernung zwischen Lamnitz und Dromsdorf brachte es mit sich, daß Hindorf wiederholt bei den Weudenas übernachten mußte. Er hatte dort sein Zimmer, das stets für ihn bereit stand.

Er war gern in Dromsdorf. Der Geist von Schlichtheit und Ehrenhaftigkeit, der dem alten Weudena eigen gewesen, hatte sich auf die Kinder vererbt. Nur Menschen von ausgesprochener Rasse waren imstande, die Armut mit solch großartiger Gelassenheit zu ertragen. Man hielt sich nur die allernotwendigsten Dienstboten für den Haushalt. Die Mädchen schneiderten, kochten, wuschen sogar, wenn es notwendig war; und dennoch würde niemand einer von ihnen die Bezeichnung „Dame" verweigert haben.

Sie ließen sich durch die Beschränktheit ihrer Lage nicht zur Kopfhängerei bringen. Selten konnte man vergnügtere Menschen beisammensehen. Ihre Heiterkeit

hatte etwas Veredeltes, weil sie sich behaupten mußte gegen vielerlei Widerwärtigkeiten des Alltagsdaseins.

Wenn sich Ernst Hindorf in dem Kreise umschaute, der sich mittags an dem einfach gedeckten Eßtisch, oft nur zu einem einzigen Gericht, versammelte, und die blonden Köpfe der fünf Fräulein von Weudena sah, von denen eine immer hübscher war als die andere, dann empfand er jenes unbeschreibliche Gefühl von Behagen, das für den Mann von weiblicher Anmut und Jugend ausströmt. Dann fühlte er sich selbst verjüngt. Es war ihm, als sei er zurückversetzt in seine Jugendzeit, wo sie in Lamnitz auch solch ein Kreis von jungen, glücklichen Menschen gewesen waren, die vom Ernst des Lebens noch nichts geahnt hatten. Es tat wohl, das einmal wieder mit anzusehen, jetzt, da man ein ganz anderes Auge hatte für die feineren Nuancen des Lebens.

Die Weudenas hatten sich schnell daran gewöhnt, den Lamnitzer Hindorf wie einen älteren Bruder zu betrachten. Nicht bloß der junge Besitzer von Dromsdorf vertraute ihm rückhaltlos in allen Dingen, auch die Mädchen kamen mit kleinen und großen Anliegen zu ihm als ihrem natürlichen Freund und Berater. Die Verehrung, die er in diesem Kreise genoß, hätte etwas Bedrückendes haben können, wäre sie nicht so selbstverständlich gewesen. Im Augenblick war er, Ernst Hindorf, ein und alles für diese Kinder. Sie schwärmten für ihn, aber die Offenheit, mit der das gezeigt wurde, machte die Sache harmlos; er brauchte sich kein Gewissen daraus zu machen, ihre Vergötterung anzunehmen.

Marka war von den unverheirateten Töchtern der Familie die älteste. Seit der Vater tot war, konnte sie als das Oberhaupt des Familienkreises gelten. Marka

trat, trotz ihrer Schönheit, in Gesellschaft hinter lebhafteren und selbstbewußteren Mädchen zurück; erst in engerer Häuslichkeit kamen ihre Vorzüge zur Geltung. Für die jüngeren Schwestern war sie mit ihrer schlichten, sich stets gleichbleibenden Art eine ausgezeichnete Erzieherin. Gerade weil sie sich nirgends aufdrängte mit ihrem Rat, wirkte ihre bloße Gegenwart mit einer stillen Kraft, der man sich nicht entziehen konnte.

Für Ernst Hindorf verknüpfte sich mit diesem Mädchen noch eine besondere Erinnerung, die sie ihm wert machte: Doris hatte Marka Weudena gern gemocht und sie oft wochenlang bei sich in Lamnitz gehabt. Später hatte dann Eberhard ein gewisses Interesse für Marka an den Tag gelegt, und sein älterer Bruder bedauerte es noch heute, daß aus der Courmacherei nichts Ernsteres hervorgegangen war. Er bedauerte es um Eberhards willen, der eine bessere Frau sicherlich nicht hätte finden können, und es tat ihm leid um des Mädchens willen, das schwerlich Aussicht haben würde, einen Mann zu finden, und das doch eigentlich zu schade war, sich langsam im Dienste der Familie aufzureiben.

Ernst Hindorf brachte den Weudenas oft einmal etwas mit: so dem Sohne kürzlich ein Jagdgewehr, das er nicht mehr brauchte; den jüngeren Mädchen machte er Geschenke von Büchern oder Gesellschaftsspielen. Nur Marka konnte er nicht in dieser Weise beschenken; sie schien ihm über das Alter hinaus, wo man ein Mädchen einfach als Wahlnichte behandeln kann. Und gerade Marka hätte er gern ein äußerlich erkennbares Zeichen gegeben, wie er ihre selbstlose Aufopferung bewunderte.

Da kamen ihm die Blumen zustatten, die in seinem Warmhaus wuchsen. Doris war eine große Blumen-

freundin gewesen. Der Gärtner in Lamnitz zog noch immer die Arten weiter, welche die Verstorbene bevorzugt hatte. Ernst Hindorf ließ wohl hier und da ein besonders schönes Exemplar in sein Zimmer bringen, um sich daran zu erfreuen; aber die meisten dieser Kinder der Flora vergingen ungesehen. Seitdem er sich so viel in Dromsdorf aufhielt, bekam auch sein Warmhaus wieder einen Zweck. Dort hatten sie nichts dergleichen. Ernst Hindorf aber machte es Freude, Marka Weudena mit den kostbarsten Exemplaren, welche die Kunst seines Gärtners hervorbrachte, zu beschenken. Blumen, fand er, paßten so gut zu diesem Mädchen, das selbst in seinem passiven, pflanzenhaften Wesen etwas von einer stillen, schönen Blüte hatte. Blumen zu schenken und Blumen anzunehmen brauchte sich ja auch niemand zu scheuen; es machte den Geber nicht arm und beschwerte den Empfänger nicht.

Ernst Hindorf feierte seinen Geburtstag. Es waren nicht allzu viel Leute, die um das Datum wußten. Eberhard hatte ihm aus Berlin einen steifen Brief geschrieben, und von seiner Schwägerin Hedika lag ein kleines Höflichkeitsbillett bei. Frau Siebert, die Wirtschafterin, hatte es sich nicht nehmen lassen, die übliche Geburtstagstorte zu backen, aus Biskuit mit Zuckerguß, nach einem alten Rezept des Lamnitzer Hauses. Der Leuchter mit dem Lebenslicht und die Girlande um den Frühstückstisch fehlten nicht. Später traten einige von den Gutsleuten an, um mit verlegen schmunzelnder Miene zu gratulieren.

Hindorf hoffte, die Sache wäre damit erledigt, denn er liebte die Ovationen nicht; aber die zweite Post brachte noch einige Briefe und sogar ein umfangreiches Paket. Die Briefe stammten aus Kranzfelde. Der

eine trug die ihm so gut bekannte Handschrift von Babette Finsterly. Die Alte vergaß keinen Geburtstag ihres ehemaligen Eleven. Das andere Kuvert zeigte gleichfalls eine Damenhand. Ernst Hindorf überlegte einen Augenblick. Die Witwe Nettelmüller! Wer anders führte ein so weichliches Parfüm, wie es dieser Brief ausströmte.

Am interessantesten war ihm das Paket. Absender war eine indifferente Firma in Kranzfelde. Dahinter verbarg sich irgendeine Freundin, die nicht erkannt sein wollte. Einen Augenblick dachte er an Anne Marie Plessow. Als er jedoch das Paket öffnete, wurde ihm klar, daß sie es nicht sein könne. Die gestickte Tischdecke, die sich daraus entwickelte, sah der kleinen Plessow nicht ähnlich. Eine äußerst fleißige Arbeit, aber ohne jede Spur von Originalität; wahrscheinlich nach irgendeinem Modejournal entstanden. Das war Dromsdorfer Fabrikat. Er sah es, und zum Überfluß sagte es ihm ein Brief von Marka, in dem sie ihm in ihrem und der Geschwister Namen zum Geburtstag gratulierte. Marka nahm die Gelegenheit wahr, ihm ihren Dank auszusprechen für alles, was er an ihnen tue.

Der Brief war merkwürdig unfrei im Tone und sagte, trotz ziemlicher Weitschweifigkeit nicht viel. Die Decke belustigte Hindorf. Sie war sehr groß ausgefallen. Eine Menge bunter Wolle steckte in den vielen Blumen und Ornamenten. Wie viel Mühe mochten sich die guten Mädel damit gegeben haben! — Er wußte nichts Besseres, als die Geburtstagstorte, die er ja doch nicht allein verzehren konnte, einpacken zu lassen und sie mit vielen Blumen nach Dromsdorf zu schicken.

Babette Finsterly hatte sich in ihrem Glückwunsch-

schreiben an Ernst Hindorf beklagt, daß er sie vernachlässige. Als er das nächste Mal zur Kreisstadt fuhr, suchte er die Alte daher in ihrer Wohnung am Marktplatz auf. Babette war entzückt, ihn zu sehen. Der Frühling war ihre langweilige Zeit. Da kamen wenig Menschen zur Kreisstadt. Wenn das Gras zwischen den Pflastersteinen zu sprießen begann, gab es nicht viel zu sehen von ihrem Fenster aus; die Wagenburg vor dem „Goldenen Löwen" war nur klein. Die Wege waren grundlos und die Landwirte mit der Bestellung ihrer Felder beschäftigt.

Immerhin war die neugierige alte Jungfer auch jetzt gut beschlagen im Klatsch der Gegend. Zweierlei interessierte sie am meisten: das waren Verlobungen, welche in der Luft schwebten, und Kinder, die erwartet wurden. Es war ihr Ehrgeiz, über solche Eventualitäten früher unterrichtet zu sein als irgend jemand anders. Und sie scheute vor indiskreten Fragen nicht zurück. Man nahm ihr das auch nicht übel. Daß in Baderwisch voraussichtlich noch im Sommer getauft werden würde, war ihr natürlich längst bekannt. Dagegen schweige noch alles bei Agathe von Rängern. Dann rückte sie vorsichtig mit der Frage heraus, wie es denn in dieser Beziehung bei Eberhard und seiner jungen Gattin stehe, die im Dezember geheiratet hatten. Ernst Hindorf konnte mit gutem Gewissen versichern, daß er nicht wisse, ob er Aussicht habe, Onkel zu werden.

Ernstlich entrüstet war Babette, daß in der Gegend das Verloben ganz aus der Mode zu kommen scheine. Die Herren seien zurückhaltender als früher geworden. Warum, zum Beispiel, saßen die Weudenaschen Töchter in Dromsdorf noch immer unvergeben? Früher waren

so hübsche Mädchen abgegangen wie die warmen Semmeln.

Dann begann Babette ein Loblied zu singen zu Ehren von Marka Weudena. Sie werde eine ausgezeichnete Hausfrau und Mutter abgeben mit ihrer Solidität, Sparsamkeit und Anspruchslosigkeit. Die Männer wären blind, daß sie einen solchen Demanten unbeachtet liegen ließen. Ernst Hindorf konnte nicht in Zweifel darüber sein, was die Alte damit sagen wollte.

* * *

Der Verfasser, der noch wenige Monate vor seinem Tode an diesem Roman gearbeitet hat, mußte mitten im Werke die endgültige Ausführung abbrechen. Es ist daher im Nachstehenden der sorgfältig skizzierte Entwurf des Schlusses wiedergegeben.

Ernst Hindorf fühlt sich unangenehm berührt. Das Dromsdorfer Idyll ist ihm zerstört. Nachdem die Sache dort in Ordnung gebracht ist, zieht er sich nun zurück. Es liegt so nahe für ihn, zu heiraten, aber er denkt an Eberhards schlechte Erfahrungen in seiner Ehe. Er denkt an sein Glück mit Doris. Kann ihm ein junges Mädchen nach ihr etwas sein? Und kann er einem jungen Mädchen etwas sein in seinem Alter? Die Frauen haben natürliches Zutrauen zu ihm. Er sucht sie nicht, aber sie suchen ihn auf. Anne Marie Plessow — das Mädchen ist ihm ein Rätsel, er kann sie mit anderen Mädchen nicht in einen Topf werfen; sie ist etwas Besonderes, ihn sehr Anziehendes. Aber begünstigen kann und will er ihr aufkeimendes Interesse nicht; es kann doch höchstens romantische Mädchenschwärmerei sein. Er stellt sie sich an seiner Seite vor. Die Jahre sind es nicht so sehr, die ihn von Anne

Marie trennen, als seine Erlebnisse, die ein junges Mädchen niemals würde verstehen können. Einen Menschen an sich fesseln ist höchste Lust, aber auch höchste Verantwortung und Gefahr. Er hat zu ernste Dinge erlebt; seinem Gesicht ist der Stempel davon aufgedrückt. Und doch — das Alleinsein ist so schwer! Frauenliebe ist doch das Größte auf der Welt. Aber er hat das Geschick, Einsiedler zu sein, angenommen und will es nicht leichtsinnig vertauschen. Das Heiligtum seiner Erlebnisse will er sich nicht profanieren lassen.

Er setzt sich auf den Rand des Bettes und denkt an seine Lieben. Das ist seine Art, zu beten.

In Baderwisch ist ein Sohn geboren worden. Es herrscht allgemeine Beglückung über den Stammhalter. Aurelie schreibt an Anne Marie einen Versöhnungsbrief und lädt sie zur Taufe ein. Anne Marie fährt hin und steht Pate. Ihr Mitgevatter ist Assessor Tubus, der ihr von der Hochzeit her bekannt ist. Assessor Tubus ist ein unglücklicher Charakter, mißtrauisch, ehrgeizig, empfindlich, Outsider der guten Gesellschaft, die er bewundert. Beim Taufdiner spielt er eine unglückliche Rolle. Er tut Anne Marie leid; sie spielt mit ihm Tennis und macht mit ihm Besuche im Dorf, wo er den Leuten Geld schenken will. Eine Alte hält ihn für Anne Mariens Bräutigam.

Der Lamnitzer Hindorf kommt in einer Grenzangelegenheit zu Horst und bleibt zum Frühstück. Anne Marie kann ihre Freude, ihn zu sehen, nicht verbergen. Doktor Tubus wird dadurch eifersüchtig und stellt Anne Marie zur Rede. Sie weist ihn in seine Schranken zurück. Doktor Tubus schreibt einen Brief an Anne Marie; sie liebt nicht Korrespondenzen zwischen Menschen, die im selben Hause leben, und sagt ihm das. Darauf

stellt er die entscheidende Frage, wird aber sofort abgewiesen. Er spricht davon, daß er das Leben von sich werfen wolle. Sie hält es für die bekannte Redensart.

Nach der Auseinandersetzung mit Doktor Tubus geht Anne Marie auf ihr Zimmer. Sie kann die Sache nicht recht ernst nehmen, hofft, daß er noch zur Räson kommen wird. Während sie hinausblickt, sieht sie ihren Bruder Horst mit dem Lamnitzer Hindorf unten auf und abgehen. Sie scheinen ihren Gestikulationen nach in lebhafter Unterhaltung. Der Inspektor, der früher in Lamnitz gewesen, kommt dazu. Es scheint ein Streit daraus zu werden. Anne Marie stellt Vergleiche an, freut sich an der vornehmen Haltung Hindorfs, der sich jetzt verabschiedet.

Beim Essen ist Horst noch sehr erregt, räsoniert auf den Lamnitzer, der ihn um Beteiligung an seiner Genossenschaftssache gebeten hat. Horst hat das abgelehnt. Der Lamnitzer hat eine Anzahl Bauern in Baderwisch für seine Ideen gewonnen. Horst nennt es Popularitätshascherei und rühmt sich, es Hindorf diesmal ordentlich gesteckt zu haben. Anne Marie schweigt wohlweislich über ihre Gedanken.

Doktor Tubus fehlt; der Diener wird nach ihm geschickt, findet ihn aber nicht auf seinem Zimmer. Aurelie ist um ihn besorgt.

Im Laufe des Nachmittags machen Kammerherr und Frau von Mildenau Besuch. Anne Marie weiß nicht, wie sie zu Frau von Mildenau steht; es ist ihr nicht gleichgültig, wie Ernst Hindorfs Schwester von ihr denkt. Das alte Wohlwollen ist geschwunden. Sie hat das Gefühl, von ihr beobachtet zu werden. Der Besuch verläuft kurz und steif. Horst ist unzufrieden

mit Aureliens Haltung. Aurelie ist durch die Sorge um den Bruder ganz benommen.

Der Gärtner meldet, daß sich der junge Herr aus Berlin das Leben genommen habe. Aurelie verliert die Haltung völlig, beschuldigt sofort Anne Marie. Horst zeigt sich als feige und ratlos.

Anne Marie flüchtet sich auf ihr Zimmer. Zunächst wiegt das Entsetzen vor. Hat sie schuld? Ist sie kokett gewesen? Nein, aber unklug. Was soll nun werden? In diesem Hause kann sie nicht bleiben. Wohin flüchten?

Sie erträgt es nicht länger und läuft in die Dämmerung hinaus, schlägt, ohne es zu wissen, die Richtung nach Lamnitz ein. Wilde Gedanken und Pläne jagen durch ihren Kopf. Zu ihm! Er muß ihr sagen, wer sie ist, was sie tun soll. Er allein auf der Welt kann es wissen, wird ihr helfen. Ihm zu Füßen fallen, von ihm sich aufrichten lassen. Sie sieht das Herrenhaus von Lamnitz, die Begräbnisstätte im Park; scheut sich, weiterzugehen. In seinem Zimmer ist Licht. Er hat seine Welt für sich. Was ist sie ihm?

Anne Marie kehrt um; es ist Nacht; das Baderwischer Haus ist verschlossen. Sie klingelt, muß warten, bis ein Mädchen ihr öffnet.

Anne Marie geht wieder auf ihr Zimmer. Sie muß sich ruhig überlegen, was sie zu tun hat. Hier kann sie nicht mehr bleiben um Aureliens willen. Sie denkt an Agathe, will aber nicht um Einlaß betteln. Zur Tante in Kranzfelde! Das hieße versauern. Es bleibt nur Amerika für sie. Job wird sie und ihr bißchen Geld schon gebrauchen können. Sie wird ruhiger. Ein schneller Abschied ist die Hauptsache. Wie wenig Menschen man hat, an denen man hängt! Ihre Ge-

danken kehren zu Ernst Hindorf zurück. Ihn will sie noch einmal sehen, am hellen Tage ganz ruhig mit ihm sprechen, seinen Rat erbitten und sehen, ob es ihm leid tun wird, daß sie geht. Sie besiegt ihre Bedenken. Was bedeutet es ihr jetzt noch, was die Welt sagt! Wäre es nicht Feigheit, zu gehen, ohne dem Menschen, der die wichtigste Rolle in ihrem Leben gespielt, Lebewohl gesagt zu haben? Selbst auf die Gefahr hin, daß er merkt, was sie fühlt.

Der nächste Tag ist Sonntag. Sie weiß, welchen Weg er durch den Park von Lamnitz aus zur Kirche geht. Dort wird sie ihm morgen in der Frühe entgegengehen.

Ernst Hindorf hat sich etwas früher aufgemacht als sonst; es ist ein wunderschöner Sommermorgen. Ein Mädchen aus dem Dorfe tritt ihm auf dem Kirchweg entgegen, erzählt ihm eine lange, tragische Geschichte. Zum Schluß bittet sie für ihren Geliebten, der eine Straftat begangen und sich verborgen hält. Ernst Hindorf erwidert: Strafe muß sein, aber er wird sich des Falles annehmen. Das Mädchen geht beglückt ab. Sie kommen alle zu ihm, haben Vertrauen zu ihm. Er hat sich gestern abend so einsam gefühlt. Wie ihn der junge Morgen erfrischt! Die Kirchenglocken läuten. Anne Marie kommt ihm entgegen. Er erkennt, daß etwas Besonderes mit dem Mädchen ist. Sie sagt ihm offen, daß sie ihn habe treffen wollen. Er sieht, daß er die Kirche heute aufgeben muß. Anne Marie berichtet, daß sie das Land verlassen will. Er erkennt, daß das, was sie vor hat, Torheit ist — sie würde für Job nur eine Fessel werden —, und redet ihr ab. Sie: „Es bleibt mir kein anderer Ausweg.“ Er: „Was ist geschehen?“ Sie erzählt zaghaft das gestrige Ereignis.

Er versteht schnell und erspart ihr das übrige. Er erwägt die weiteren Möglichkeiten, die ihr bleiben: ihre Tante, Frau von Nettelmüller. Sie setzt lebhaft auseinander, warum sie zur Tante nicht wieder will. Er schlägt seine Schwester, Frau von Mildenau, vor. Sie deutet an, daß die Freundschaft mit Drosselbach einen Riß bekommen habe.

Anne Mariens ehrliche Art, dem Geschick mutig ins Gesicht zu sehen, imponiert ihm, und zugleich rührt sie ihn in ihrer Jugendlichkeit. Das Mädchen kommt ihm heute ganz anders vor, viel seelenvoller, bedeutender; alles Puppenhafte der Salondame ist von ihr gewichen. Sie hat mehr als bloß Rasse; sie scheint Charakter zu besitzen. Er will sie auf die Probe stellen, will herausbekommen, weshalb sie gerade ihm alles dies erzählt. Er will sie nicht merken lassen, wie sehr sie ihm gefällt, und unterwirft sie noch einem härteren Examen.

Was will sie drüben beginnen? Sie: „Arbeiten, was sich bietet, lieber, als hier Demütigungen ertragen." Blitzartig durchzuckt ihn das Gefühl, daß es eine Schmach wäre, anzusehen, daß dieses Wesen sich ruiniert. Man muß hier helfen. Sie hat solch großes Vertrauen zu ihm. Wie ist sie auf den Gedanken gekommen, sich gerade an ihn zu wenden? Er stellt diese Frage, kränkt sie dadurch. Anne Marie antwortet nicht, wendet sich und geht. Sie hat Furcht, ihm die Antwort hierauf zu geben, denn sie ist am Ende ihrer Kraft, fürchtet weich zu werden. Er glaubt sie beleidigt, eilt ihr nach und holt sie ein. Sie hat die Augen voll Tränen, sprachlos. „Warum?" ... Er erkennt mit einem Male, was er geahnt hat, ist tief ergriffen. — Sie finden sich. „Du darfst nicht gehen!" Die Gebetglocke schlägt an zum Vaterunser. Ihr ist's wie im Traum. Sie hat

wieder das Gefühl des Überweltlichen. Er spricht von seiner Schwester; nun muß sie zu ihr. Man sieht Kirchgänger in der Ferne. Was kümmert es sie! Sie will nicht von ihm. Ihr ist, als sei sie endlich zu Haus. Er muß mahnen, bringt sie bis zum Park von Baderwisch und kehrt dann nach Lamnitz zurück. Sie bleibt lange stehen und schaut ihm nach.

Ernst Hindorf geht nach Hause zurück, durch seinen Park, am Erbbegräbnis vorbei. Sein Vogt begegnet ihm, fragt ihn wegen einer wichtigen wirtschaftlichen Maßnahme. Er reißt sich zusammen, um ihm zu antworten. Bestellt den Wagen, um nach Drosselbach zu fahren. Er geht dann ins Haus. Eine große Unruhe hat sich seiner bemächtigt. Sein Zimmer mutet ihn fremd an. Was hat er getan? Ist es Leichtsinn? Er schreitet durch alle Zimmer; vor dem Bild von Doris bleibt er stehen. Ihr Anblick beruhigt ihn. Es war doch nicht bloße Verliebtheit. Er hat in Anne Marie einen Abglanz jener Liebe gesehen, die er bei Doris gefunden, der großen Weibesliebe. Er darf ohne Scheu Doris ins Auge blicken.

Anne Marie verlebt ihre Brautzeit in Drosselbach. Wie alles für sie verwandelt ist! Sie liebt alle Menschen; es wächst etwas ganz Neues aus ihr heraus, Hingebung. Sie wundert sich, daß sie essen und trinken muß; schlafen und sich an- und ausziehen wie früher. Nur was auf ihn Beziehung hat, sollte sie interessieren. Der Alltag macht seine Rechte geltend.

Agathe kommt auf kurzen Besuch nach Drosselbach; sie ist noch nüchterner geworden, gratuliert der Freundin, daß sie nun erreicht hat, was sie gewollt. Anne Marie kann nicht klug daraus werden, was Frau von Mildenau über ihre Verlobung denkt.

Eines Tages hört sie von der Terrasse Brocken eines Gesprächs zwischen Frau von Mildenau und der Witwe Nettelmüller. Ernsts Schwester spricht über Anne Marie und beklagt ihren Bruder. Das Mädchen sei oberflächlich; er müßte eine ganz andere Frau haben.

Anne Marie fühlt sich schwer getroffen. Ist das wahr? Ernst allein kann ihr darüber Aufklärung geben. Er kommt meist abends zu Wagen von Lamnitz. Sie macht sich zu Fuß auf, ihm entgegenzugehen. Er kommt nicht. Ihre Stimmung wird immer verzweifelter. Sie macht ihm in ihrem Herzen Vorwürfe, daß er nicht kommt, und kehrt schließlich um. Als sie bei Dunkelheit nach Drosselbach zurückkehrt, findet sie ein Telegramm von ihm, daß er wegen einer dringenden Sitzung abgehalten sei, zu kommen. Sie ist deprimiert, verbirgt das nicht.

Am nächsten Tage kommt er früh. Sie sieht ihn auf einmal mit anderen Augen, will ihn nun nicht mehr fragen, ob sie oberflächlich ist. Fragen ihrer Ausstattung werden erwogen. Das kommt ihr so entsetzlich prosaisch vor. Sie weiß, daß Frau von Mildenau das exzentrisch findet; Ernst leidet darunter. Er ist doch in manchem ganz anders, als Anne Marie ihn sich gedacht.

Anne Marie erhält von ihm das Brautkleid geschenkt. Dabei erwähnt er ihr gegenüber zum erstenmal den Namen Doris.

* * *

Die Hochzeitsreise macht Ernst Hindorf mit seiner jungen Frau über Frankreich nach der Kanalküste von Südengland. Anne Marie ist wenig gereist; alles erstaunt sie. Das Beobachtetwerden in Paris fällt ihr

auf. Ernst bestimmt alles. Es wird ihr schwer, die Unabhängigkeit des Mädchens fahren zu lassen, aber sie sagt sich, daß sie es ja selbst gewollt hat. Ernst ist sehr schweigsam; dabei hat sie das Gefühl, als beobachte er sie. Der Gedanke, daß er Vergleiche anstellen könne, ist ihr furchtbar. Im Seebad entzückt sie der Strand und die Brandung. Sie sieht eine andere junge Frau baden und fühlt alle diese leichten Bewegungen mit. Sie will sich ein Badekostüm anschaffen, aber Ernst erlaubt es nicht. Der Gedanke befremdet sie, daß er ihr etwas untersagen kann. Seine Gründe, daß er seine Frau nicht den Blicken anderer preisgeben will, erscheinen ihr lächerlich. Sie reisen nach Nordengland an die Seen, wo sie regnerische Tage verleben. Ernst sehnt sich nach Lamnitz und seiner Arbeit zurück.

Nach Lamnitz zurückgekehrt, nimmt ihn sein Beruf wieder ganz in Anspruch. Anne Marie ist eifersüchtig auf dieses Gut, das ihm mehr ist als seine Frau. Alle möglichen Menschen kommen zu ihm, vom Dorf, aus dem Haus, aus der Ferne; für alle hat er ein Ohr. Diese Anliegen scheinen ihr zum Teil sehr unwichtig, aber ihm gehen sie im Kopf herum und ziehen ihn ab. Er ist eine ganz andere Art Gutsherr, als ihr Vater es war. Zum Reiten kommt sie gar nicht, zum Ausfahren wenig. Auch die Politik nimmt ihn in Besitz und seine Genossenschaftsbestrebungen. Dazu kommt Ärger mit Horst und Baderwisch. Ganz anders hatte Anne Marie sich das Leben einer Gutsherrin vorgestellt. Die Wirtschafterin will die junge Frau tyrannisieren; Anne Marie läßt sich das nicht gefallen. Ernst kündigt der Frau; die neue schlägt schlecht ein. Der alte Diener Gustav scheint die junge Herrin nicht zu billigen; ihr ist der Alte unheimlich.

In der Kirche denkt sie an die Zeiten zurück, wo sie drüben in der Baderwischer Loge gesessen. Jetzt hat sie nun das, was sie damals nicht mal zu wünschen gewagt hat. Und doch möchte sie ihr Ideal sich nicht herabwürdigen lassen. Ernst ist doch ein großer Mensch, nur ganz anders, als sie ihn sich gedacht. Er ist ihr damals näher gewesen und verständlicher als jetzt. Sie fühlt, daß er sich von ihr zurückzieht. Der Verdacht, daß er Vergleiche anstellt, befällt sie aufs neue. Der Saal mit Doris' Bild ist ihr der unbehaglichste Raum im Hause. Sie geht in die Lamnitzer Gruft und steht vor den Särgen der ersten Frau und des Kindes. Sie kann es nicht ertragen, daß Ernst noch andere Götter hat außer ihr.

Das Haus von Babette Finsterly in Kranzfelde wird abgebrochen; an seine Stelle kommt ein moderner Modebazar. Dadurch ist das Bäbchen ohne Behausung. Ernst Hindorf ladet sie nach Lamnitz ein; er meinte, Anne Marie könne weibliche Gesellschaft brauchen; er ahnt, daß er selber nicht der rechte Gesellschafter ist für eine junge Frau. Das Bäbchen bringt wirklich Leben in das Haus.

Ernst Hindorf ist Kurator des Kreiskrankenhauses. Die alte Vorsteherin legt ihr Amt nieder wegen Gebrechlichkeit. Helene Kracht wird zur Vorsteherin gewählt. Anne Marie erfährt das ganz zufällig und macht ihre Rückschlüsse daraus, daß Ernst ihr gegenüber nicht davon gesprochen hat. Er hat die neue Vorsteherin selbst eingeführt und kommt durch seine Stellung oft mit ihr zusammen. Anne Marie hat lange nicht mehr an Helene Kracht gedacht und an ihre früheren Beobachtungen. Jetzt will sie von dem Bäbchen wissen, was eigentlich zwischen den beiden gewesen ist. Babette

kann nicht widerstehen, erzählt, was sie weiß: von den Zusammenkünften der beiden als junge Menschen, von der Trennung durch die Familien und von dem Brief, den Ernst geschrieben, und der durch Babettens Hände gegangen ist. Alles das macht Eindruck auf die junge Frau. Sie weiß nun gewiß, daß Helene Kracht Ernst noch liebt. Abends sucht sie ein Gespräch mit Ernst, aber er ist ganz an seinem Schreibtisch vertieft. Sie geht zu Bett, hält es nicht aus, sucht ihn noch einmal auf und findet ihn in seinem Zimmer am Fenster, tief in Gedanken hinausstarrend. Er scheint ihr Kommen unangenehm zu empfinden, sie ist gekränkt.

Sie fragt sich: Ist sie glücklich? Hat sie in der Ehe gefunden, was sie erwartet? Sie ist eine andere, aber auch Ernst ist ein anderer, als sie ihn gesehen. Schreckliches Gefühl, an einem geliebten Menschen Schwächen zu entdecken. Er ist ihr zu sehr Träumer. Sie möchte ihn einmal ganz in Flammen sehen. Seine große Güte kann langweilig wirken. Sie denkt an eine Szene mit einem Knecht, wo er ihrer Ansicht nach hätte zornig werden müssen, aber er blieb gelassen. Wie anders war ihr Vater! Es fehlte Ernst an einer gewissen Brutalität. Sie reizt ihn manchmal absichtlich, nur um zu sehen, wie er sich verhalten wird. Es ist ihr eine Qual, aber auch ein süßer Kitzel. Vor allem aber reizt es sie, Ernst aus seiner Gleichgültigkeit zu bringen. Sie erreicht dadurch nur, daß er traurig wird und sich noch mehr in sich selbst verkapselt. Ist sie schlecht?

Eberhard ist zurück von Berlin in seine alte Garnison Kranzfelde. Hedika, seine Frau, hat ihm inzwischen zwei Jungen geschenkt. Hedika ist die eleganteste Frau der Gegend; sie spielt die erste Rolle

im Regiment, das jetzt einen bürgerlichen Oberst hat. Die Leutnants sind viel bei ihr; es wird geraucht und gespielt in ihren Salons und sehr ungeniert parliert. Hedika kann sehr liebenswürdig sein, wenn sie will; sie ist sehr geschickt und praktisch in allen Haushaltungsdingen. Sie beherrscht ihren Mann vollkommen, jedoch scheitert sie an Ernst Hindorf, der sie nach wie vor kühl behandelt. Von ihm fühlt sie sich durchschaut.

Auf Anne Marie gewinnt Hedika Einfluß. Anne Marie imponieren die Sicherheit und kühle Offenherzigkeit und die gesellschaftlichen Talente Hedikas. Im Innersten verabscheut Anne Marie diese Frau, aber sobald sie zusammen sind, hat Hedika Einfluß auf sie.

Chineck hat sich nach längerem Umherstreifen in Kranzfelde niedergelassen; er ist viel in Eberhards Hause, in Baderwisch und macht auch Besuche in Lamnitz.

Anne Marie hat ein sicheres Auftreten nach außen hin als Frau von Hindorf. Ihr macht die Geselligkeit Spaß; sie wird beneidet und bewundert. Es ist ihr Befriedigung, aus gesicherter Stellung ihre früheren Quälgeister fühlen zu lassen, daß sie die Frau des Lamnitzers ist.

Ernst Hindorf erschrickt manchmal vor der Schrankenlosigkeit ihrer Leidenschaft. Hat er nicht doch eine Torheit begangen? Er weiß, daß man imstande sein muß, sich vieles zu verzeihen in der Ehe. Aber gerade das will Anne Marie nicht einsehen. Der Mensch kann dem Menschen niemals ganz nahe kommen; wir sind alle Einsiedler; vielleicht ist Anne Marie zu jung, das zu verstehen. Sie begehrt ihn ganz für sich selbst, mit der ganzen Einseitigkeit der Frau. Er will sich

nach außen hin auswirken, in Gemeinde, Verwaltung, Politik. Gegensatz männlicher und weiblicher Auffassung in diesen Dingen.

Ernst Hindorf fühlt, daß er Einfluß gewinnt am Widerstand der Gegner. Er kandidiert für den Landtag. Horst agitiert gegen ihn. Die Leute trauen ihm Ehrgeiz zu, schieben ihm sonst welche Motive unter. Daß einer um der Sache willen wirkt, glaubt niemand. Die politische Situation im Kreise ist so verfahren wie möglich. Man will wirtschaftliche Vorteile machen und nennt das gute Gesinnung. Keiner will etwas nachlassen von seinen speziellen Interessen. Er hat einmal in einer Versammlung der Grundbesitzer von politischer Unerzogenheit und Kurzsichtigkeit etwas geäußert und damit in ein Wespennest gestoßen. Horst vor allem räsoniert. Hindorf erhält Beweise des Vertrauens von anderer Seite. Seine Zusammenschlußideen auf praktischem Gebiete fangen an, sich zu realisieren.

Der junge Weudena wird mündig; Ernst hat wieder in Dromsdorf zu tun. Anne Marie liebt diese Familie nicht. Sie machen gemeinsam einen Besuch in Dromsdorf, wobei man auch Helene Kracht sieht. Ernst erwägt, ob er seiner Frau von dieser Jugendliebe erzählen soll. Der Gedanke, daß er damit das Geheimnis einer Dame preisgeben würde, hält ihn davon ab. Er ist unzufrieden mit Anne Mariens neuesten Freundschaften. Er unterdrückt die dunklen Gedanken, die manchmal in ihm aufsteigen wollen. Sind nicht die Frauen doch das inferiore Geschlecht? Sie versprechen viel und halten wenig; sie täuschen durch Liebreiz, und ein Tor fällt darauf herein. Es war nur eine, die davon eine Ausnahme machte.

Hedika geht im Sommer mit ihrer Mutter auf Reisen; Eberhard bleibt in Kranzfelde. Hedika weiß es bei Anne Marie durchzusetzen, daß sie die beiden Jungen mit dem Kinderfräulein nach Lamnitz nimmt. Anne Marie bereut es sehr bald, denn die Jungen verursachen viel Not im Haus, und sie sieht, wie Ernst darunter leidet. Wünscht er sich Kinder?

Agathe Rängern ist in Drosselbach mit ihrem Baby. Die Freundinnen sehen sich und unterhalten sich über Kinder. Bei Agathe ist die Liebe zum Kinde an Stelle der Gattenliebe getreten; für ihren Mann empfindet sie Dankbarkeit und Freundschaft. Anne Marie ist außer sich bei dem Gedanken, jemals dahin kommen zu können.

Man trifft Chineck öfter; er kommt immer dahin, wo Anne Marie ist, kommt neuerdings auch ungebeten nach Lamnitz. Ganz anders faßt Anne Marie seine Courmachereien jetzt auf wie als junges Mädchen. Chineck ist ihr widerlich, direkt physisch unangenehm, und doch liegt ein Reiz darin, der Reiz des Gefährlichen, zu wissen, daß sie mit ihm anstellen kann, was sie will. Sie behandelt ihn absichtlich schlecht. Hedika kommt von ihrer Reise zurück; sie protegiert die Sache; Ernst scheint nichts zu sehen oder sehen zu wollen. Gerade das reizt Anne Marie noch mehr. Sie begeht eine Unvorsichtigkeit.

Ernst Hindorf greift nicht ein; er ist zu stolz dazu. Er zieht sich ganz auf sich zurück. Er sieht, daß er sich getäuscht hat in Anne Marie. Er weiß nun, daß er zum Einsiedler geboren ist. Manchmal hat er an einen Leibeserben gedacht; es ist besser so, daß er keinen hat. Er wird niemanden haben, wenn er stirbt, in dessen Augen er blicken kann. Es war vielleicht zu

viel vom Leben verlangt, zweimal einen Menschen zu besitzen.

Hedika bringt Anne Marie in perfider Weise ins Gerede. Ernst erkennt, daß er eingreifen muß. Er stellt das Renommee seiner Frau wieder her.

Anne Marie bangt um Ernst. Sie erkennt mit Schrecken die Gefahr, in die sie ihn gebracht hat, und seine Großherzigkeit. Er tritt für ihre Ehre ein, läßt sie aber merken, daß damit das Tischtuch zerschnitten sein soll für künftig.

Ein paar Tage lebt man nebeneinander her, gleichgültig.

Anne Marie fühlt, daß sie sich ganz einsetzen muß, ihn wiederzugewinnen oder ihn aufgeben. In der Nacht schleicht sie zu ihm, findet seine Tür erst verschlossen, fleht um Einlaß. Er läßt sie ein.

Hedika macht wieder Anknüpfungsversuche. Eberhard hat Schulden. Ernst muß wieder einmal einspringen.

Anne Marie erwartet; sie hat nicht gewußt, welch stolzes Gefühl das ist. Wie ihr Ernst wertvoll wird; in einem ganz anderen Sinne bewundert und liebt sie ihn. Alles erscheint in einem neuen Licht. Sie ist unvorsichtig, er ängstlich. Bei einer Wagenfahrt nach Drosselbach schadet sie sich. Ihre Hoffnung wird vernichtet. Anne Marie liegt in Drosselbach; Agathe ist bei ihr; ihre Nerven sind stark angegriffen.

Ernst Hindorf ist tief deprimiert. Im Grund seiner Seele liegt tiefe Melancholie, er freut sich auf das Sterben.

Auf Anraten der Ärzte wird Anne Marie ins Bad geschickt. Der Badearzt ist ein hervorragender Psychologe. Anfangs fühlt sie sich sehr matt und

weint viel. Sie hat Ernsts Bild in ihrem Zimmer aufgestellt, denkt auch viel an ihn und über sich selbst nach. Sie schreibt oft an ihn in warmherzigem Ton; Ernst antwortet nur kurz, da er sehr beschäftigt ist mit Wahlvorbereitungen. Sie versteht ihn viel besser aus der Entfernung. Die Fragen des Arztes befremden Anne Marie. Die Kur schlägt gut an. Sie darf ausgehen, fühlt kein Bedürfnis nach Geselligkeit. Sie liest Bücher, die ihr der Arzt besorgt. Sie denkt jetzt manchmal über Dinge nach, die früher nie in ihren Gedankenkreis getreten. Sie empfindet, daß sie sehr schlecht erzogen worden ist. Der Gedanke, daß man sich selbst erziehen müsse, ist ihr früher nie gekommen. Anne Marie findet in den Büchern manches über den Einfluß der Mutter auf das Kind vom ersten Augenblicke des Daseins an. Sie fragt den Arzt über einiges. Sie findet, daß er ein zartfühlender Mensch in rauher Schale ist. Jetzt weiß sie, warum sie ihr Kind damals verloren hat: sie war noch nicht gut genug dafür.

Ernst Hindorf ist neuerdings öfter mit Helene Kracht zusammengekommen. Sie kündigt ihre Stelle als Vorsteherin des Krankenhauses. Er will ihr abreden; er meint, es gehe nicht ohne sie. Sie will ihm den Grund nicht sagen, warum sie gehen will. Bei dieser Zusammenkunft sprechen die beiden von ihrem Vater und den alten Zeiten, ohne die früheren Erlebnisse direkt zu berühren. Sie bleibt immer zurückhaltend. Dann gibt sie ihm, wie beiläufig, den Brief zurück, den er ihr damals geschrieben hat. Als er gegangen, bricht die grauhaarige Frau in verzweifeltes Weinen aus.

Äußere Ereignisse stellen starke Anforderungen an Ernst Hindorf. Man will ihn als Reichstagskandidaten

aufstellen. Die politische Lage. Er prüft sich, kommt zu dem Resultat, daß er annehmen muß. Die Gehässigkeit der Gegner setzt sofort ein. Er hat gegen zwei Fronten zu kämpfen: die Liberalen, die ihn als Junker nicht wollen, und seine Standesgenossen, denen er zu frei denkt. In gewissem Sinn tut ihm dieser Kampf wohl; so kommt er am besten über seinen Kummer weg. Intrigen aller Art werden gesponnen; er unterliegt dem liberalen Kandidaten.

Anne Marie kommt nach Lamnitz zurück. Sie hat in den Blättern von seiner Niederlage gelesen; sie ist empört, viel mehr als er. Sie findet ihn gesetzt und stoisch gefaßt. Ihr Herz ist übervoll. Sie hat die feste Absicht, ihn zum Auftauen zu bringen. Er ist erstaunt über ihre Frische. Ihm ist ihr verändertes Wesen erst ganz fremd. Er meint, er müsse sie erst ganz prüfen. Bloße Zärtlichkeit allein kann ihm nicht genügen; er muß einen Freund haben. Hätte wirklich das Kind ihre Seele zum Durchbruch geholfen? Er kommt sich vor wie ein Gärtner, der lange ein Bäumchen beobachtet hat, und nun, wo er längst die Hoffnung aufgegeben, steht es auf einmal in Blüten. Er überdenkt seine und ihre Geschichte. Hat er vielleicht Unrecht begangen, da er zu viel bei ihr voraussetzte? Er hatte Erfahrung, sie nicht. Hat er ihr überhaupt jemals sein Herz geöffnet, wie anderen Frauen? Er hat großes Unrecht getan, indem er sie mit Doris verglich Jede Frau hat eine andere Art Liebe.

Sie sprechen sich aus zur Nachtzeit. Diesmal ist er es, der zu ihr kommt. Er erzählt von Doris und gibt ihr am nächsten Morgen Doris' und seinen Briefwechsel zu lesen, der wie ein „untrennbares Geflecht" ist. Anne Marie ist von der Größe dieser Liebe tief

ergriffen. Aber warum hat er ihr das andere nicht auch gesagt? Er meint, sie ziele auf jenes Jagdabenteuer mit der Sängerin ab. Das interessiert sie nicht; sie meint Helene Kracht. Er gibt ihr den Brief zu lesen, den er damals geschrieben, und erzählt ihr, wie unerklärlich sich die Frau neulich benommen habe. Anne Marie wird alles klar; sie ist erschüttert bei dem Gedanken an die Treue dieser Liebe und sagt ihm das. Er sinnt nach; es macht ihm Eindruck. Er kann es doch nicht recht glauben. Anne Marie erscheint es so selbstverständlich jetzt. Er ist so schön, und sie weiß jetzt, warum er es ist: aus seinen Zügen strahlt alle Schönheit der Frauen, die ihn geliebt haben.

Sie haben lange gebraucht, um den tieferen Sinn der Ehe zu verstehen. Es gibt kein vollkommenes Aufgehen zweier Menschen ineinander. Es wird immer ein Anziehen und Abstoßen und Wiederfinden bleiben müssen. Man muß sich vieles verzeihen. Aber das große Vertrauen muß da sein. Dann kommt auch der Glaube an das Glück.

Inhaltsverzeichnis.

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.